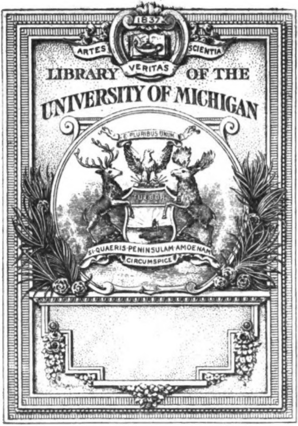

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Sechszehnter Band:

Die Königsbraut.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Die Königsbraut.

Von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

1.

Ein Winterabend auf Schloß Rosenberg.

Für zarte Seelen gibt's ein zartes Heilmittel der Wunden, die ihnen ein feindliches Schicksal schlug. Es ist die Einsamkeit. In der Einsamkeit wird der Schmerz ein lieber Gespiele des trauernden Gemüths; die scheinbare Mißgeburt verwandelt sich in ein schönes Kind, das zuweilen durch Thränen lächelt und uns bald muthwillig, bald launenhaft ins Herz greift und in die Locken, aber wir gewöhnen uns an das Kind, es wird uns ein Liebling; wir lachen mit ihm, wir weinen mit ihm; wir schreien auf, wenn es seine Hände uns ans blose Herz legt, und wir lächeln, wenn aus seinen Locken Balsam träuft, der die Qualen lindert und nur die Wehmuth der Erinnerung zurückläßt. Das sind deine Segnungen, Einsamkeit! Du bist die Mutter des Kindes, deß Locken von Narden duften. Wem der Zauber deines Gesanges ins Herz gedrungen ist, florumwallte Harfnerin, wer die Hymnen verstanden hat, die du in heiligem Aufschwunge der stillen Waldnatur, den düstern Felsen mit ihren Grotten und Quellen, den grünen heimlichen Thälern mit ihren Schatten und Bächen lieblich singst, deß krankes Gemüth verlangt nicht mehr

nach der völligen Gesundheit, das süße Siechthum ist ihm lieber. Bringt doch die kranke Muschel allein in tiefer Einsamkeit die Perle hervor.

So schwelgte Ebba Brahe in den wehmüthigen Wonnegefühlen ihres Schmerzes, umwebt von der ernstfreundlichen Einsamkeit des Schlosses Rosenberg. Erst stieg der Donner der Brandung an ihr Ohr, dann das Plätschern der Wellen, dann lag alles lautlos, wie hoffnungslose Schwermuth, geschlagen in starre Eisfessel, bald schlug der Sturm an die Fensterscheiben und sang sein wirres Lied, bald raschelte der Wind in den dürren Blättern des Parks, bald lag Ruhe über die Gegend ausgegossen. Und so kamen die Tage der schweren Nebel und brachten Ebba böses Weh, dann erhoben sich die Nächte, und brachten ihre Sterne. Da begann Ebba's Leben; zärtlichen Augs blickte sie nach dem Abendstern, dem Bilde ihres Gustav, und ihr Ohr lauschte dem Flüstern des Meers und der Bäume, bis Aug' und Ohr die Geister wahrnahmen, die grüßend an den Fenstern ihres Gemachs vorüberzogen. Und wenn der Tag ihr bange gemacht, und der kranke Vater schwer ums Herz, dann kam die Einsamkeit der Nacht und nahm ihrer Brust alle Last ab. Sehnsucht und Phantasie trugen sie auf leuchtenden Schwingen davon. Und nun stand vor ihr sein Bild, die Heldenstirne geziert mit dem flimmernden Abendstern, er, dem all ihr Leben geweiht war, und sie schaute empor an ihrer Phantasieschöpfung mit heiliger Andacht, wie am Bilde des Gekreuzigten; aber wie diesen kein frommes Gemüth hernieder zu ziehen vermag zur Erde, so vermochte ihr in unaussprechlicher Liebe aufflammendes Herz sein Idol nicht herab zu ziehen zu sich; es blieb ihr stets göttlich, unerreichbar. Dann erlosch wohl zu

Zeiten der Glanz ihres Auges und sie sendete es hinab auf die schwarzen Wälder und die Felsen und die düstre Meerbucht, oder nach der verschwimmenden Ferne; bald aber strahlte es wieder dem Abendsterne zu und sie rief getröstet: „Er ist mein König, mein Herr, und ich bin seine Magd; er ist mein Stern und ich die von seinem Schimmer geröthete Wolke; wendet er sein Licht von mir, so erbleicht die Wolke und zerrinnt zu nichts. Und kam nun solche Wehmuth über sie, dann griff sie nach der Harfe, um sie in Tönen, der Sprache der Schmerzen, auszuhauchen. Da ward denn, was erst in Thränen geflossen, als Lied und Ton ausgegossen; denn Thränen und Töne und Lieder sind Kinder einer Mutter, der Wehmuth, die auch — nur in anderer Gestalt — Begeistrung heißt, und sind sich geschwisterlich gleich. Oft kommt das eine, statt der andern, wo aber eins ist, da sind die andern nahe. Oft kommen sie wie die Grazien verschlungen Hand in Hand und hüpfen ungebeten herein, die himmlischen Trösterinnen, in deine einsame Kammer, du schwergedrücktes, sorgenumflortes Haupt, und entschleiern deinen Blick, die stets willkommnen Gäste.

Es war wieder Abend geworden, die Nacht zog kalt über den See her, aber ihre Sterne hatten sich mit desto hellerm Glanze geschmückt; Ebba saß allein in ihrem Gemach. Obgleich es winterlich kalt von draußen herein drang, hatte sie doch das Fenster geöffnet, dafür strömte der Ofen desto stärkere Glut. Als nun ihr Auge in der Ferne irrte, glaubte sie die Lichter im königlichen Schlosse zu Stockholm zu erkennen. Sogleich stürzte ihr ein Thränenstrom aus den Augen. Nach dem Abendstern wollte sie schauen, aber eine Wolke hatte ihn verhüllt. Wehmuth zuckte

ihr im Herzen, sie nahm die Harfe, deren Klänge lange über die Baumwipfel säuselten.

Und wieder starrte sie, in tiefe Schwermuth versunken, in die graue Weite, und Thränen rannen ihr über die grambleiche Wange. Gustav! Gustav! nie wirst Du mein werden. Ich fühl' es ja! ich zehre mich auf in namenlosem Schmerz!" Und immer heftiger weinte sie, bis ihr Haupt in die Fensterbrüstung sank. Plötzlich horchte sie auf; es war ihr, als vernehme sie von unten herauf Laute. Nach wenigen Augenblicken trug die Nachtstille das Getöse vernehmlicher an ihr lauschendes Ohr, es kam aus der Bucht. Bald war es Ruderschlag und das Geräusch der Wellen, durch welche ein Schiff seine Bahn gräbt, bald waren es Menschenstimmen, die die Stille der Nacht störten. Ebba blickte unverwandten Augs in die Tiefe und gewahrte durch die entblätterten Aeste der Eichen ein Licht. Es kam näher auf dem gewundenen Bergpfade, die Stimmen wurden deutlicher, und über Ebba durchzitterte eine freudige Ahnung. Sie hörte das Klopfen am Thore, das Fragen des Thorwärters, und sie lauschte in bang froher Erwartung noch lange, als die späten Gäste schon in das Schloß eingetreten waren. Hastige Schritte nahten ihrem Gemach. Jetzt überflügelte sie's wie selige Gewißheit: der König müsse hereintreten. Sie zitterte heftig, ihre flimmernden Augen waren starr auf die Thür gerichtet; diese wurde aufgethan, und Rieke Strämfeld trat verklärten Gesichts und freudiger Geberde herein.

„Was ist's? Was bringst Du, Rieke?" fragte Ebba mit brechender Stimme.

„Ein Bote des Königs ist angekommen, ein

Hauptmann vom Heere, und läßt Euch bitten, die Briefe seines Herrn Euch selbst überreichen zu dürfen."

„Herein! herein! Mir ein Engel des Himmels!" jubelte die Gräfin, und Rieke eilte wieder davon, um gleich darauf einen kriegerisch geschmückten Mann in das Gemach zu führen, der sich tief vor Ebba verbeugte.

„Ihr seid's, Hauptmann Gyllenhielm?" sagte die Ueberraschte. „Wie befindet sich mein königlicher Herr?"

„Des Königs Majestät läßt Euch viel tausendmal zärtlich grüßen und schickt Euch diesen Brief, dessen Ueberbringer zu sein des Königs hohe Gnade mich geehrt hat, und in welchem ihr des Mehren finden werdet. Ueber des Königs Haupte hat Gottes Hand geschwebt, er befindet sich wohl und hat die Feinde schon zu verschiedenen Malen geschlagen."

„Dank Euch, mein lieber Hauptmann!" Bebend nahm sie den Brief. „Rieke sorg' Du für unsres Gastes Bewirthung, und Ihr, mein theurer Bote, folgt dem Mädchen; ich werde bald bei Euch sein."

Gyllenhielm ging und Ebba erbrach das Handschreiben ihres geliebten Freundes. Fast versagten ihr die Augen den Dienst; Freudenthränen hatten sie nun überwässert, so wie erst Sehnsuchtthränen; die Lichtstrahlen und Buchstaben vermählten sich mit einander und alles flirrte vor den Blicken der kurzathmenden Jungfrau. Endlich vermochte sie den Brief zu lesen. Gustav's Seele mit ihren wechselnden Empfindungen, bald der Seligkeit der Liebe, der wonnigen Hoffnung des Wiedersehns, bald der bangen Besorgniß und der trüben Ahnung, es möge in Stockholm nicht alles sein, wie er wünsche, war in den Brief

gegossen, und Ebba's Seele berauschte sich in dem Seelenerguß des Geliebten. Zuerst schrieb er, wie seine Reise glücklich vollbracht und seine Sachen einen guten Fortgang hätten, dann sprach er seine Freude aus, daß die Königin Mutter doch nun von seiner Liebe unterrichtet und ihr nicht entgegen sei. Aber alsobald erwacht auch wieder jene Besorgniß, Christine möchte nicht aufrichtig gewesen sein, und er bedauert nun, daß die ihm so karg gemessene Zeit vor der Abfahrt nicht erlaubt habe, die wahre Gesinnung der Mutter zu erforschen, noch den Segen des Grafen Brahe zu erflehen. Er bittet also die Gräfin mit rührenden Worten, sich dem Willen der Königin in keinerlei Weise zu widersetzen, und Alles, was jene ihr vielleicht Bitteres sagen würde, geduldig zu ertragen. Doch dringt er in sie, ihm nichts zu verschweigen, wie Christine sich gegen sie benehme. Auch möge sie ihm die Antwort ihres Vaters auf sein Werbegesuch um ihre Hand mittheilen. Dann verliert er sich in schwärmerische Aussichten in die Zukunft, kommt aber schnell wieder auf die gegenwärtigen Hindernisse zurück. Diese nennt er einen Probirstein der Liebe, und sagt, sie könnten ihm beinahe lieb sein, weil sie blos eine Gelegenheit wären, Beweise von seiner Standhaftigkeit zu geben. Nun beschwört er die Gräfin sich nicht an das Gerede böser Menschen zu kehren, ihre Gesinnungen gegen ihn zu ändern, und versichert sie, daß keine Unglücksfälle und keine Macht auf Erden im Stande sein sollten, die seinigen wandelbar zu machen. Sie möge ihm sagen, ob seine Liebe ihrem Herzen noch gefiele, um damit sein brennendes Herz zu trösten. Der Gedanke an Trennung reißt ihn zu schwermüthigen Gefühlen hin, aus denen er sich durch ihm so eigenthümliche heitre

Gottesfurcht wieder empor hebt. Er erinnert sich dankbar so vieler ausgezeichneten Wohlthaten, die er vom Himmel empfangen habe, und hofft mit froher Zuversicht, daß Gott, der die Reinigkeit seiner Gesinnungen kenne, auch seiner Liebe nicht zuwider sein, sondern ihn gewiß zum Ziele seiner Wünsche führen werde*). Der Brief war mit den Buchstaben G. E. A. B. unterzeichnet. Ebba's wonnerfüllter Sinn verstand sogleich die Bedeutung ihrer Züge; ihr eignes Herz war der Lehrmeister, Gustav, Ebba, Adolf, Brahe, das waren die in einander verschlungenen und versetzten Namen, verschlungen und verbunden wie Ebba's und Gustav's Herzen.

Zweimal hatte sie den Brief gelesen, Entzücken hatte alle ihre Nerven durchbebt, Wonnethränen waren auf das Blatt geströmt, sie drückte es, das seine Hand berührt, dessen geflügelte Worte seine Seele geboren hatte, an ihre freudebebenden Lippen. Da fiel ihr die Harfe wieder in die Hand. Aussingen wollte sie die Seligkeit der Gefühle, die sie nicht aussprechen konnte, für die die Sprache keine Worte, für die die Musik nur Töne hat.

Und sie sang ihre Wonne den Sternen, daß Schwedens prächtiger Stern seine Strahlen ihr von neuem zuwendet, sie sang es dem Meere, daß der Held, den es jüngst getragen, sich ihr huldreich geneigt, sie sang es den Bäumen, daß des Nordlands herrlichste Königstanne ihr ein Liebeslied gerauscht,

---

*) Dieser Brief, sowie der ganze Briefwechsel des Königs mit der Gräfin Brahe wird noch im Original auf der königlichen Bibliothek zu Drottningholm aufbewahrt. — Im obigen Auszuge sind meist Gustavs eigne Worte gebraucht.

sie sang es den Felsenkronen tragenden Bergen, daß der Kronentragende Atlas des Schwedenreichs sie lächelnd angeschaut, sie sang es Stockholm und Upsala, den Hauptstädten des Schwedenreichs, daß Schwedens König ihr in treuer Liebe zugethan sei.

Hierauf ließ sie den Hauptmann Gyllenhielm rufen.

„Der König, mein Herr, weiß also noch nicht, daß ich nicht mehr in Stockholm lebe?“ sagte sie.

„Sonst würde er mich nicht dahin gesendet haben, gnädiges Fräulein; Seiner Majestät mündlicher Befehl lautete ausdrücklich, Euch den Brief heimlich zu übergeben und ebenso Euere Antwort zu empfangen.“

„Und wie habt Ihr es möglich machen können, den Späheraugen in Stockholm zu entgehen, und unentdeckt nach Rosenberg zu entkommen?

„Ich gab vor einen Auftrag an den Kastellan zu Drottningholm zu haben, und fuhr Nachmittags mit meinem Schnellsegler wie zu einer Lustfahrt von dannen. Eh der Tag graut morgen, gedenk' ich wieder in Stockholm zu sein, und Niemand soll ahnen, daß ich in dieser kurzen Zeit das Hauptgeschäft meiner Reise verrichtet habe. Und deßhalb ersuch' ich Euch, mir die Antwort an des Königs Majestät noch vor Mitternacht zu schreiben.“

„Wie erfuhrt Ihr denn, daß ich nicht mehr am Hofe lebe?“

„Man kam mir mit der Nachricht entgegen, daß Ihr verwiesen seid, und mißbilligte das Verfahren der Königin.“

„Verwiesen! Ja das ist das rechte Wort,“ sagte Ebba schmerzlich berührt. „Wie eine Verbrecherin bin ich von unsrer Mutter verwiesen. Ich werde Euch den Brief an den König schreiben, doch zuvor muß

ich mit meinem Vater darüber sprechen und sein Erwachen abwarten."

„Verzeiht mir, gnädigste Gräfin, wenn ich Euch mit einer Frage behellige. Rieke Strämfeld hat mir so eben gesagt, sie sei die Verlobte eines Kürassiers, jenes Goldschmieds, mit welchem ich einst in ihrer Hütte eine Nacht zubrachte. Ist etwas Wahres an diesem Vorgeben, oder hat das lose Mädchen nur ihren Scherz mit mir treiben wollen.

„Ei, ei, Herr Dichter!" drohte Ebba lächelnd. „Euere poetischen Träume wollen sich wohl zu Euerm Hauptmannsdegen und Stammbaum passen, so lang sie Träume bleiben, aber der Baum der Poesie läßt welkend seine Blätter hängen, sobald er dem eisigen Luftzug der Wirklichkeit ausgesetzt wird. Wenn Ihr in den gereimten und ungereimten Ergüssen Eueres schmachtenden Dichterherzens diese Rieke als ein überirdisches Wesen besungen habt, so bitt' ich Euch, klagt ferner die Grausamkeit des Schicksals an, das Euch die Göttin entführt, und Ihr seid ein vollendeter Dichter. Der König hätte nicht besser für die neu erwachende Dichtkunst in seinem Lande sorgen können, wenn er es gewußt hätte, daß Rieke Euch ein so theurer Gegenstand wäre. Dem gutherzigen Goldschmied, der nichts weniger als ein Dichter ist, wird sie, unterdessen sie von Euch hoch gefeiert und mit den Kränzen der Unsterblichkeit geschmückt wird, eine gute brave Hausfrau, eine emsige Wirthschafterin und sorgsame Mutter seiner Kinder werden, und so hat Jeder von Euch beiden sein ihm gehöriges bestes Theil von ihr."

Der Hauptmann schwieg; in sein Gesicht aber war die dunkle Röthe des Zorns gestiegen; denn unglücklicher Weise, von tobender Leidenschaft für Rieken

verblendet, nahm er den Erguß der heitern Laune der Gräfin für den ausgedachtesten Spott und Verhöhnung seiner, und wirklich hatte er eben so wenig als der Goldschmied Tycho Lilie jemals daran gedacht, sein Vaterland auch nur mit einem Vers zu beschenken, und fühlte dazu auch nicht den allermindesten Beruf.

„Ich dank' Euch für die Wahrheit," sagte er kurz. „Ich werde ein schönes Lied darauf dichten, wie der Gärtner, der den Baum in gute Erde pflanzte, sich die Frucht desselben von einem bartlosen Buben muß entwenden lassen."

„Macht das mit dem Könige aus, der Rieken dem Goldschmied selbst verlobt hat. Uebrigens was wollt Ihr denn?" setzte sie ernster hinzu. „Ihr hättet Rieken doch nicht zu Euerm Eheweib gemacht, wenigstens würde Euer Oheim, der adelstolze Mann, sich das ernstlich verbeten haben, und zu Euerm Liebchen war Rieke, meine Kammermagd, zu gut. Auch liebt sie nicht Euch, sondern den Goldschmied und zwar von dem Abend an, wo Ihr mit jenem in ihre Hütte kamt. Und dem Mädchen muß doch wohl freie Wahl bleiben?" Gyllenhielm schwieg und entfernte sich. Seine Seele war voll Nacht und sein Herz voll bittrer Galle gegen den König, Ebba und Rieke.

Die Fahne ihres Gemüths, kaum vom warmen Westwind der Freude bewegt, war schon von einem Nordhauch leise gedreht worden, als die Gräfin mit des Königs Briefe sich in das Gemach ihres Vaters verfügte. Er war erwacht und hatte von dem bei ihm verweilenden Diener bereits von der Ankunft eines Boten vernommen. Griesgrämlich hörte er Ebba's Bericht von des Königs geheimer Sendung, und ob ihn selbst die Treue des Königs in der innersten

Seele erfreute, obgleich er an dem Adlerflug seines Kindes, strebend nach Schwedens Thron, ein stolzes Wohlgefallen empfand und daran das Blut der Brahe in Ebba erkannte, so schwieg er doch lange finster, und als er endlich sprach, tadelte er die Tochter, daß sie den Worten eines flatterhaften Jünglings Glauben und Vertrauen schenke, über dessen Thun und Lassen er keinem Menschen Rechenschaft schuldig sei, und ertödtete so mit kaltem Wort den jung aufgesproßten Frühling ihres Herzens. „Mein Kind," sprach er gemessen, „die Wahl des Königs ehrt mich; aber es will mich bedünken, als schlügest Du diese Ehre zu hoch an, als stellest Du den König höher und Dich selbst tiefer, als ziemlich ist, und bedächtest nicht, daß das Blut der Brahe eher die schwedische Krone getragen, als das der Wasa, als berücksichtigtest Du nicht die hohe Würde des Hauses, dem Du entsprossen. Wenn Dich die Wahl des Königs traf, so bist Du der Wahl des Königs würdig in jeder Beziehung. Aber dies gilt auch zugleich dafür, daß Du die Würde Deines Hauses stets in Augen haben und Dir nie das Mindeste vergeben darfst. Die Ehre über Alles, ist stets mein Wahlspruch gewesen; er sei auch der Deinige. Sei deshalb vorsichtig, mein Kind. Der König ist jung, reizbar und empfänglich; leicht bewegt und veränderlich ist des Menschen Sinn, vorzüglich in der Jugend. Gustav ist seiner Mutter kindlich ergeben, und das ist lobenswerth; aber Christine mißbilligt seine Wahl, und Kindesliebe kann ihn bestimmen, sie zu ändern. Wer will ihn darum tadeln? Würde ich's ertragen, wenn Du einmal die Verlobte des Königs, dennoch von Christinen verstoßen, und dann von Gustav verlassen würdest? Wie? Einer Brahe, meiner Tochter, meinem einzigen Kinde solche Demüthigung!

Das wäre mir Tod. Und Christine ist Gustavs Mutter; bedenke das wohl! Er hat sie geliebt, geehrt vom ersten Lallen als ein trefflicher Sohn; sie aber hat ihn mit hoher Liebe groß gezogen, er ist ihr Augenstern. Wähnst Du nun, das er sie lassen werde, um an Dir zu hangen, daß er Deinetwegen den ersten Ungehorsam an ihr begehen werde? Nimmermehr! Du selbst müßtest ihn davon zurückhalten. — Es kann bald die Zeit kommen, wo ich nicht mehr bei Dir sein werde, wo Du allein stehen wirst in der tückischen Welt. Solltest Du — schrecklicher Gedanke! — wenn ich nicht mehr bin, vergessen können, daß Dein Vater Magnus Brahe, Deine Mutter Brigitta Löwenhaupt war? Ich werde mit schwerem Kummer schlafen gehen; denn unbewacht steht mir der Schatz meines Hauses." Die Stimme des Greises zitterte; er hatte Ebba's Hand ergriffen und drückte sie bittend an seine Brust. Das Mädchen vergoß Ströme von Thränen.

„Nein, theures Haupt!" rief Ebba schluchzend, „Du sollst nicht irre werden an Deiner Tochter. Ich schwör' es in Euere Hand, Vater; ich will Eueres Namens würdig bleiben bis zum letzten Athemzuge!"

„So segne ich Dich mein Kind!"

Tief ergriffen ging Ebba auf ihr Zimmer zurück. Wie so sehr verschieden waren doch die Gefühle, die jetzt durch ihre Brust zogen, von denen, welche vorhin sie bestürmt hatten! Unter Thränen langte die Unglückliche Papier und Schreibzeug herbei; Rieke brachte Lichter. Auch sie hatte geweint und betrachtete die Herrin scheu und stumm. Sie schien etwas sagen zu wollen, aber sie unterdrückte es wieder und blieb in einer Ecke des Zimmers sitzen. Diese

aber schrieb, und ihr Brief wurde eine treue Antwort des Königsbriefs; denn der Wechsel von Furcht, Bangen, Besorgniß, Freude, Liebe war darin ausgedrückt, so wie ihres Vaters Bedächtigkeit und ihre eigenen trüben Ahnungen ihr in den Sinn kamen, oder der bedachtlose Liebesrausch sie hinriß. Und so hatte sie sich vergessen, dem Geliebten ihr thränenreiches Herzeleid klagend, wie sie von der Königin tief gekränkt, vom Hof verwiesen, wie ihr Ruf von schwarzer Gallsucht angehaucht worden sei; sie fühlte sich so schwermüthig, und ihre Stimmung ging in den Brief über, ohne von ihr bemerkt zu werden. Mitternacht war schon lange vorüber, die Flügel der Nacht huschten an den Fenstern, sie bemerkte es nicht; sie kosete ja mit dem Herzensfreund, dem Jugendgespielen, dem geliebten Gustav, dessen persönliche Majestät ihrer Vertraulichkeit diesmal nicht hindernd in den Weg trat. Sie hatte ihm ihr ganzes Herz enthüllt, da trat Gyllenhielm wieder in das Gemach und bat mit um das Schreiben, weil die Zeit ihm karg gemessen und der Wind seiner Fahrt günstig sei. Da überflog Ebba's brennendes Auge noch einmal die von ihrer Hand geschriebenen Blätter; sie erschrak, daß sie es gewagt mit dem Könige von seiner Mutter zu sprechen, ja sie anzuklagen vor dem Sohn, — sie zauderte; gern hätte sie den Brief vernichtet, aber einen andern zu schreiben war keine Zeit, und Antwort mußte der Hauptmann doch dem Könige bringen. Sie wurde verwirrt und ängstlich; Gyllenhielm drängte; sie gab das Schreiben hin und bat den Boten mündlich, dem Könige in ihrem Namen zu sagen, er möge die Worte nicht so scharf nehmen, als sie vielleicht aussehen, und ihrer Einsamkeit und der Krankheit ihres Vaters vieles zuschreiben; ach! sie

ahnete nicht, daß in des Boten Brust feindlicher Groll eingezogen sei und er ihr das Glück der Liebe mißgönnte, weil er sich von ihr und dem Könige um das seinige betrogen wähnte. War er doch mit mächtigem Liebesverlangen gekommen, hatte doch Sehnsucht die Wimpel seiner Seele beflügelt, wie die Winde seines Schiffes; und nun ging er, abgewiesen, verhöhnt — so meinte er — er, der Rang und Geburt vergessen hatte, um an Riekens Herzen glücklich zu sein. Schon lange hatte er auf Liebesglück verzichtet, da winkte noch einmal ein freundlicher Stern, er blinkte Hoffnung in sein Herz, es ging die Saat des Lebens aus dem von Wärme durchdrungenen auf, und Reiser sproßten und blühten, er wollte Rieken, der einfachen Tochter der Natur, einen Myrtenkranz daraus flechten, und nun hatte ein grausamer Frost alles verheert, der Stern war untergegangen, und Nacht und Haß waren hineingezogen.

Kalt beurlaubte er sich von der Gräfin; es fiel ihr erst auf, als er fort war und Rieke sich schüchtern mit den Worten erhob: „Gottlob! daß er fort ist. Er hat mir mit seinen Reden und bösen Blicken recht bange gemacht.“

„Und was hat er zu Dir gesprochen?“ fragte Ebba.

„Wir saßen in der großen Stube, als der Pförtner Fremde ankündigte; meine Schwester eilte hinaus und that auf dem Hofe einen lauten Schrei. Dies machte mich aufmerksam; ich ergriff ein Licht und trat in die Halle, doch erkannte ich den Hauptmann nicht gleich unter seinen Dienern. Er aber eilte auf mich los, umarmte mich heftig, sprach von seiner Liebesgluth und der hohen Freude mich hier zu fin=

den, ach! ich weiß nicht was er alles gesprochen: mir gemahnte es, als wenn eine versengende Flamme mich anwehe. Meine Gedanken wurden verwirrt, ich entwand mich seinen Armen und drang darauf mir zu sagen, welchen Zweck sein ungewöhnliches Erscheinen auf Rosenberg habe. Drauf eilte ich zu Euch, um Euch's anzusagen. Als Ihr den Hauptmann wieder entließt, stürzte er draußen wie ein Rasender auf mich los, nannte mich seine Liebe, seine Braut, und verletzte mich tief mit unkeuschen Worten. Da sagte ich ihm, daß ich mit Euerm und Seiner Majestät des Königs Wissen und Willen des Goldschmieds Braut sei. Da starrte mich der Mann an, daß ich innerlich erbebte. Nun wollte er's nicht glauben und meinte, ich narre ihn; ich aber versicherte ihn zu wiederholten malen, daß ich die Wahrheit geredet, da brach seine Heftigkeit in Verwünschungen aus; er stieß Speise und Trank zurück und begehrte, ich solle sein Weib werden, ich gehöre ihm an und kein Andrer solle mich ihm rauben. Ich aber entwich auf Euer Zimmer, gnädigste Gräfin, entsetzt über seine Anmuthungen und Drohungen."

„Das sind schlimme Händel!" sagte Ebba seufzend, „bete, daß der Herr alles Böse von uns abwende, ich will es auch thun. Geh schlafen Rieke."

Die Vorhänge des Schlafgemachs rauschten zurück; Ebba trat in das Heiligthum, Rieke entkleidete sie. Während dem kam die stumme Christine hastig herein; ergriff Ebba's Hand, drückte sie inbrünstig, zog sie heftig an die Lippen und bedeckte sie mit Küssen. Dann deutete sie mit zorniger Geberde nach der Bucht hinab. Es schien als hätten ihre stets lauernden Augen unabläßig an Gyllenhielms Zügen gehangen, und des Hauptmanns unedle Gedanken waren ihr

klar geworden. Sie drohte mit der Faust und umspannte die Herrin und Schwester mit ängstlicher Geberde. Ebba begütigte sie, und ließ sich den Scheidekuß der Schwestern auf die Hand reichen. Diese nahmen ihr gemeinschaftliches Lager im Vorzimmer ein. Ebba aber blickte durch das Fenster zum Abendstern, der seinem Untergange zueilte und entschlief unter frommen Gebet.

2.

Das taubstumme Kind.

Es waren wieder traurige Wintertage über das einsame Schloß hingegangen, trüb und weinerlich durch die Fenster schauend, und theilnahmlos einen Greis betrachtend, der an seiner Ehre verwundet krank darnieder lag. Ebba aber las des Königs Brief und weinte und lachte darüber, wie ihr eben zu Gemüth war. Wenn sie auf der Harfe spielte, saß Christine zu ihren Füßen, die Fingerspitzen auf den Resonanzboden gedrückt, das große ausdrucksvolle Auge auf das Gesicht der Gräfin geheftet; dann zuckte es wunderbar in ihrem beweglichen bleichen, starkmarkirten Gesicht; sie schien alle Töne durch das Gefühl und die Augen zu vernehmen, und ihre Seele in Wonne zu schwelgen.

Eines Nachts hatte sie sehr unruhig geschlafen; sie war von bösen Traumbildern geängstigt worden. Früh vermochte sie sich nicht recht deutlich zu machen,

doch schien aus ihren Zeichen hervorzugehen, daß sie von der Seebucht unter dem Schlosse geträumt habe. Auch sah man sie schon früh Morgens auf dem frisch beschneiten Pfade hinab nach den Fischerhütten laufen, deren kleinern Bewohnern sie zu Zeiten ihr Frühstück brachte. Unruhig kehrte sie nach einer Stunde zurück und trieb ihr eigenes Wesen, unbekümmert um die Andern; aber nicht lange darauf sah man sie denselben Weg nur noch eiliger machen. Dies trieb sie an diesem Tage noch einigemal; sie aß und trank nicht, ließ sich aber auch von Rieken, von der sie sich sonst so ungern trennte, nicht zurückhalten. Nachmittags kam sie plötzlich hastig den Berg hinauf, stürzte fast athemlos in Ebba's Gemach, riß derselben die Harfe aus der Hand, warf sie zu den Füßen der Gebieterin und deutete mit ungestümen Geberden nach der Bucht hinab.

„Was willst Du, wunderliches Wesen?“ fragte die Gräfin verwundert. „Ich verstehe Dich nicht.“

„Auch ich kann sie heute nicht begreifen,“ sagte Rieke besorgt; „in solcher Aufregung sah ich sie noch nie. Es muß ihr etwas Außerordentliches begegnet sein, und wenn ich nicht falsch schließe, so betrifft es den französischen Maler, dem sie niemals gewogen gewesen ist.“

Christine nickte, sie hatte ihrer Schwester die Worte vom Munde abgesehen.

„Das macht uns um nichts klüger in ihrem Benehmen. Was könnte sie mit dem Maler haben? Und was er mit uns?“ sagte Ebba.

Beide waren betroffen, als kurz darauf der Schloßkastellan hereintrat und den Maler de Change mit seinem aus Frankreich angekommenen Schüler meldete. „Was will der lebendige Mann in unsrer Grabes-

stille?“ fragte Ebba. „Er wird sich stets müssen allein reden hören.“

Der Maler kam, freundlich, beredsam, gefällig, wie immer; ihm folgte der Schüler. De Change begrüßte mit Galanterie die Gräfin, und pries sie glücklich, daß ihr vergönnt sei, fern vom Hofe ihre Tage in erfreulicher Muße zubringen zu können. Der Schüler küßte der Gräfin die Hand. „Er ist auch stumm und taub, wie die Kleine dort,“ sagte de Change auf Christinen deutend, „und wir sehen hier ein Paar zusammen das sich gut verständigen wird.“ — Christine mußte unterdessen von ihrer Schwester gehalten werden, so wild und unbändig geberdete sie sich; dabei stieß sie wilde Töne aus und drohte dem Maler mit der Faust. Rieke bedeutete sie, daß der junge Mann auch taubstumm sei. Sie staunte und schlich nun wie eine Katze um den Schüler herum, ihn mit den Augen messend und immer bedenklich den Kopf schüttelnd. Der Schüler wurde darüber sichtbar verlegen und zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück. Christine setzte sich in eine Ecke und belauerte mit bespannten Blicken so Meister als Schüler.

„Das Siechthum seiner Würden des Herrn Grafen ist es,“ sprach de Change, „was mich auf Rosenberg geführt hat, und wenn ich Euch lästig falle, gnädigste Gräfin, so legt nicht mir, sondern dem allgemeinen Antheil, den man in Stockholm an dem Schicksal Eueres Herrn Vaters nimmt, die Schuld bei. Man spricht bei Hofe und in allen Zirkeln von seiner Krankheit. Vielleicht geht die große Anzahl seiner Freunde und Verehrer zu weit, wenn sie für sein Leben fürchten, aber wer will ein Menschenherz ob solchem Bangen tadeln? Sie zittern, daß ihnen eins

jener ruhmgekrönten Häupter, durch welche Schweden zu der Höhe gestiegen ist, auf welcher Europa es mit Bewundrung erblickt, vom Tode entrissen werde, und in dieser ehrenwerthen Besorgniß haben sie mich ersucht, die Züge des allgemein geliebten Mannes zu verewigen, damit ihnen, wenn das Schicksal eine harte Forderung an Schweden mache, doch nicht Alles vom theuern Greise entrissen werde. Und deßhalb bin ich vor Euch mit der Bitte erschienen, gnädigstes Fräulein, ihr möchtet mir die Gunst verstatten, daß ich Seine Würden malen darf. Wenn Ihr noch ein Uebriges thun wollt, so vergönnt meinem stummen Schüler, der von der höchsten Bewundrung Euerer Schönheit im Bilde zum glühendsten Wunsche hingerissen, Euch selbst zu malen, mich mit Bitten bestürmt hat, ihn mit auf Schloß Rosenberg zu nehmen. vergönnt ihm zuweilen einige Minuten Euern Anblick."

„Wenn mein Vater Euch willfahrtet," versetzte Ebba, „so mögt Ihr Euere Kunst hier walten lassen. Ich selbst werde Euch für ein Bild meines Vaters sehr dankbar sein. Auch soll der Schüler keine Fehlbitte bei mir thun."

De Change verfügte sich zum Kranken, und dieser, der sich dem Maler verpflichtet fühlte, willigte gern ein. Es war weder ihm, noch Ebba unangenehm, durch den gewandten, vielerfahrenen und gesprächigen Maler mehr Leben und Bewegung auf dem Schlosse zu sehen. Man hörte doch wieder Menschenstimmen und vernahm Kunde von andern Leuten.

3.

Die Gesellschaft auf Rosenberg.

Der Maler war bald eingerichtet und begann sein Werk; aber kurz waren die Wintertage, und meist düster; er konnte wenig Zeit auf die Ausübung seiner Kunst verwenden nnd hatte desto mehr Zeit und Gelegenheit zur Ausübung seiner geselligen Tugenden. Nur wenig Tage bedurfte es, um ein Verhältniß zwischen ihm und der Familie aufzurichten, das den Schein hatte, als sei er ein Glied derselben. Abends saß er im Krankenzimmer am Ofen und erzählte von seinen Reisen, seinem Leben an den vorzüglichsten Höfen Europa's, von seinen Erfahrungen und Abenteuern, von den wichtigsten Personen jener Zeit die er meist persönlich kannte, und alles, was er vorbrachte, hatte einen gefälligen Anstrich und ergötzte in Spannung und Befriedigung gleich sehr. Um ihn saßen mit ungetheilter Aufmerksamkeit der alte Graf, dessen Laune sich seit der Anwesenheit des Malers besserte, die Gräfin Ebba, die nicht mehr so oft schwermüthigen Gedanken nachhing, der Schloßkastellan, Rieke und Christine, die Kammerfrau der Gräfin und der Schüler. Zuweilen wurde die Gesellschaft durch den von Upsala kommenden Arzt und dessen Famulus vermehrt. Der Letztere war für Rieken jedes Mal eine erfreuliche Erscheinung. Denn er brachte Grüße und Geschenke mit von Peter Lilie, dessen Frau und Kindern, und Rieke und Christine waren durch die Freigebigkeit des alten Goldschmieds in Stand gesetzt, sich mit goldnen und silbernen

Kleinodien herauszuputzen. Die Familie des Goldschmieds zeigte, seit Rieke und Christine, zu Anfang des Winters, sich einige Tage in ihrer Mitte in Upsala aufgehalten, eine so große Liebe zu den beiden Schwestern, daß kein Ereigniß von Erheblichkeit in ihre Lebenskreise fallen durfte, Rieke mußte davon benachrichtigt werden.

Sonntags gesellte sich noch ein Mann zu diesem Zirkel, der Prediger des nahgelegenen, zu den gräflich Brahe'schen Besitzungen gehörigen Orts. Er versah auf dem Schlosse die Funktionen eines Hauskaplans, und erschien Nachmittags, um im Zimmer des Grafen Gottesdienst zu halten. Gewöhnlich verließ er Rosenberg erst am Montag früh wieder. Der Graf und die junge Gräfin hingen mit Liebe an dem greisen Geistlichen, der sich seinerseits nicht durch Wind und Wetter abhalten ließ, seine geliebten Beichtkinder auf dem Schlosse zu erbauen. Niemand als die stumme Christine verehrte ihn mehr. So oft sie ihn sah, zitterte sie vor frommer Scheu an allen Gliedern, ihr Gesicht wurde noch bläßer, ihre Lippen bebten und in ihren Augen brannte ein eigenthümliches Feuer. Sie warf sich zu Boden, neigte sich mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen tief, und ihre Gedanken waren Gebet, welches ihr verklärtes Gesicht sattsam ausdrückte. Pastor Pelargus — so hieß der Prediger — war es auch, der Christinen hinsichtlich der Anwesenheit des Malers beruhigt hatte; wenigstens ging sie nicht mehr mit geballten Fäusten und schäumenden Mund auf ihn los. Besonders bemerkenswerth war es, daß sie jede Zeichenandeutung des Predigers verstand. Pelargus fing an, sie zu unterichten, und hoffte zum Frühling, wo sie mit Rieken zu ihm täglich in die Schule gehen

sollte, noch mehr leisten zu können. Es war rührend mit anzusehen, wie Christine, während dem Gottesdienste, ganz in sich verschlossen in einem Eckchen des Zimmers mit gefalteten Händen kniete, und oft, ohne nur aufzuschauen, Ströme von Thränen vergoß. Gewöhnlich bemerkte man den ganzen Sonntag über nichts von ihrer sonstigen Heftigkeit; sie war mehr leidend und still.

Es konnte nicht auffallen, daß der Maler diesem Gottesdienste nicht beiwohnte und in den Abendunterhaltungen jedes Gespräch über religiöse Gegenstände mit dem Pfarrer vermied; denn er hatte sich ja öffentlich als Katholik bekannt. Auf die Dauer konnten aber doch Berührungspunkte nicht ausbleiben, weil alle philosophischen Erörterungen doch von gewissen Grundprinzipien aus besprochen werden mußten, deren zu Tage tretende Verschiedenheit endlich doch auf die Verschiedenheit der Religionsansicht führte.

De Change benahm sich dabei mit Schlauheit und sprang von dem Gespräche ab, sobald es ernste Verwickelungen herbeizuführen drohte. Am Tage, wenn der Pastor da war, ersah er die Gelegenheit, mit seinem Schüler Spaziergänge zu machen, und zuweilen sah man sie in eine jener einsam gelegenen Fischerhütten an der Bucht verschwinden.

Das Weihnachtsfest rückte heran; der Maler hatte das Bild bald vollendet; der Schüler malte emsig an einem Portrait Ebba's. Es geschah oft, das Rieke der Gräfin Gesellschaft leistete, wenn sie dem Schüler saß, und dann war es natürlich, daß Beide sich mit einander unterhielten, als wären sie allein; es wurde denn auch oft von dem Briefe des Königs an Ebba gesprochen, und diese las sogar einmal der Dienerin einige Stellen in Beisein des Schülers vor,

um ihr die Reinigkeit von Gustavs Gesinnungen klar vor Augen zu führen. Christinchen kam dazu, und als sie sah was ihre Gebieterin that, wollte sie den Brief wegreißen und deutete mit ängstlicher Geberde auf den jungen Maler, der jedoch von Allem keine Notiz zu nehmen schien. Man lachte über die Kleine und ihr wunderliches Wesen. Daß sich die beiden Stummen aber so viel als möglich vermieden, sich niemals mit einander unterhielten, sich nichts mit einander zu schaffen machten, fiel nicht mehr auf, und doch wäre dieser Umstand des Beachtens werth gewesen.

Am Heiligabend der Weihnachten erschien Nachmittags auf einem wohlbepackten Schlitten der alte Peter Lilie, um seiner Schwiegertochter das Christgeschenk selbst zu bringen. Die Freude über seine Ankunft war allgemein, und der wackre Goldschmied ward nicht allein von Rieken und Christinen herzlich bewillkommt, auch die übrige Dienerschaft lief ihm wie ihrem väterlichen Freund entgegen, Ebba begrüßte ihn herzlich, und selbst der Graf ließ den würdigen Meister auf sein Zimmer kommen, um sich mit ihm zu unterhalten. Aber er hatte auch Alle bedacht und Keins ging leer aus. Gräfin Ebba erhielt eine goldene Zopfnadel, Rieke eine Kette, Christine ein Paar Armbänder, die Andern Ringlein und Ohrenschilder. Außerdem war sein Schlitten mit süßen Gaben des Christkindleins belastet, und die Stumme, die sich an den alten Lilie angeklammert, jauchzte auf, als sie die für sie bestimmten Herrlichkeiten erblickte. Auch de Change bewillkommte den Goldschmied mit Freude und Beide schüttelten sich, wie ein Paar alte Freunde die Hände, was auch Christine dagegen haben mochte.

Am andern Mittag, als dem Feste selbst, kam der Pastor Pelargus zum Schlosse, und der Gottesdienst wurde mit gewohnter Feierlichkeit gehalten.

4.

Die Puppe des Jesuiten.

Die beiden Maler entfernten sich auf ihr Zimmer. Hier schlossen sie sich ein und zwischen Beiden entspann sich folgendes leise Gespräch:

„Der Goldschmied ist mir zur ungelegensten Zeit gekommen," sagte de Change mit verhaltenem Ingrimme. „Die kleine stumme Bestie hat nun Jemanden, der sich mit ihr abgibt, und auf ihr Thun Acht hat. Es wäre zum Verzweifeln, wenn uns durch den alten Querkopf das Spiel verloren gehen sollte, das so meisterhaft angelegt und seiner Entwickelung so nahe ist."

„Wollt Ihr von Verzweiflung reden, Pater Xaverius, was soll ich thun," entgegnete die Polin seufzend. „Glaubt mir, die Stumme macht mir das Leben sauer. Es duldet mich nicht länger in diesem Hause. Was wollen wir auch ferner hier? Unser Zweck ist erreicht. Wir können der Königin die sichere Nachricht überbringen, daß der König an die Gräfin Ebba wirklich geschrieben hat, ja Ihr könnt ihr sogar eine Abschrift des zärtlichen Briefes überreichen." Hiermit zog sie ein Blatt Papier aus dem Busen und gab es dem Maler.

„Wie, Lodoiska? Ihr setzt mich in Erstaunen!“ sagte de Change das Blatt entfaltend und mit funkelnden Blicken überfliegend. „Wie habt Ihr vermocht, den Brief zu copiren?“

„Was vermag nicht ein frommes, im Glauben starkes und dem Himmel und seiner alleinigen Kirche ergebenes Gemüth?“ erwiderte die Gräfin, das schwärmerische Auge gen Himmel schlagend. „Gestern Nachmittag arbeitete ich allein auf Ebba's Zimmer; ich sah, wohin sie den Brief that. Als sie davon ging, vergaß sie, den Kasten zuzuschließen. Ich schrieb den Brief schnell ab.“

„Ein unschätzbares Kleinod!“ rief der Maler, diesmal selbst überlistet; denn es war der frommen Polin nicht darauf angekommen, einen kleinen Betrug zu spielen. Theils um sich ein noch größeres Verdienst um die katholische Kirche zu erwerben, theils um sich bei der Königin Christine Gunst zu machen, theils endlich um den ihr widrigen Aufenthalt auf Schloß Rosenberg zu beendigen, hatte sie aus den gehörten Bruchstücken des Briefs die sogenannte Abschrift zusammengesetzt und das Uebrige aus ihrem Kopfe ergänzt. Gerade diese Zusätze waren aber darauf berechnet, die Königin Mutter gegen ihren Sohn, Ebba und den alten Grafen noch mehr zu erbittern, und das gespannte Verhältniß zu einem feindseligen zu machen.

Der Maler steckte die angebliche Briefcopie mit großer Zufriedenheit zu sich und sprach mit Salbung:

„Du sollst bald erlöst werden, geduldiges Lamm! Die verpuppte Raupe sehnt sich, wieder Schmetterling zu werden. Hat Euch unser hochwürdiger General nicht durch ein eigenhändiges Schreiben, worin er Euch des Himmels ewige Gnade verheißt, versprochen,

daß die Hülle bald gesprengt werden soll? Dann könnt Ihr dem Herzog Johann ungestört angehören. Ich weiß, Euer Herz ist bei der Verbindung mit ihm mit Eurer Klugheit Hand in Hand gegangen."

„Sei es!" versetzte die Gräfin erröthend. „Es hat den Zwecken des Ordens nicht geschadet. Und wie oft geschieht es nicht, daß das Herz vollendet, was die Klugheit angefangen! Auch werdet Ihr mit allen Regeln das Herz nicht tödten, und müßt froh sein, wenn seine Regungen Euch nicht Querstriche durch die Rechnung machen. Es ist wahr, ich hielt meinen Zorn gegen den Herzog für stärker, als er sich nachher bewährte. Und wollt Ihr meine Jugend deshalb strafen, daß ich meine Tage lieber in den Armen eines geliebten Fürsten, als hier auf diesem traurigen Schlosse, bei dieser kalten Tugendheldin, zubringen will? Auch werdet Ihr Euch erinnern, daß Ihr dem Herzog geschrieben habt, auf das Weihnachtsfest gedächtet Ihr in Norköping zu sein. Was hält Euch ab, Euer Versprechen zu halten?"

„Thörichtes Kind," sagte der Pater begütigend und streichelte der Erzürnten die hochrothe Wange, „wollt Ihr denn keine Vernunft annehmen? Man muß das Leben und die Zeit auf die bestmöglichste Weise benutzen. Dem Verständigen vergönnt das Geschick fast immer, mehre Zwecke zu gleicher Zeit zu verfolgen, die alle zur Lösung der Aufgabe seines Lebens beitragen. Soll er den einen zurückweisen, weil er den andern erreicht, der ihm eben Hauptzweck ist? Das Schicksal flechtet ohne unser Zuthun die menschlichen Handlungen so wunderlich zusammen, daß uns zuweilen aus solchen Nebenumständen gerade das erstrebte Ziel erwächst, während die mit Eifer verfolgten Hauptsachen gar oft später als nutzlos erschei-

nen. Des Hauptmanns Gyllenhielm Leidenschaft für das schöne Bauernmädchen tritt scheinbar als etwas Zufälliges in unsern Plan. Es ist aber unsre Pflicht, diese Nebensache zu unserm Vortheil zu benutzen. Wollt Ihr auch das Zufall nennen, daß mir des Hauptmanns außerordentliche Sendung im hohen Winter aus Liefland nach Stockholm auffiel, daß sein plötzliches Verschwinden meine Aufmerksamkeit steigerte, daß ich das Wahre errieth, mich nach seinem Wiedererscheinen an ihn anschloß, und gar bald erfuhr, was ihn so finster gemacht hatte? Wollt Ihr es Zufall nennen, daß ich gerade zur rechten Zeit, wo sein wildes Soldatengemüth der Mittheilung bedurfte, ihm auf halbem Wege entgegenkam, daß kein Anderer ihm nahe stand, und daß er von meinen Versprechungen verlockt, mir endlich sein Groll erfülltes Herz öffnete! Wie blind würdet Ihr sein! Seinen Armen führ' ich das Bauernmädchen zu, und der eifrigste Anhänger des Königs von Schweden ist unser. Und was kann dieser Eine unsrer Sache für Vorschub leisten! Hundertmal mehr mein' ich, als diese übrigens ganz vortreffliche und sehr schätzenswerthe Briefabschrift. Begreift Ihr nun, weshalb wir noch nicht Schloß Rosenberg verlassen können!"

„Aber so zaudert nicht lange und thut, was geschehen muß! Was kann Euch der alte Mann ein Hinderniß Euerer Pläne sein! Ist Euere Erfindungsgabe so arm geworden, daß sie bei mir betteln muß?"

„So sagt, was wir mit dem alten Goldschmied anfangen können, und der verabredete Plan soll heute noch ausgeführt werden. Kommt er uns aber in den Weg, oder behält er auch nur die kleine Kröte bei sich, so ist Alles verloren; denn Beide müssen wir sie haben — das seht Ihr leicht ein — weil diese

stumme Kreatur von einem Teufel besessen ist, der ihr alles zuflüstert. Glaubt nur, ich fürchte mich vor diesem Mädchen mehr, als ich mich je vor einem Menschen gefürchtet habe. Und deshalb muß ich sie in meine Gewalt bekommen, damit ich dafür sorgen kann, daß sie mir nicht schadet. Also könnt Ihr mir diesmal mit Euerm Geiste aushelfen, so werdet Ihr Euere Verdienste um mich noch um ein Bedeutendes erhöhen, und mich verpflichten, daß ich Euch sogleich nach Norköping führe."

„Wohlan!" sagte Lodoiska, „so bleibt auf dem Schlosse und bestellt die angeordneten Vorkehrungen nicht ab. Den alten Ketzerpriester verwickelt in ein für ihn interessantes Gespräch, worein Ihr wo möglich auch den Goldschmied zieht. Ist das geschehen, so bietet alle Kunst Euerer Dialektik auf, Beide festzuhalten. Sollte es der Kleinen einfallen zu bleiben, so muß sie Jacques später abholen und mit ihr verschwinden. Kehrt unser eigner Diener nicht wieder, so fällt deshalb auf uns kein Verdacht. Will Euch alles nichts helfen, und der Goldschmied ist nicht zu halten, so laßt ihn gehen. Er rennt seinem Schicksal entgegen. Jacques guter Dolch befreit uns von dem Lästigen."

„Ihr seid groß in Euern Plänen," sagte der Jesuit lächelnd, „und wahrlich! es muß Euch etwas von des Macedonischen Alexanders Geist inne wohnen, daß Ihr die Knoten gleich mit dem Dolche zertrennen wollt."

„Euch zur Liebe, weichherziger Vater, kann ich auch etwas Anderes veranstalten. Ich will nachher der Eitelkeit des alten Bürgers schmeicheln, will ihn bitten, daß er sich von mir malen lasse, und will ihn auf diese Weise für mich einzunehmen suchen, was

nicht schwer fallen wird; denn der Alte ist kinderschwach. Im entscheidenden Momente werde ich selbst ohnmächtig und todtkrank, umklammere die Hand des alten Thoren u. s. w., daß die kleine Christine nicht bei mir bleibt, dafür sind wir sicher; denn sie kann mich so wenig ausstehen, als ich sie."

„Das läßt sich eher hören, und wird doch Menschenleben dabei geschont. Ich gesteh' Euch, daß ich mich nie gern mit Mord befasse. Nur im alleräußersten Nothfalle greif' ich zu diesem letzten Mittel. Und darin befinden wir uns ja doch nicht. Nicht unnütz frevelnd soll man den schwarzen Schleier herabrollen, den man dann nicht wieder hinauf ziehen kann. Ich übergebe mich heute Euerer Klugheit und hoffe für den Ausgang das Beste. Haben wir doch einen großen Zweck vor Augen, und der Zweck heiligt die Mittel."

„So können wir unsre Abreise auf den Tag nach dem Feste festsetzen; denn morgen schon abzureisen würde verdachterweckend sein."

„Wie Ihr wünscht, so soll es geschehen. Wer wollte einer so liebenswürdigen und Gott so eifrig dienenden Tochter nicht in allen möglichen Dingen willfahren?"

Der Maler ging; denn die Bewegung im Hause verrieth, daß der Gottesdienst vorüber sei. Als er auf dem Corridor war, murmelte er in sich hinein: Verflucht sei der Topf, der sich über den Töpfer erheben will! Er werde zerschlagen und in einen Winkel geworfen! Du willst es wagen zu denken, zu fühlen, zu lieben, ohne mich, ohne meine Erlaubniß? Wurm, ich zertrete dich, wenn du vergessen solltest, wer und durch wen du bist!" — Mit sonnenhellem

Antlitz und geschmeidigen Manieren trat er in die Gesellschaft.

5.

Religionsphilosophie.

Nicht lange darauf kam auch der Schüler und machte sich an den Goldschmied. De Change erklärte als Dolmetscher die Pantomimen des Schülers, und als Peter Lilie erfuhr, daß er gemalt werden solle, zeigte er sich sehr erfreut.

Die Unterhaltung war anfangs wortkarg, bis der Pastor Pelargus sich mit der Frage an den Maler wendete:

„Wie ich von des Herrn Grafen Würden vernommen habe, seid Ihr auch zur Zeit der gräßlichen Bluthochzeit zu Paris gewesen, Herr de Change, und habt einen großen Theil der Greul selbst mit angesehen."

„So ist's," versetzte der Maler; ich bin ein geborner Pariser und war zur Zeit jenes Mordspiels ein Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, eben im Begriff, meine Studien bei den von der Katharina von Medicis über die Alpen gerufenen italienischen Malern zu machen. Ach! ich malte damals lauter Madonnen und das Original dazu war eine schöne Calvinistin, meine Geliebte. Sie ward im Blutbade mit hingeschlachtet, und ich habe nie wieder geliebt, habe mich nie vermählt. Jahre lang hat die

Wunde geblutet; endlich, da mir das Haar ergraut, ist auch sie verharscht. Aber die Erinnerung macht mich noch wehmüthig."

Er wischte sich eine Thräne aus der Wimper; die Uebrigen betrachteten den tief Gerührten mit Mitgefühl.

„Ueber eins möchte ich belehrt sein," fuhr der Pastor nach einer Pause fort, „ob jener riesige Mord im königlichen Hause lange vorher verabredet gewesen, oder die rasche Ausgeburt eines Augenblicks teuflischer Eingebung gewesen ist. Man behauptete damals beides in Upsala, wo ich eben meine theologischen Studien absolvirte."

„Und man kann beides annehmen," versetzte der Maler. „König Karl, ein moralischer Schwächling, wußte wohl früher nichts davon, und wurde nachher durch schnelle und energische Schritte der Partei seiner Mutter dazu verleitet. Unter dieser Partei, der eigentlich regierenden, wozu die Guisen gehörten, war eine solche Metzelei schon lange verabredet gewesen."

„Woraus habt Ihr Euere Ueberzeugung geschöpft?"

„Es läßt sich gewiß eben so viel dagegen, als dafür sagen," bemerkte Graf Brahe, „und die Mittheilungen, welche damals unserer Königin Katharina, der ersten Gemahlin König Johanns, welche eine polnische Prinzessin und eifrig katholisch war, über die Bartholomäusnacht gemacht wurden, waren über diesen Punkt sehr widersprechend. Ich bin sehr neugierig, was Ihr für Eure Behauptung historisch-glaubwürdiges anzuführen habt, de Change."

„Nichts Historisches," entgegnete der Maler, „ich schließe blos aus philosophischen Gründen."

„Und diese wären?" fragten die beiden Greise zu gleicher Zeit.

„Das innerste Wesen des protestantischen Glaubens — so weit ich dasselbe erkannt habe — deutet auf praktische Anwendung des sogenannten Naturrechts hin; der Einzelne will etwas gelten und stellt sich mit seinen Prätensionen dem Staate gegenüber. Wenigstens war dies bei den Calvinisten in Frankreich der Fall. Was aber will aus dem Staate und seinem Regiment werden, wenn jedes Individuum seinen Willen geltend machen kann? Diese seit der Reformation so oft besprochene ominöse Freiheit des menschlichen Willens ist der gefährlichste Feind aller bürgerlichen Ordnung und aller regierenden Häupter. Dies hatten Katharina von Medicis und ihre Anhänger schon lange erkannt und überlegt, wie dem um sich fressenden Krebsschaden am besten zu begegnen sei, und von ihrem Standpunkt aus haben sie zwar ein grausames aber ohnstreitig das sicherste Mittel ergriffen. Und deshalb ist anzunehmen, daß man lange darüber gebrütet habe. Denn was man auch alles von der teuflischen Seele Katharinens geredet hat, ich habe sie persönlich gekannt, und wahrlich sie war nicht so entmenscht, daß sie der augenblicklichen Aufwallung eines Rachegefühls so viel tausende von Menschenleben geopfert hätte."

„Ihr habt mit dem ausgesprochenen Unwillen gegen die menschliche Willensfreiheit den ganzen Protestantismus angegriffen; denn die gerettete Freiheit des Willens ist ja seine Grundlage. Was hätte denn Luther anders erstrebt und erkämpft als jene Freiheit des Einzelnen, die die Natur uns angeboren, der Papst aber geraubt hatte? Das ist das große unschätzbare Geschenk, daß Jeder frei dem Lichte eigener Vernunft gehorchen kann und sich deshalb keiner Sünde zu fürchten braucht."

„Das Alles klingt recht schön,“ sagte der Maler lächelnd, „aber die Widersprüche und Folgen dieser geretteten und erkämpften Freiheit sind dabei unbeachtet geblieben.“

„Und welche wären sie?“ rief der Pastor heftig.

„Die Idee des freien Willen ist lockend und ansprechend, praktisch aufs Leben angewandt, springt ihre Abenteuerlichkeit und Verderblichkeit sogleich in die Augen. Sie ist das Himmelslicht, sagt ihr; aber dies Licht wird in der Hand des Pöbels zur Mordfackel, welche die bestehende Ordnung der Dinge niedersengt und brennt und das Unterste zu oberst kehrt. Was nützt dem Blinden das Licht? Ihr gebt es ihm unbedacht in die Hand und meint in Euerer Gutmüthigkeit, nun müßten ihm die Augen aufgehen; aber er tappt damit herum und steckt Euch die Hütte über dem Kopfe an. Die Erfahrung lehrt — und ihr allein ist im praktischen Lebensverkehr mit Sicherheit zu vertrauen, nicht aber philosophischen Schlüssen und Ideen, die sich zum Leben selbst wie idealisirte Gemälde zur wirklichen an Mängeln leidenden Gestalt verhalten — die Erfahrung lehrt daß zwei Drittheile der Menschen unmündig und das übrige Drittel der Mündigen sehr verschiedener Meinung sind. Predigt doch nun Euere gerühmte Willensfreiheit, man wird Euch daraus die Allgemeinheit der Rechte und Ansprüche und eine eben so vernünftige Gleichheit aller Stände herleiten. Der Bauer wird dem Könige dreist nach der Krone greifen, es wird eine allgemeine Anarchie über die Erde gehen. Das sind die sichern und unausbleiblichen Folgen Eueres Lichtverbreitens der Vernunft und des freien Willens.“

„Ihr seht die Sache zu materiell an und macht Trugschlüsse, die auf der Hand liegen.“

„Ich halte mich an praktische Erfahrung. Das Materielle ist im Leben das Vorstehende, und wer auf die Menschen mit Glück wirken will, muß bei diesem ihrem Haupttheile zu wirken anfangen. Euern philosophischen Ideen muß das freilich ein Gräuel sein, und wenn nun Euere Schlüsse aus jenen Ideen mit mathematischer Genauigkeit gefolgert, die meinigen aber aus der Erfahrung und dem Menschenleben selbst gezogen sind, so kommt es sehr drauf an, welche von beiden trügen. Ich denke, um Euere Ideen mit Glück in Anwendung zu bringen, müßt Ihr erst eine neue Menschenschöpfung vornehmen.“

„Ihr werdet zum Lästerer am Weltenschöpfer,“ eiferte der alte Pfarrherr, „er hat uns Allen Vernunft gegeben, und es ist Pflicht, mit dem verliehenen Schatze zu wuchern und die erhaltenen Anlagen auszubilden, oder meint Ihr, wir sollen einem einzigen Menschen, wie dem Papst, oder einer Corporation, wie den Jesuiten, das Recht einräumen, für uns zu denken und zu thun, und uns festhalten zu lassen in den Fesseln des Aberglaubens und der Dummheit?“

„Ihr übertreibt. Das verlangt die katholische Kirche nicht von ihren Bekennern. Wer wehrt mir, diese Fesseln nicht zu tragen? Ich bin weder abergläubisch noch dumm, und deshalb bin ich nicht minder ein guter Katholik. Jene Schranken, die die Macht des Papstes setzt, sind für das niedere Volk, und für dies gewiß höchst wohlthätig. Hebt sie auf, und es stürmt herein, unaufhaltsam, unbändig, ein toller wüster Haufe, und ras't und wüthet über alle verständige Ordnung her, nennt alles Fessel und alles Zaum, was seinem unvernünftigen Uebermuth und Gelüsten hemmend entgegen steht und zertrümmert es

mit den Waffen, die Ihr ihm selbst in die Hände gegeben, tritt das Recht mit Füßen und Euch, die Ihr es erhalten wollt, in den Staub."

„Man hört es Euch an, daß Ihr ein Maler seid," sagte der Graf, „Ihr vermögt die Farben gut aufzutragen, und den letzten Satz Euerer Schlußfolge muß man Euch allerdings zugeben."

„Erkennt Ihr die Wirkung als richtig, so müßt Ihr auch der Ursache Euere Anerkennung schenken; denn eine fließt aus der andern, und diese kann nicht bestehen, ohne jene."

„Der Schluß beruht auf einer falschen Prämisse," rief der Pfarrer, über des Grafen Aeußerung erschreckt, „die Freiheit des Geistes würdigt den Menschen nicht zum reißenden Thiere herab, nein sie erhebt und veredelt ihn vielmehr zum irdischen Engel. Das höchste Gut der Erde, geistige Freiheit, kann ja dem Menschengeschlecht nicht den größten Schaden bringen. Das Gold verwandelt sich doch in seiner Hand nicht zu glühenden Kohlen, die das Haus in Brand setzen."

„Ich spreche auch nicht vom Geschlechte, sondern von den geistig Blinden, denen nie die innern Augen geöffnet werden können, die aber die bei weitem größere Zahl der Individuen ausmachen. Und wenn Ihr denn immer von Freiheit redet, so sagt mir doch, seid Ihr denn frei? Was hadert denn der Erzbischof von Upsala stets mit dem Adel und dem Könige? Weil Jeder dem Andern befehlen, Keiner dem Andern gehorchen will. Oder seid Ihr wirklich gesonnen, die Kirche der Gewalt der weltlichen Obrigkeit zu unterwerfen? Wo bleibt da vollends Euere Freiheit? Wollt Ihr aber die kirchliche Gewalt behaupten, so wie sie ungekränkt bei uns besteht, so werden die Andern

über Zwang schreien und Ihr habt am Ende nur den Namen vertauscht, die Sache ist dieselbe geblieben, wie sie vor Martin Luther war. Aber Ihr werdet Euch nicht einmal erhalten; denn Ihr habt St. Petri Schwert und Schlüssel selbst aus der Hand gegeben. Das Volk wird seine Priester zu seinen Knechten erniedrigen, es wird von ihnen Alles ertrotzen und erzwingen, was sein toller Sinn begehrt. Die Würde ist gefallen, die Tiare zerrissen, es gibt keinen Priester, es gibt keine Kirche, es gibt keinen Glauben mehr."

„Herr!" rief der Pastor entsetzt auffahrend, „Euere Behauptungen könnten mich wahnwitzig machen. Aber Gottlob! wir beherrschen die Herzen unsrer Beichtkinder durch Werke der Liebe, nicht der Gewalt. Wir binden sie, indem wir sie befreien. Christi Reich ist nicht von dieser Welt, seine Herrschaft ist die der ewigen Liebe und wir sind seine würdigen Nachfolger, wir dienen wieder in dem unsichtbaren Tempel, den er aufgebaut und verachten den Glanz und die Macht der Erde."

„Wohl Euch!" sagte der Maler höhnisch. „Nur fürcht' ich, Ihr werdet dabei nicht auskommen; denn die beiden Welten lassen sich, wenn's zur Thatsache kommt, nicht so streng von einander scheiden, als man in der Regel anzunehmen gewohnt ist. Auch leben wir in der einen, und unsere Theilnahme wird von den Interessen dieser so sehr in Anspruch genommen, daß wir vollauf zu thun haben. Jene ist uns eine ferne Nebelgegend, von der wir nicht einmal wissen, ob sie festen Grund und Boden hat."

„Ihr sprecht wie ein Gottesleugner," sagte der Graf ernst.

„Oder wie ein Jesuit," setzte der Pastor hinzu.

„Nur wie ein von Vorurtheilen freier Mann, der die Dinge sieht, wie sie wirklich sind,“ versetzte der Maler ruhig.

In diesem Augenblicke hörte man die Schellen eines Schlittens auf dem Hofe, ein Zeichen, daß ein Fremder angekommen war. Das Gespräch wurde abgebrochen; der Pfarrer ging, um zu sehen, was es gäbe. Gleich darauf keuchte Sten Wytt in kugelnder Bewegung ins Zimmer.

6.

Eine Katastrophe.

Die Ankunft des Schloßkastellans hatte das ganze Haus in Bewegung gebracht, denn alle Diener sahen und hörten ihre Freude an dem runden dickköpfigen Kerl und seinen weitausholenden vollmauligen Redensarten. Der alte Goldschmied, von der Gegenwart eines neuen Gastes unterrichtet, über dessen possierliche Sonderbarkeiten er schon so viel hatte erzählen hören, kam in neugieriger Eile herbei, den Schloßvogt in Augenschein zu nehmen, und der Maler zitterte bereits, daß sein Plan scheitern würde — denn die Zeit war da, wo er ins Leben treten sollte, schon spann die Abenddämmerung ihre Netze um die Fenster, schon hatte die festgesetzte Stunde geschlagen — da sorgte der Zufall oder das Geschick so trefflich für ihn, als er selbst mit seiner höchsten Schlauheit im glücklichsten Falle nicht vermocht haben würde,

und machte alle seine und der Gräfin Lodoiska Vorkehrungen überflüssig.

Als Graf Brahe sich verwundert aufrichtete und den Vogt seines Jagdschlosses fragte, was ihn so unverhofft zum Weihnachtsfeste nach Rosenberg führe, nahte der kurzgeschäftete, wohlausgestopfte Sten Wytt mit ehrfurchtsvoller Scheu dem Ohre seines gnädigen Herrn, und bat mit submisser Unterdrückung seiner sonst schreienden Stimme, des Herrn Grafen Würden möchten geruhen, alle weiblichen Ohren aus dem Zimmer zu schicken, weil das, was er mitzutheilen habe, sich nicht für solche eigne. Nun war aber nur Rieke und Christine zugegen; Ebba hatte sich auf ihr Zimmer begeben. Rieke nahm die stumme Schwester bei der Hand und trat mit ihr auf die von Nacht schon ganz erfüllte Hausflur.

In diesem Augenblicke zeigte sich im Eingange der Hausflur ein ihr bekannter Knabe, ein böser Bube von zwölf Jahren, Sohn einer armen Fischerswittwe, welche in einer elenden Hütte an der Bucht meist von der Unterstützung der gräflichen Familie lebte. Rieke pflegte mit Christinen jene Hütte, ihrer väterlichen nicht unähnlich, oft zu besuchen und Gaben dort niederzulegen. Die Bewohnerin hatte sich seit einiger Zeit schwach und zur Arbeit untauglich befunden, und Rieke deshalb ihre Besuche vermehrt.

Der Knabe winkte Rieken, als scheue er sich weiter im Schlosse vorzudringen, und als sie herbeigekommen war, sprach er leise in einem weinerlichen Tone: „Ach, daß sich Gott erbarme! Meine Mutter liegt am Tode. Sie hat mich schnell zu Euch gesandt; ich soll Euch flehendlichst bitten, Ihr möchtet mit Euerm Schwesterlein doch ja hurtig hinabkommen an ihr Sterbebett — aber ohne Verzug, damit Ihr

sie nicht todt fändet —; es graue ihr gar sehr allein zu sterben in dieser düstern Winternacht. Auch habe sie Euch noch ein Geheimniß zu entdecken, das sie nicht mit ins Grab nehmen möchte."

Rieke's gefühlvolles Herz überlegte nicht, daß es nöthig wäre, ihre Gebieterin oder Jemand von der Dienerschaft über ihren Gang zu unterrichten. Mit der Stummen an der Hand eilte sie bergabwärts, und Niemand hatte des Knaben Erscheinen bemerkt, Niemand gewahrte das Davongehen der Geschwister.

Sobald sich die beiden Mädchen aus dem Zimmer entfernt hatten, strich sich Sten Wytt verlegen den Bart, räusperte sich und begann mit gedämpfter Stimme: „Es ist nicht, daß es keine Weiber hören dürften, aber gerade die Rieke Strämfeld darf nicht hören, was ich zu berichten habe, gnädigster Herr. Sie dauert mich, und Ihr werdet mich darum loben."

„Nun was ist's?" rief der Graf ungeduldig.

„Der Bauer Knut Strämfeld, Riekens Vater, hat sich schon im Herbste mit seinem Weibe Martha aus seinem Hause entfernt, und es verlautete allerhand Wunderliches, er treibe sich mit einigen Juden im Lande umher und sein Geschäft sei nicht das ehrlichste. Auch wollen einzelne Bauern von Zeit zu Zeit Nachts in Strämfelds Hütte Gespräche und unheimlichen Lärm vernommen haben, die Furcht aber, es möchten Geister sein, die Nachts in der leeren Hütte spukten, verjagte sie. Vor zwei Wochen wurde Knut am Tage gesehen und bewohnte sein Haus; von seiner Frau dagegen hat man nichts wahrgenommen. Da sagten die Leute, er habe sie verkauft, wie früher seine Töchter. Vorgestern in der Mitternacht hören die Nachbarn plötzlich einen großen Lärm in Knuts

Hütte, das hat wie ein bitterböser Zank geklungen. Am frühsten Morgen sieht eine Nachbarsfrau unter einer zerbrochenen Dachziegel an ihrem Bette hervor, wie Knut Strämfeld mit Hacke und Schaufel nach seiner Scheuer schleicht und das halbverfallene Thor hinter sich zumacht, das doch, so lang er fort gewesen, aufgestanden hat. Der Frau kommt das bedenklich vor, sie steht auf und lauscht hinab, da hört sie, wie's in der Scheuer hackt und schaufelt. Nach einer halben Stunde geht Knut in sein Haus und kehrt gleich darauf, einen langen Bündel in grobes Sacktuch gewickelt, auf dem Rücken nach der Scheuer zurück und läuft dabei wie toll. Aus dem Bündel aber sieht die Frau einen Menschenfuß hervorgucken. Nachher hört sie's wieder schaufeln. Sie erzählt's mit Schaudern ihrer Gevatterin, diese ihrer Schwester und ihrer Schwiegerin, diese Beiden aber gingen von Haus zu Haus und erzählten's allen Leuten mit dem Zusatze, Knut habe einen Menschen abgethan und in die Scheuer begraben. Der Erschlagene habe viel Geld bei sich gehabt. Manche sagen, sie hätten ihn Abends zuvor durchs Dorf gehen sehen, er sei ein großer Mann gewesen. Es wird vielerlei gesprochen, aber das Ende vom Lied ist immer: Knut ist ein Mörder. Da hab' ich mich denn heute früh aufgemacht, um mich Raths bei Euch zu erholen, was ich in dieser schwierigen Sache zu thun habe."

„Du wirst den Vorfall doch beim Oberrichter durch einen Eilboten angezeigt und den Knut Strämfeld derweil, bis das Gericht kommt, arretirt und in Gewahrsam gebracht haben?" fragte der Graf.

„Euere Würden haben mir, seit ich so unglücklich war, den Herrn Herzog von Gothland arretiren zu wollen, streng untersagt, wieder an Jemanden Hand

zu legen. Ich wagte nicht den kleinsten Schritt in dieser wichtigen Sache ohne Euere Genehmigung und Befehl zu thun, damit ich nicht wieder etwas Dummes mache und mir Euere Ungnade zuzöge."

„Du hast das Dümmste gemacht, indem Du nichts machtest," fuhr der Graf den erschrockenen Vogt an. „Ich werde Dich morgen mit Befehlen an den Oberrichter schicken, aber Du kannst fernerhin nicht mehr Kastellan meines Schlosses sein."

Sten Wytt, wie vom Donner gerührt, that winselnd einen Fußfall vor dem Grafen. Der Pastor und der Maler suchten dessen Zorn zu beschwichtigen. Auch äußerte Pelargus, man könne nicht wissen, wie viel Wahres und Falsches an der Sache sei, und man dürfe keineswegs als erwiesen ansehen, daß der Bauer wirklich Mörder sei. Es sei das Gerathenste, daß morgen jemand mitreise, der die Untersuchung — sobald sie wirklich für nöthig befunden würde — mit Verstand beim Gerichte einleite, im Fall aber das Ganze nur ein Weibergeklätsch sei, die Calumnianten zur Rechenschaft ziehe. Er selbst würde die Reise gern unternehmen, wenn ihn seine Amtsgeschäfte des hohen Festes wegen nicht fesselten, er schlage aber Herrn de Change vor, der es gewiß nicht ablehnen werde. Der Maler erklärte sich sofort bereit. Da ließ der Goldschmied, der zeither stumm und starr vor Schrecken, daß sein künftiger Schwiegervater ein Mörder sein sollte, gesessen hatte, seine Stimme hören, indem er bat, daß er den Maler auf seinem Schlitten fahren und der Expedition beiwohnen dürfe. Dem Franzosen schien das sehr gelegen. Eine gewisse Spannung in seinem Gesicht verlor sich immer mehr, er wurde heitrer und sprach viel. Auf seine Veranlassung wurde verabredet, Rieken nichts vom Zwecke dieser Reise

merken zu lassen. Die Unterhaltung kam auf andre Gegenstände, und ein paar Stunden waren verplaudert bis die Abendtafel besorgt wurde. Da fragte Ebba zuerst nach Rieken. Man sagte ihr, aus welcher Veranlassung sie sich entfernt und wahrscheinlich in das Gesindezimmer begeben habe. Ebba gab Befehl, Rieken herbeizurufen, allein sie wurde nirgends gefunden. Man wartete noch in der Meinung, sie habe mit ihrer Schwester einen Spaziergang gemacht, aber es verstrich eine Stunde um die andre, die Tafel war aufgehoben und noch keine der Schwestern da. Ebba wurde ängstlich, und sandte ihre Leute im Schlosse und der Umgegend umher, die Dienerin zu suchen, aber auch diese kehrten, ohne eine Spur von der Vermißten entdeckt zu haben, zurück. Niemand hatte sie gesehen, niemand konnte sich erklären, wohin sie gerathen sein möchte. Jedermann war betreten und der Goldschmied bestürzt. Da warf der Maler die Vermuthung auf, Rieke könne von Neugierde getrieben, nach ihrem Austritt aus dem Zimmer an der Thüre desselben gehorcht und ihres Vaters Schicksal vernommen haben. Diese Kunde habe sie wahrscheinlich zu einem übereilten Schritte verleitet, mit ihrer Schwester sogleich aufzubrechen, um den Vater vor der ihm bevorstehenden Gefahr zu warnen und zur Flucht zu vermögen. Diese Vermuthung schien Allen wahrscheinlich, und der Goldschmied war kaum von dem Vorsatze abzubringen, in der Nacht noch aufzubrechen und Rieken noch einzuholen. Der Gedanke, daß die beiden Mädchen in der Nacht und Winterkälte über die öden Schneefelder einen so weiten Weg wandern, daß sie sich verirren und umkommen könnten, hatte nicht blos für Ebba und Peter Lilie, sondern auch für alle Anderen viel Grausenhaftes. Die Nacht

wurde von den meisten schlaflos zugebracht. Eh noch der Tag anbrach, waren die Reisenden auf dem Weg. Sten Wytt hatte den Schüler im Schlitten und ärgerte sich nicht wenig über dessen Taubheit, der Goldschmied und der Maler saßen im andern, und des Malers Fuhrwerk wurde von Jacques leer nachgeführt. Auf dem Wege fragte man fleißig nach den beiden Schwestern, aber niemand hatte etwas von ihnen gesehen. Nachmittag langten sie an. Die Bewohnerschaft des ganzen Ortes war in der Nähe von Knut Strämfelds Hütte versammelt, und die Ankommenden erfuhren, daß Strämfelds Hütte und Scheuer gegen Morgen plötzlich in lichten Flammen gestanden und bis auf den Grund abgebrannt seien. Vom Bauer und seinen Töchtern hatte niemand etwas gesehen. De Change befahl den Schutt der Scheuer wegzuräumen. Man entdeckte in der Tenne wirlich eine Grube, die für ein Menschengrab gelten konnte, aber man fand weder einen Menschen noch sonst etwas darin. An ein Nachspüren oder Verfolgen war nicht zu denken; denn man wußte ja nicht, wem man nachspüren, wen verfolgen sollte. Der Goldschmied rief in großer Aufregung oft seines Sohnes und Rieke's Namen schmerzlich aus und beklagte beider Schicksal. Am andern Morgen sagte der Maler zu ihm: „Meister Lilie, Ihr seht selbst, daß hier für uns nichts zu schaffen ist. Rieke Strämfeld hat — Gott weiß auf welche Weise! — noch vor Tagsanbruch ihres Vaters Hütte erreicht; sie haben die Leiche über Seite gebracht, und um allen Nachforschungen zu entgehen und zugleich die Aufmerksamkeit von ihrer Flucht abzulenken, Hütte und Scheuer in Brand gesteckt. Und auf diese Weise sind sie glücklich entkommen. Wer kann wissen wohin? und wer wollte in dieser schlim-

men Winterszeit sie in dem unwirthbaren, unwegsamen Schwedenlande verfolgen? Alle Mühe wäre vergeblich. Ergebt Euch in das Schicksal. Auch könnt Ihr mir einen unnützen Weg auf Schloß Rosenberg ersparen. Meine Arbeit ist vollendet, ich werde das Bild abholen lassen. Ich will, da ich einmal halben Weg bin, meinen Geschäften nachgehen." Er setzte sich mit dem Schüler in seinen Schlitten und ließ den verzweifelten Goldschmied mit seinem Schmerz und dem umständlichen Kastellan allein. Rasch gings auf dem Wege nach Stockholm zu.

„Es ist alles weit glücklicher gegangen, als ich mir je hätte träumen lassen!" sagte de Change. „Nun den Brief in der Königin Hände!" setzte Lodoiska hinzu, „und dann nach Norköping!"

„In die Arme des liebedürstigen Herzogs!" ahmte der Maler den Pathos der Gräfin nach, aber sein spöttisches Lächeln sagte etwas anders. Rascher liefen die Pferde, und bald glänzte vor ihren Blicken die königliche Wasserstadt. De Change streckte die Hand aus und sprach:

„Bald, du stolze Magd, wirst du deinem rechtmäßigen Herrn wieder dienen, und von deinen Zinnen herab wird Siegismund, der Schwedenkönig, auf die neuen Tempel der wahren Kirche Christi schauen und auf die Trümmer der gestürzten des Baaldienstes. Dann, theure Gräfin, reift die Ernte unsrer Saat!"

7.

Die schöne Holländerin.

Das schwedische Hauptquartier war einige Meilen von Narva landeinwärts in einem elenden Dorfe, mitten in einer jener liefländischen Einöden gelegen, in denen die Schöpfungskraft der Natur erschöpft zu sein scheint. Im ganzen Orte war nur ein Haus, worin der König mit Noth wohnen konnte. Und in diesem engräumigen Bauernhofe hatte Gustavs ritterliche Galanterie der schönen Holländerin und ihrem Vater ein Zimmer abgetreten. Er war viel zu zartfühlend, als ein so liebliches Frauenbild der Härte des Winters in diesen rauhen Gegenden auszusetzen, und dies wäre nicht zu verhüten gewesen, wenn er Margarethen in einer jener schmutzigen Hütten hätte wohnen lassen. So sehr sich der König auch einschränken mußte, er gab es nicht anders zu, als daß Margaretha aller in dieser winterlichen Wüste nur irgend möglichen Bequemlichkeit theilhaftig werden mußte, und er selbst, sich gern als Krieger betrachtend und als solcher über keine Entbehrung murrend, entsagte manchem, um es der reizenden Kaufmannstochter zuzuwenden. So elend auch das Dorf war, so besaß es doch im Gemeindehause, demselben, welches der König und die Holländerin bewohnte, einen Tanzsaal. Der lebensfrohe König, unter seinen Soldaten ganz Soldat, die Gefahr mit ihnen theilend, aber auch die Lust, benutzte diesen Saal, um seinem Generalstab und den Offizieren der um ihn versammelten Regimenter Feste zu geben. So streng der König im

Dienst war, so ganz legte er den Commandostab nieder, wenn Jugenddrang und Geselligkeitsliebe seine Untergebenen um ihn versammelte, und wie er mit ihnen erst jede Beschwerde des Kriegs theilte, so gönnte er sich und ihnen jedes Vergnügen eines frohen Soldatenlebens. Dann war er ihr Kamerad. Daher liebten ihn seine Offiziere auch so sehr, daß Jeder willig das Leben für ihn gelassen.

Seit der Ankunft des holländischen Kaufmanns mit der schönen Tochter war noch mehr Leben und Bewegung in das gesellige Lagerleben gekommen. Margaretha war wie eine Feenkönigin unter die Söhne des Kriegs getreten, und es war schier als hätte sie mit Zauberkraft den rauhen Winter in blüthenduftenden Frühling verwandelt. Durch ihre Gegenwart veranlaßt, holten die Offiziere aus Narva und andern nahen Orten auf Schlitten schöne Liefländerinnen herbei, und hielten im Hauptquartier lustige Tanzfeste, Margaretha war die Königin dieser Feste.

Nach einer frohen durchschwärmten Nacht, als die Liefländerinnen in ihre Pelze gehüllt von Offizieren bereits wieder nach ihren Wohnorten zurückgebracht waren, führte der Herzog von Lauenburg Margarethen nach ihrem Zimmer. Sie schien aufgeregt und seine Blicke hingen lüstern an ihrer Gestalt.

„Mein holdes Fräulein“ begann er schmeichelnd und drückte ihre weiche Hand mit Zärtlichkeit, „erwartet hier den König. Man hat ihm so eben hinterbracht, daß der Feind sich gezeigt habe. Er gibt nur Befehle und wird dann hier sein, Euch seine Huldigung noch inniger darzubringen, als er es auf dem Balle vermochte.“

„Des Königs Gnade hat mich allzusehr mit Be=

weisen seiner hohen Huld überhäuft. Ich weiß sie zu schätzen, aber sie erdrücken mich fast. Er hat schier nur mit mir getanzt. Für solche Gnadenbezeugungen verliert mein Ergebenheitsgefühl den Maßstab des Danks."

„Und was wäre es, wenn Ihr nun ganz und gar allen Maßstab entferntet? Gustav ist Euer Freund, was sucht Ihr immer nur den König in ihm? Ihr scheint Euch in Euer neues Verhältniß noch nicht finden zu können. Er ist der Flehende und Ihr haltet ihn noch für den Gebietenden. Wer wüßte es nicht im schwedischen Lager, daß Euere Reize den König in Fesseln gelegt haben? Seine ganze Aufmerksamkeit gehört Euch, seine Augen hängen an Euerer Gestalt, seine Worte sind, und wären hunderte mit Euch zugegen, doch immer nur an Euch gerichtet. Man hat es in dieser Nacht allgemein wahrgenommen, daß sein Herz Euch auf Flammenflügeln zustürmt. Wollt Ihr den schönsten, edelsten, heldenmüthigsten und jugendlichsten König der ganzen Christenheit mit kaltem Stolze zurückweisen, wenn er, besiegt von Euerer Liebenswürdigkeit, zu Euern Füßen sinkt und um Liebe fleht?"

„Es wäre Tollheit von mir," entgegnete Margaretha spöttisch, „ein flüchtiges Gefallen des königlichen Herrn an meiner unbedeutenden Person für Liebe zu halten, und Euere Reden, Prinz, sind geeignet mich tief zu verletzen. Der König von Schweden ist ein Ritter, noch im alten guten Sinne des Worts, aber seine hohen Tugenden sind rein und makellos und nicht blos Schein. Zu ihnen gehört ja auch die Galanterie gegen die Frauen. Daß der König diese Kardinaltugend eines ächten Ritters im höchsten Grade besitzt, hat er an mir bewiesen, aber Ihr werdet

mich nimmer überreden, sie für etwas anderes zu halten. Im üppigen Holland aufgewachsen, an die Genüsse und Bequemlichkeiten eines weichlichen Lebens gewöhnt, kam ich an diese unwirthbare Küste, und noch dazu im Winter. Die Galanterie Eueres ritterlichen Herrn und die eiserne Nothwendigkeit haben mich in dieser Einöde seiner Person näher gebracht, als anderswo Sitte und Anstand erlauben dürften. Allein dies Glück soll mich nicht übermüthig machen."

„Was redet Ihr und redet," entgegnete der Herzog schlau lächelnd. „Ihr werdet mit all den Worten die Gewißheit nicht wegreden, daß der König feurig in Euch verliebt ist. Und ich möchte den Sterblichen kennen lernen, der aus so grobem und hartem Stoffe geschaffen wäre, Euern Reizen zu widerstehen. Wenn er ein Mensch ist, wie der König und ich, so seid Ihr geschickt, ihn den Göttern beizugesellen, so wie die Götter, wenn sie noch lebten, wie sonst, gewiß durch Euere Schönheit zu uns Sterblichen herabgezogen werden würden, wie Danae, Leda, Semele, Alkmene und Europa den Jupiter, Ariadne den Bacchus, Daphne und Leukothoe den Apollo von Olymp herabgezogen."

„Euere Schmeichelei hat wenigstens etwas Großartiges," lachte Margaretha.

„Was wäre daran zu verhehlen, Ihr wißt es ja doch," fuhr der Herzog eifrig fort, „daß das ganze schwedische Lager von Euch bezaubert ist. Und wenn ich es wagen darf, meine Glut Euch rücksichtslos zu gestehen, so verdank' ich diese Vergünstigung allein meiner Stellung. Ihr würdet dieselben Geständnisse von allen Offizieren des Heeres hören, wenn sie Euch so nah treten dürften, wie ich. Aber wahrlich! ich will diese Gunst des Schicksals nicht ungenutzt liegen

lassen, wie eine aus dem Cours gekommene Geldmünze; ich will damit wuchern und sie soll mir Zinsen bringen. Ich ehre so gut wie jeder Andre, den alten Spruch: dem Könige soll das Beste sein, aber das verhindert ja nicht auch etwas weniges von jenem Besten zu kosten. Darum, wenn Euch die Sonne der Königsmajestät in hoher Liebesglut anstrahlt und Ihr durch sie der prangende Mond werdet, so laßt mich die Erde sein, die wieder von Euch Licht erhält."

„Und wenn Ihr Euere Sprache mit noch schönern Bildern ausschmückt, Herr Herzog," sagte Margaretha unwillig und in bitterschneidendem Ton, „so werdet Ihr mich doch nicht abhalten, Euch zu erklären, daß sie unverschämt ist. Meint Ihr in Ernst, ich sei nach Liefland gekommen, um ein Soldatenliebchen zu werden? Vom Könige soll ich an den Herzog, von diesem an den Grafen, Edelmann, ja wohl gar bis an den gemeinen Soldaten kommen? Ihr irrt. Meine Gunst ist weder für diese Ehre feil, noch für fürstliche Schmeicheleien."

„Ich sehe, daß ich das Unglück gehabt habe, von Euch mißverstanden worden zu sein, oder vielleicht wollt Ihr mich mit Fleiß mißverstehen. Ich schwör' Euch zu, daß mein Herz überströmt von heftigen Gluten nach Euerm Besitz, Fräulein. Nennt das Opfer, mit welchem ich Euere Gegenliebe erkaufen soll, und sei es noch so schwer, ich will es freudig bringen, nur verschmäht nicht, meine reine Huldigung anzunehmen; kühlt die Flammen meines Innern! krönt meine Liebe mit Gegenliebe, ich beschwör' Euch, seid mein, Margaretha!" Mit diesen Worten warf er sich zu den Füßen der Holländerin, umschlang sie und that Alles, um Begeisterung und Leidenschaft an den Tag zu legen. Die Holländerin aber, wohl er=

fahren in solchen Dingen, sah tiefer, als der schlaue Herzog vermuthen konnte, und sagte, plötzlich Ton der Stimme und Gesichtszüge verändernd: „Wie, Herr Herzog von Lauenburg, so hätte ich wirklich an Euch einen so aufrichtigen Anbeter, der im Stande wäre für Gegenliebe ein Opfer zu bringen? Ach, ich weiß es ja nur zu gut, es sind nur Worte, mit denen listige Männer schwache Mädchenherzen zu umstricken und an sich zu fesseln vermögen. Die Leichtgläubigkeit unseres Geschlechts ist sein Verderben. Aber unser zur Liebe geschaffenes Herz folgt gar zu leicht dem ersten Rufe zu seiner Bestimmung. Wir geben uns hin, wie es die Natur von uns fordert, und — finden uns bald betrogen. So ist es Andern ergangen, so würde es mir gehen, wenn ich Euern Betheuerungen, von meinem eignen Herzen bestochen, Glauben schenken wollte."

„So fühlt diese Schwanenbrust eine Regung für mich? Ich Glücklicher dürfte hoffen?" jubelte der Herzog auf und wollte die Jungfrau mit grinsender Zierhöfelei umfangen.

„Wer gab Euch Hoffnung?" zürnte Margaretha, und wieder mit einem von erkünstelter Zärtlichkeit übergoldeten Blick setzte sie rasch hinzu: „Und wenn ich etwas für Euch fühlte, ich würde es unterdrücken und Euch nie gestehen."

„Ihr macht mich zum glücklichsten Sterblichen! Aber warum nicht gestehen, was Euch die Brust erfüllt? Hab' ich einen Eindruck auf Euch gemacht, so folgt der Stimme der Natur! Gebt Euch den Genüssen hin, die wechselseitige Leidenschaft bieten. Wozu unterdrücken und zurückhalten, was über lang oder kurz doch als gewaltige und dann nur um so verderblichere Flamme hervorbricht, und vielleicht, in

Ermangeluug des rechten Gegenstandes, sich zu einem Unwürdigen wendet, der die Verlangensglut nicht befriedigen, die Leidenschaftsflamme nicht erwidern kann. Ja, Du hast es schon gestanden, Mädchen, und bist mein! Ich lese die Bestätigung in Deinen Blicken." Er wollte sie umarmen, aber sie stieß ihn zurück und sprach: „Es gibt nur eine Bedingung, unter der ich Euch vielleicht etwas zugestehen könnte, und diese werdet Ihr nicht in dem Grade erfüllen, wie ich es begehre."

„Nur das Unmögliche kann ich nicht erfüllen, und im Kreise Euerer Wünsche kann nur ein unmöglicher liegen. Nein und das Eine werdet Ihr nicht fordern."

„Ich versteh' Euch, Herr Herzog, Ihr meint, es könne mir in den Sinn kommen, Herzogin von Lauenburg zu heißen. Das nennt Ihr das Unmögliche, weil der schwedische Hof Euch dann nicht länger dulden würde. Und was wäret Ihr ohne die Gunst der Königin Christine? Und wahrlich, mein Vater würde nicht Lust haben, einen fürstlichen Schwiegersohn fürstlich zu unterhalten. Nein, Herzog, so hoch fliegen meine Wünsche nicht. Ein Geringes ist's. Zeigt mir diesen Morgen noch den Brief der Königin, den ich Euch mitbrachte, verschafft mir den Brief, den ich von der Königin dem Hofkanzler überreichte."

Der Herzog schlug betroffen das Auge zu Boden und suchte die Verwirrung seiner Seele hinter höfischem Lächeln zu verbergen.

„Was in aller Welt wollt Ihr doch mit diesen inhaltlosen Briefen beginnen? Sie können für Euch kein Interesse haben."

„Um desto leichter wird es Euch sein, sie mir einzuhändigen."

„Der Brief hat so wenig Werth für mich gehabt,

daß ich ihn verlegt, vielleicht gar als ein unnützes Papier zu gemeinem Gebrauch verwendet habe."

„Lügner!" rief Margaretha aufgebracht, entzog ihm ihre Hand und wandte sich ab. „Nicht ein Wort weiter! Entweder die Briefe, oder —" sie deutete mit der Hand nach der Thüre.

Der Herzog wurde dadurch nicht im Mindesten beleidigt, sondern fuhr bittend fort: „Wenn ich den Brief wiederfinde, sollt Ihr ihn haben. Glaubt doch nur nicht, daß ich etwas darunter suchte, Euch den Brief vorzuenthalten, aber —"

„Kein Wenn und kein Aber! Ihr bringt mir heute morgen beide Briefe und seid meines wärmsten Dankes gewärtig, oder ich höre Euch nie wieder an." Des Herzogs Verlegenheit stieg. „Ihr dauert mich und deßhalb will ich Euch nur gestehen, daß ich durch die Briefe nichts Neues erfahren würde."

„Wie! Ihr wüßtet? —"

„Ich weiß, daß ich von Euch und dem Kanzler an den König verkuppelt werden soll. Nun geht, geht und bringt die Briefe! Ich will jetzt allein sein und den König erwarten."

„Ihr sollt die Briefe haben. Dann werden die Brosamen, die von des reichen Mannes Tische fielen, mich laben. Der Beneidenswerthe!" Mit diesem Ausrufe wollte er die Holländerin küssen, aber sie schob ihn zur Thür hinaus.

„Nichtswürdiger Schurke!" sagte sie empört. „Dich fang' ich in deinen eignen plumpen Netzen. Ha! abscheuliches Spiel dieser Elenden, was sie mit mir treiben wollen. Aber ihr habt die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Und noch tolleres wunderbares Spiel des Geschicks, das jenes der Schlechtigkeit zauberhaft erfaßt und zur Wahrheit macht! Die Elen=

den wollen, ich soll den König fesseln, soll ihn abziehn von seiner Liebe, soll ihn zur Untreue verlocken, soll ihn mit den Banden der Sinnlichkeit umstricken und damit herabreißen aus seinem Himmel! Mich unschuldiges Wesen haben sie zum Werkzeug ihrer Bosheit ausersehn. Ich soll lügen und betrügen, wie sie, soll dem König Liebe heucheln. Die Blinden! Den einen Sinn haben sie nicht erwogen, daß ich den König wirklich lieben und dadurch alle ihre Pläne zu nichte machen könnte. Ha! und wie eine üppige stark duftende, durch Farbenpracht blendende Blume des Morgenlandes ist diese Liebe gewaltig in mir aufgeschossen. Der Gedanke: ich liebe den König und ich bin seinem großen Herzen nicht ganz unwerth, beseligt mich, erhebt mich zu den Sternen, und vernichtet mich zugleich. Ich wußte nicht, was Liebe war, eh ich den schüchternen Fuß an diese kalte Küste setzte; ich hatte mein Leben wie einen gewöhnlichen glanzlosen Traum gelebt, da sendet mich schlechte Hofintrigue an dies einsame Gestad, und der Schuldlosen, zu einem Verbrechen bestimmt, thut sich hier der Himmel in seiner höchsten Glorie auf, und die Sonnen fallen herab und die Sterne, um sich mit meinem Herzen, das zum Stern geworden ist, in wonnetrunkenen Kreisen zu drehen. Schwelle Busen, spannt euch aus, ihr Nerven, um das Entzücken recht zu fassen, die Schauer nie geahneter Seligkeit recht durchfühlen zu können! Und du, mein armer Kopf, wirst du denn nicht wahnwitzig werden bei dem stets und stets gedachten, bis zur Verzückung gesteigerten Gedanken, daß es Gustav Adolf ist, der Schwedenkönig, der von einer ganzen Welt angestaunte, von seinem treuen Volke angebetete Götterjüngling, der reizgeschmückte Kriegsgott unsrer Zeit, der herrlichste,

edelste und vollkommenste Mann des Erdbodens, den du zu lieben dich erdreistest? Ach! schon bebt mit der Lust zugleich die Vernichtung durch mein innerstes Mark und der glühende Lebensquell wird mir mit Eis umrändert, geschaffen von dem Todeshauch: er ist der König! Aber ist denn dies mein Herz nicht groß genug, diesen herrlichsten aller Könige zu lieben? Fühl' ich nicht in meiner Vernichtung noch, daß ich des Königs würdig bin? Warum hat denn dies stolze Mädchenherz in meiner Brust bei den unzähligen Bewerbungen der schönsten und edelsten Jünglinge seit Jahren geschwiegen? Warum spricht es nun so laut und so gewaltig für ihn, für ihn allein? Es sollte eines Königs, eines Gustavs Eigenthum werden. Das war seine Bestimmung. Und so will ich denn die Fackel dieser götterstarken Leidenschaft flammen lassen. Mich hat ein Gott besiegt, was kümmert mich, was daraus werde! — — — Aber wie? hätte die Schlangenbrut dann nicht auch ihren heillosen Zweck erreicht, zwar auf einem andern Wege, als sie gewollt, aber doch erreicht, und noch dazu auf einem sicherern, untrüglichern? Und wenn sie triumphirend die Königsbraut aus Gustavs Herzen gerissen sähen, würden sie mich nicht behandeln wie ein gebrauchtes, ferner aber unnützes Stück Holz, das man ins Feuer wirft? Mit mir, der Ausländerin, der bürgerlichen Kaufmannstochter, würden sie weit kürzer verfahren, als mit der hochgebornen Gräfin, der Tochter des Reichsdrostes. Und so wär' ich die Betrogene, die gerecht Belohnte. Mein Schicksal selbst zwingt mich zum Edelmuth. Mein Herz darf nicht an dem seinigen schlagen; wohlan, so will ich seine Retterin sein! Nie dürfen diese Lippen ihm Liebe stammeln, aber meine Handlungen sollen es

ihm verkünden, was Margaretha Kabeljau für ihn gefühlt. Ich will ihn der würdigern Geliebten zuführen, denn wen Gustav sich zur Braut erkohr, wahrlich! die muß seiner würdig sein! Ich will vor im hergehen mit der Leuchte, ihm vorzuleuchten auf dem düstern Pfad seiner Liebe; die glühende Begeisterung für den jungen Schwedenhelden sei ihre Flamme, mein armes Herz der Docht, und mein tiefer gewaltiger Schmerz das Oel, womit ich ihn tränke, daß die Leuchte immer von neuem flackert, bis das Werk vollbracht ist, bis Ebba hinaufgestiegen ist auf Schwedens Thron und ich ihr den Weg gebahnt und die Hindernisse, die ich unüberwindlich machen sollte, aus dem Wege geräumt habe. Dann mein Herz bist du ausgebrannt und verkohlt und das letzte Flämmlein zittert sterbend an deiner Asche. Ich will der irdische Genius Euerer Liebe sein, Gustav und Ebba! Und wenn Ihr glücklich vereint über ein glückliches Volk regiert, dann will ich scheiden mit meinem verkohlten Herzen, das vom Oel des Schmerzes weggeschwemmt wird, bis es an Hollands Küste sich mit Erde mischt.. Vielleicht, o unaussprechliches Glück! tritt einst sein Fuß auf meinen Hügel, bricht einst seine Hand eine Blume davon, weint Schwedens künftige Königin eine Thräne auf das zu Staub zerfallne Herz der unglücklichen Margaretha. Dann werden sie, ja sie müssen meiner mit Hochachtung gedenken.“ Die sich selbst also marternde Schwärmerin brach in lautes Schluchzen aus; es war ihr, als müsse ihr der gewaltigste Schmerzenskrampf die Brust zerreißen, und all den Jammer verschluckend, hielt sie die Hände vor ihr Gesicht und stürzte trostlos auf ihr Ruhebett.

8.

Des Königs Leidenschaft.

Der König trat in die Stube. „Sie schläft!“ sagte er leise für sich, „und die Engel, die sie mit ihren schönsten Gaben ausgestattet, halten Wacht an ihrem Bette. Weiß ich's doch selbst nicht, was mich mit so unwiderstehlicher Gewalt zu dieser holden Fremden zieht! Es ist ein so ganz anderes Gefühl, was mich in ihrer Nähe bestürmt, als was ich bei meiner Ebba empfinde. Jagt es mir nicht jedesmal das Blut zu Kopfe, wenn ich die schöne Holländerin sehe? Wird es mir nicht so bänglich ums Herz! Aber von all den seligen Empfindungen, die der innige Gedanke an Ebba in mir hervorruft, fühle ich nichts; deshalb kann auch diese Zuneigung nicht Liebe sein.“ Er wollte sich wieder entfernen, als Margaretha gefaßt sich erhob, auf den König zueilte und mit freundlicher Stimme sprach: „Mein hoher Herr, Ihr gönnt mir die nicht genug zu schätzende Ehre Euerer Gegenwart. Wie unaussprechlich glücklich macht mich diese Gunst!“

„Verbannt dies unterwürfige Benehmen gegen mich, wenn wir allein sind. Wenn der König mit seiner Freundin zu plaudern kommt, läßt er den Purpur draußen, und trägt ihr dafür sein Herz zu. — Aber was muß ich gewahren? Ihr habt geweint!“

„Ich leugne nicht — denn wie wär' ich Euerer Majestät gegenüber einer Lüge fähig — daß mein Gemüth so eben von einem Sturme heimgesucht wurde.“

„Und was könnte es sein, was Ihr mir nicht anvertrauen dürftet? Ich versichere Euch, daß ich Euer Freund von ganzem Herzen und mit wahrer Aufrichtigkeit bin. Ihr werdet mich glücklich machen durch Euer ungetheiltes Vertrauen, und ich bin begierig zu erfahren, was Margarethens blauen Himmel trüben konnte.“

„Vertraut mir doch,“ bat er rührend und faßte Margaretha's Hand, da sie schweigend sich abwandte. „Euer Geheimniß wird in meiner Brust begraben liegen. Und es ist ja so schön, sich mitzutheilen, es auszusprechen bei einem befreundeten Herzen, was in Lust und Weh uns ergreift und bewegt! Mittheilung schafft aus der Wüste ein Paradies, und Mitgefühl bevölkert es mit freundlichen Gestalten. Ach! ich habe es tief empfunden, seit ich mein liebes Schweden nicht mehr sah. Nach Mittheilung drängt mich mein Herz, nach Mitgefühl sehnt es sich. Die Männer, die mich hier umgeben, verehren nur den König, gehorchen nur dem Feldherrn, lieben nur den Kameraden in mir; was kümmert es sie, daß ich auch Stunden habe, wo ich keins von jenen, sondern etwas bin, was diese bewährten Krieger nicht begreifen können? Das sind die der Mittheilung bedürftigen Stunden, aber nur eine zarte weibliche Hand vermag das Siegel von meiner Seele zu lösen und den Wundbalsam des Mitgefühls hineinzugießen. Denn ein reiner Spiegel ist das weibliche Gemüth, es wirft die Lichtstrahlen, es wirft die Schatten zurück, die man davor hält, nur verklärter, vergeistigter als sie wirklich sind. Des Mannes Herz gleicht dagegen dem matt geschliffenen Panzer, den er darauf trägt; nur dürftig glänzt die Sonne darin wieder, die Nacht macht ihn nicht dunkler, als er ist. Schon die Nähe

eines holden weiblichen Wesens übt einen in Sanftheit stark werdenden Zauber über uns aus. Wir wissen es nicht während demselben, wir bemerken es später kaum, daß er an uns ist vollbracht worden. Und doch sind wir beseligter, sittlich gebesserter, freundlicher, liebevoller. Es ist gewiß, daß des Mannes schönste Tugenden durch weiblichen Liebreiz, durch holdselige Anmuth, wenn nicht gezeugt, doch großgezogen werden. Und seht, Margaretha, einen so großen Einfluß hat Euere Anwesenheit im liefländischen Lager auf mich gehabt, und o wie unschätzbar viel hab' ich Euerm stillen Walten hier zu verdanken! Ihr habt mich umgewandelt; ich hatte mich verdüstert in der rauhen Gegend und dem freudlosen Kriegshandwerk; ich hatte viel von meiner Jugend verloren, Ihr habt mir's doppelt und dreifach wieder gegeben. Ihr verneint es, Ihr wollt es nicht zugeben, Euere Bescheidenheit sträubt sich gegen mein offenes Bekenntniß. Aber es ist und bleibt doch, wie ich sagte. Meine Brust strebt, sich Euch zu öffnen, wie ein Blumenkelch, Euch, dem einzigen trefflichen Weibe im Lager, dessen tiefes Gefühl, dessen hoher Geist, süße Anmuth und Weiblichkeit von mir klar erkannt worden sind; und nun, im Augenblick, wo's in mir siedet und braust, wo Himmel und Hölle einmal in mir streiten und ich mich Euch nahe, daß Eure mitfühlende Hand lindern, gleichen und ordnen soll, wo ich nun Ansprüche auf Euer Vertrauen zu machen berechtigt bin, weist Ihr mich kalt und theilnahmlos ab."

„Nein, mein König, Ihr irrt!" rief Margaretha auf das Tiefste ergriffen. „Ihr irrt beim allmächtigen Gott, der den Tag bald am Himmelsbogen heraufführen wird! Ihr sollt Alles erfahren. Die kleinste

Falte meines Herzens will ich Euch aufdecken, und mit Selbstzufriedenheit kann ich sagen, Ihr werdet keine Eueres königlichen Vertrauens Unwürdige in mir finden. So wisset denn, all meine Unruhe, all mein Herzeleid betraf Euch ganz allein."

„Mich?" rief der König angenehm erstaunt. „Erklärt Euch näher, schöne Margaretha."

„Ihr seid von heimlichen Feinden umgeben, die Euere Frau Mutter gedungen hat, Euere Liebe zu verderben. Mich selbst wollte man zu einem Werkzeug der Bosheit herabwürdigen. Man sprach in Stockholm, Euere Braut sei vom Hofe verwiesen, Andre sagten, sie halte sich nur bei ihrem Vater auf Schloß Rosenberg auf, um sein Siechthum kindlich zu pflegen. Da hielten sie mich einer Abscheulichkeit fähig. Ahnet Ihr nun die Gruben, die man Euch gräbt?"

„Es dämmert mir im Geiste, aber ich kann es nicht fassen."

„Wann auch hätte ein schuldloses Herz die Werke der Bosheit begriffen? Ihr seid umstellt; man hat nichts Gutes mit Euch vor. Mehr erlaubt mir weibliche Scham nicht zu sagen. Errathet Ihr den rosenbedeckten Abgrund nicht; ich darf ihn Euch nicht näher bezeichnen. Doch in einigen Stunden hoffe ich zwei von der Königin an den Herzog von Lauenburg und den Hofkanzler geschriebene Briefe als Beweise übergeben zu können."

„Wie ist mir denn?" rief der König schmerzlich, „ich kam hierher, Euch zur Vertrauten meiner Liebe zu machen, und nun stehe ich plötzlich von einem grellen Licht geblendet. Wer will es wagen, mir Ebba zu rauben? Trotz sei Jedem geboten mit meiner ganzen Königsmacht!"

„Uebereilt Euch nicht, gnädigster Herr," flehte Margaretha ängstlich. „Ein zu rasches Wort von Euch, welches Euere Wissenheit bekundete, würde mich verderben. Denn Leute, die solche Plane schmieden, haben auch Gift und Dolch als letztes Auskunftsmittel zur Hand. Vorsicht ist zu allen Dingen nütze, und in diesen schlimmen Dingen mehr als in allen andern. Ich beschwör' Euere Majestät fußfällig, thut in diesem Handel nichts ohne mich! Euere Biederkeit, Geradheit und Herzlichkeit könnten Euch zu Mißgriffen verleiten. Nicht allein mitfühlend ist das Weib, es ist auch gewandt und schlau, und merkt dem vorsichtigsten Feinde die Blösen ab. Laßt mich mit Euch überlegen und sinnen und dann handelt, wie wir beschlossen. Ich verzweifle nicht am Sieg. Vertraut nur mir, so wie ich Euch vertraue."

„Mein ganzes Vertrauen habt Ihr; ja ich will mich Eurer Leitung übergeben; seht Ihr für mich und macht mich aufmerksam, woher die Schläge drohen. So grüß ich freundlich in Euch meine Verbündete, so umarm' ich in Euch meine Vertraute, so küss' ich in Euch meine Freundin!" Und er zog die hocherröthende, nicht widerstrebende Schöne an seine Brust und drückte ihr einen warmen Kuß auf den warmen Mund.

„O wenn es Ebba wüßte, daß ich in Euch eine so liebe Freundin gefunden, wie würde sie sich freuen!" fuhr der heitre König fort, „und als Freundin, als Schwester wird sie Euch ferner lieben, wie ich."

„Und ich werde namenlos glücklich sein in dieser Liebe," versetzte die Schwärmerin.

Im vertraulichen Kosen setzten sie sich auf das Ruhebette, er hielt ihre Hand, seine Blicke badeten sich im Zauberborn ihrer Augen, sie vergaß ihren Zwang, sie überließ sich dem Strom der Gefühle,

der sie näher zu ihm trug. So saßen sie und sprachen von des Königs und Ebba's Liebe. Er erzählte ihr von seinen Jugendträumen, von seiner ersten Sehnsucht und von der ersten Ahnung, daß sie eine Befriedigung an Ebba's Brust finden könnte. Er schilderte ihr die aufglühende Begeisterung seiner Seele, den ungezähmten Thatendurst, hinaus zu stürmen und die Welt zu erobern, dann Ebba's Engelsblick, mit dem sie ihn zurückgehalten, und die Fesseln der ersten Liebe, in die sie ihn gelegt; dann sprach er wieder mit so rührenden klagenden Worten von der Wehmuth, die nachher oft über ihn gekommen, die das Herz ihm zerschmelzen wollen, und wie er dann Stunden lang Thränen des süßesten Schmerzes geweint, und wie oft das seltsamste Verlangen ihn gequält, bald ein Stern zu sein, um freundlich auf sie herabzuleuchten, die laue Nachtluft zu sein, um in ihren blonden Locken zu wühlen, eine Rose zu sein, um ihr Düfte zu senden und an ihrem Busen zu sterben. Und wie es ihn dann aus solcher weicher Stimmung aufgerissen zu Ritterspiel, Lanzen- und Schwerterkampf, und wie er die glühende Stirn zum Himmel gekehrt und Eide geschworen, von den nordischen Küsten, wie einst Normänner gethan, auszuziehen und sich Kronen und Lorbeern zu erobern, hernach im Triumph heimzukehren und alle Kronen und Lorbeern Ebba in den Schooß zu werfen und sein Königsherz oben darauf, und nachher mit ihr als seiner Königin auszuziehen, damit ihr die Völker huldigten und durch ihren Mund beglückt würden.

Das Alles erzählte der König und Margaretha lauschte mit Seelenwollust seinen Worten. Sie weinte mit ihm, sie jubelte mit ihm, bald strahlte ihr Auge in Begeisterung, bald war es umflort von Thränen-

schleiern des Mitgefühls. Er aber trank aus diesen Blicken ein süßes Gift, das ihm immer heißer durch die Adern drang.

Bis jetzt hatte des Königs Jugend dem lichten Genius reiner Seelenliebe allein gehorcht, doch die Stunde war gekommen, wo der aus dem Blut geborne Genius an ihn herantrat, sein Recht zu fordern. Hereingeschlichen hatte er sich in Gustavs großes, offenes Herz, im Gewande und der Maske seines Bruders. Aber das Kleid wurde allmälig feuerfarben, der König sah's noch nicht, die Maske fiel endlich und Begierde flammte aus dem schönen Gesicht, da sah's der König und erschrak. Aber es war zu spät. Schon hatte die niedere Welt ihr Recht an ihn und die Natur belegte seinen Nacken mit ihrem süßesten Joch. Eine trunkene Stunde irdischer Seligkeit führte ihn in Margaretha's Arme, Flammen schlugen zu Flammen und der fliehende Gott keuscher Liebe löschte den Brand nicht mit seinen Thränen. Die Frucht war reif, ein Luftzug, eine Erschütterung brachte sie nach wenig Tagen zum fallen.

Der König erhielt durch Margarethen den Brief seiner Mutter an den Herzog von Lauenburg; der Hofkanzler, vorsichtiger und besonnener als der verliebte Herzog, hatte den seinigen nicht hergegeben. Er war kurz und enthielt blos die Ermahnung, Alles aufzubieten, um des Königs Herz für die schöne Holländerin zu entflammen, die Reizende aber selbst mit gehöriger Vorsicht zu unterrichten, daß sie sich nicht gleich und nur sparsam dem Könige hingebe, damit er stets mit dem Verlangen nach ihr beschäftigt sei, und ihm keine Zeit übrig bleibe, an die ferne Liebe zu denken. Dieser Brief öffnete dem König die Augen; er sah, wie er umstellt, sah daß Margaretha

die einzige ihm treu ergebene, wahrhaft befreundete Seele im Lager war; denn hatte sie ihm nicht das große Opfer gebracht, ihm diesen Brief selbst zu übergeben? Aber wer begreift das wunderbare Getriebe des menschlichen Herzens? — gerade dieser Brief machte ihn auf Margaretha's Reize recht aufmerksam; er gestand es sich ein, wie vortrefflich seine Mutter mit ihrem argen Willen gewählt, wie Margaretha allein im Stande sein würde, sein Herz zu bezaubern — und ach! in demselben Augenblicke war es schon von ihr bezaubert — er sah es nun erst, daß Margaretha zur Gewährung höchster Sinnenlust recht wie geschaffen sei, und immer gewaltiger glühte die Leidenschaft in ihm empor. Er hatte mit dem zweischneidigen, scharfen Messer der Gefahr gespielt — was Wunder, wenn er sich verwundete? Eine von seiner nächsten Umgebung wohl bemerkte Unruhe begleitete von dieser Stunde an jeden Schritt des Königs. Oft stand er in tiefen Gedanken, aus denen er plötzlich auffuhr, oft gab er Befehle, die mit den kaum gegebenen in Widerspruch standen, und nicht selten kehrte seine Laune sich rauher als sonst gegen den Herzog, den Kanzler, die ihm zunächst stehenden Offiziere und seine Diener.

9.

Netze der List und wahres Gefühl.

Mit Entzücken gewahrte der Herzog diese Veränderung an seinem königlichen Vetter und beobachtete ihn genauer. Da sah er denn, wie Gustavs Wange bei Margaretha's Anblick sich höher röthete, wie sein Auge irrend über die reizenden Formen heller funkelte, er sah des Königs Hand zittern, wenn sie sich nach Margaretha's Hand ausstreckte, sah, wie Gustav jede freie Stunde auf Margaretha's Zimmer zubrachte, ja sich Zeit abbrach, um bei ihr zu sein; denn der nahende Feind nahm seine persönliche Thätigkeit in Anspruch. Aber wie der schlaue Blick der Intrigue doch meist nur halb sieht, wie ihm die Wahrheit, vermöge ihrer göttlichen Eigenschaft, nie strahlt, sondern nur der aus dem trüben Sumpfe ihrer Eigenliebe zurückgeworfene Widerschein, so sah es auch der Herzog nicht, und ahnete es nicht, daß Margaretha den König mit der verzehrendsten, gewaltigsten Leidenschaft, deren ein weibliches Wesen fähig ist, liebte. Sein Kopf hielt es kaum für möglich, daß ein bürgerliches Mädchen einen König lieben könne; ein solches Majestätsverbrechen lag nach seinen Begriffen außerhalb den Grenzen der menschlichen Natur. Er glaubte das Seinige also noch hinzuthun zu müssen, um den Willen der Königin Mutter nachzukommen, und seine eigene Lust zu befriedigen. Im Rausche der Waffen — das Heer zog sich zusammen und bereitete sich vor zu einer Schlacht — schmiedete der Herzog seinen Plan, mit dem er Margarethen

einverstanden wähnte, weil sie sich, nachdem er ihr den Brief der Königin anvertraut, seiner Meinung nach so schlau und gleichsam im Einverständniß mit ihm gegen den König benahm, und das Netz, in dem Gustav lag, so geschickt spann und zusammenzog. Es verdroß ihn zwar, daß die stolze Schöne ihn stets spröde und abstoßend behandelte, er ließ sich aber dadurch nicht abschrecken; denn ihre Kenntniß des Briefs der Königin war ihm Gewährleistung von Margaretha's Zustimmung, und er hielt ihr Betragen für nichts als weibliche Caprice. Seine Gedanken waren: wenn sich der glückliche König erst aus dem Becher der Wollust berauscht hat, wird er schon auch an dich kommen. Die Intrigue mußte indeß weiter gesponnen werden. Dazu bediente er sich eines Menschen, den er für seine Kreatur hielt und allein in seinem Interesse handelnd wähnte, der aber in ganz andern Interessen handelte und den Herzog so gut betrog, wie die Andern. Dies war ein esthländischer Lieferant, der von Zeit zu Zeit für schweres Geld dem schwedischen Heere in dieser Einöde Lebensmittel zuführte, und sich dann nicht selten einige Wochen im Lager oder dem Hauptquartier aufhielt. Da dem Herzog von Lauenburg die Besorgung des Proviants für das Heer vom König aufgetragen war, so kam jener Lieferant, Namens Linsky, bald mit dem Herzog in nähere Berührung, gab ihm freilich mit Untreue zu erstrebende Vortheile an die Hand, und machte sich dem geldgierigen Fürsten dadurch unentbehrlich, ja ihn gewissermaßen von sich abhängig. Linsky war von einem Streifzuge zurückgekehrt, welchen die Anrückung der verbundenen Polen und Russen und der nothwendige Aufbruch der schwedischen Armee veranlaßt hatte, damit die letztere nirgend in Mangel ge=

rathe. Der General Jakob de le Gardie schickte ihn mit einem Belobungsschreiben an den König und dieser gab dem Lieferanten seine Zufriedenheit zu erkennen. Hierauf verfügte sich Linsky zum Herzog von Lauenburg.

„Du kommst als ein Geist, den ich lange schon beschworen," rief ihm der Fürst entgegen. „Noch nie bedurfte ich Deines Raths und Deiner Hülfe mehr als jetzt. Vor allen Dingen sag' an, wie weit steht der Feind von hier?"

„Kaum einen Tagemarsch."

„Um des Himmels willen! so haben wir keine Stunde zu verlieren!"

„Zu welchem Zweck bedürft Ihr meiner?"

„Der König ist in die Holländerin verliebt; aber er glüht noch nicht genug. Erst muß er aus dem Nektarkelch sich berauscht haben. Aber wie das anfangen, daß uns nicht die gelegendste Zeit ungenützt verstreicht? Noch immer weiß ich nicht, wie ich mit der kleinen Hexe daran bin. Am Ende spielt sie nur mit dem Könige, und wir sind Alle an der Nase geführt. Wir müssen sie näher zusammenbringen. Und Eile thut Noth; denn beziehen wir ein anderes Hauptquartier, so kann sie nicht bei ihm wohnen; der Holländer findet auch keine Ursache länger zu bleiben, und unser ganzer Plan scheitert."

„Kommt's nur darauf an, sie zusammen zu stecken," versetzte der Lieferant lachend, „so ist das bald gemacht. Und obendrein können wir zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Als ich heute beim König war, stand er vor dem Bilde der Gräfin Brahe und schaute von Zeit zu Zeit, während ich sprach, darauf. So lang er im Besitz dieses Bildes ist, werdet Ihr ihn nie an die Holländerin fesseln."

„Bei meinem Rittersporn! Du hast Recht, Linsky. Du bist ein gescheidter Kopf. An das Bild hätte ich nicht gedacht. Du hast Recht, es muß fort. Aber wie willst Du's wegschaffen?"

„Das Bild muß fort und der König auch, beides mit einem Schlage."

„Köstlich! Aber welches ist der Schlag?"

„Ich sah heute, daß das Bild nah am Ofen hängt. Wenn der König Musterung hält, überheizt man den Ofen; das schlechte Thonhaus stürzt zusammen es gibt eine Feuersbrunst; das Bild verbrennt, das Zimmer ist zerstört; der König muß ein paar Tage bei Margarethen wohnen. Daß alles gehörig von Statten geht, trefft Ihr mit etwas präparirtem Pulver, was ich Euch liefern will, einige Vorkehrungen im Zimmer, zu welchem Ihr ja Zutritt habt, und entfernt Euch so weit als möglich, das Uebrige will ich dann schon besorgen. Das ist der ganze Plan."

„Er macht Dir Ehre. Wenn es heute nicht zu spät wäre, würde ich rathen, sogleich zu seiner Ausführung zu schreiten. Morgen um zehn soll's geschehen."

„Wie steht Ihr aber mit dem alten Kabeljau? daß Euch der nicht etwa einen Strich durch die Rechnung macht und nicht von der Tochter weicht und wankt, gerade wenn es am nöthigsten, daß sie mit dem Könige allein wäre."

„Kabeljau ist schon lange unser. Für einen Adelsbrief und seinen guten Vortheil gibt er die Tochter; aber der Mensch hat eine höchst sonderbare mir unerklärliche Furcht vor ihr. Er ist durch nichts zu bewegen, Margarethen zu befehlen, daß sie mit uns gemeinschaftliche Sache mache. Ich seh' immer mehr

ein, daß das wunderliebliche Mädchen einen ganz besondern Kopf hat. Es scheint mir, als wäre sie mit mir einverstanden, dann will es mich aber zuweilen auch wieder bedünken als sei es nicht der Fall; zur Gewißheit kann ich nicht kommen."

„Sprecht noch einmal mit dem Holländer. Bietet ihm eine Reichsrathstelle, alles was Ihr wollt, er soll nur die Tochter überreden."

„Ich will's sogleich."

Der Lieferant empfahl sich, um das Pulver zu präpariren.

Am andern Morgen lieferte er das Feuermaterial bei Zeiten ab. Der Herzog ließ seine Kürassiere aufmarschiren und ging dann, um den König zur Musterung abzuholen. Während Gustav sich von Margarethen beurlaubte, befestigte der Herzog eine vom Ofen bis zum Bilde führende Schnur, an welche die Brandraketen geknüpft waren. Kaum waren beide fort, so heizte der Diener des Königs das Zimmer auf die Wiederkehr desselben. Gleich darauf hatte Linsky ein Geschäft bei Kabeljau. Als er am Kamin vorüber ging, schaute er lauernd um sich, und da er Niemand in der Nähe sah, warf er ein wohl vermachtes Päckchen in den Ofen. Während er nun mit Kabeljau sprach, erschallte im Hause plötzlich das Geschrei der Diener, das Haus stehe in Flammen. Erschrocken lief Alles herbei; Linsky und Kabeljau waren mit die ersten. Aus dem eingestürzten Ofen loderte Flammenglut in's Zimmer. Die Thür war verschlossen; Linsky sprengte sie, stürzte in den erstickenden Dampf, riß das brennende Bild von der Wand und zertrümmerte es vollends, warf noch andre Gegenstände in die Flammen, öffnete die Fenster, schrie nach Wasser, schlug mit den Händen in das Feuer, das durch seine

entschlossene Bemühung bald gedämpft war. Außer dem Bild waren einige Stühle und Kleidungsstücke verbrannt, die werthvollen Papiere des Königs aber gerettet. Einstimmig wurde der Lieferant als Retter derselben, ja des ganzen Hauses genannt, und als solchen empfahl ihn die geängstete Margaretha dem bestürzt herbei geeilten König. Gustav versicherte den Esthen, dessen Hände und Kleider versengt waren, seiner Gnade, und Linsky stand von diesem Augenblick an in seiner Gunst. Nichts schmerzte den König mehr als der Verlust des Bildes. Er war darüber den ganzen Tag verstimmt, und wohin anders hätte er sein bekümmertes Herz tragen sollen, als zu der theilnehmenden Freundin? Und war er nun nicht vollends von der Nothwendigkeit gezwungen, sich bei ihr aufzuhalten? Sie tröstete ihn ja so süß; es wurde ihm wieder so wehmüthig wohl in ihrer Nähe.

Da fügte es sich, daß Hauptmann Gyllenhielm an demselben Tage von Schweden zurückkehrte und Audienz beim König hatte. Gustav riß ihm Ebba's Brief aus der Hand und durchflog ihn mit glänzenden Augen. Da ging ihm die Seligkeit reiner Liebe in den Zeilen auf. Aber er las weiter und erblaßte.

„Also doch verwiesen!“ rief er plötzlich schmerzlich bewegt aus. „So ist es doch wahr, daß meine Mutter die Pfeile des Hasses gegen meine Liebe richtet? Meine Mutter die offene Feindin meiner Braut!“

„Wie ist das gekommen?“ wandte er sich an den Hauptmann, und Gyllenhielm, der seinen Groll mit über das Meer gebracht hatte, erzählte absichtlich alle Kränkungen, die Ebba erfahren, kalt und umständlich, und weidete sich an Gustavs Seelenkampf, der ja ihm die letzte Blüthe seines Lebens — seinem

Wahne nach — mit kalter Despotenhand abgestreift hatte.

Kaum vermochte sich der König zu fassen, und als der Hauptmann fort war, brach er, einen Augenblick von der Last, die sich auf sein Herz wälzte, überwältigt, zusammen. Thränen erleichterten endlich sein Gemüth. Er bat Margarethen, ihm Ebba's Brief noch einmal vorzulesen und sie that's mit rührender Stimme. Die Bitterkeit, die gegen seine Mutter in ihm erwacht war, legte sich wieder und machte wehmüthigen Gefühlen Platz. Er zürnte ihr nicht, die aus Eifer für das, was sie als sein Wohl erkannt hatte, so arge Fehlgriffe und Schritte gegen ihn that; sein Herz war nun voll sanften Schmerzes. Und wieder stand ihm Margaretha als guter Genius zur Seite und gab guten Rath, um Alles friedlich auszugleichen, daß Gustav sie umarmte und seinen Engel nannte. Er fühlte es wohl, daß der feingesponnenen Intrigue nur durch List und Verstellung begegnet werden könne, aber er fühlte auch, daß er unter den Geistern, die ihn umgaben, nicht allein die dunkle Bahn wandeln könne und daß Margaretha allein geschickt sei, ihm vorzuleuchten. Sie rieth ihm vor allen, Gräfin Brahe einen ruhigen Brief zu schreiben und die edle Seele derselben nicht zu ängstigen, sondern ihr vielmehr Alles zu verschweigen, was sie beunruhigen könne.

Mit einem nüchternen Herzen gab er den Generälen Audienz und ritt dann mit ihnen, eine Abtheilung des Heers zu mustern. Während dem beschlich ihn Sehnsucht nach Margarethen; er fühlte, daß nur sie die Leere seines Gemüths zu füllen vermöge.

Als der König sich entfernt hatte, ließ der Herzog den alten Kabeljau rufen.

„Wie weit seid Ihr mit Euerer Tochter?" rief er ihm entgegen.

„Noch kein Haar breit weiter. Ich habe noch nicht wieder gewagt, ein Wort mit ihr vom Könige zu reden."

„Ihr bringt mich auf. Ist das die Erfüllung Eueres Versprechens?"

„Ihr solltet nur einen ihrer strafenden Blicke sehen! Und ich bin doch Vater. Es ist ja eine arge Sünde, sein Kind zu verkaufen."

„Seid Ihr blind für Euere Vortheile? Verkauft Ihr das Mädchen? Sie wird des Königs Geliebte mit dem Range einer Gräfin und erhält Einfluß auf ihn. Was werdet Ihr Alles durch sie erlangen können! Die Königin sorgt dafür, daß auch Ihr in den Grafenstand erhoben und Reichsschatzmeister werdet. Alle königliche Fabriken werden Euerer Obhut anvertraut; Ihr werdet des Königs rechte Hand. Wir machen gemeinschaftliche Sache und bleiben gute Freunde. Und hat der König erst die Flamme seiner Jugendleidenschaft ausgesprüht, dann weiß er's uns Dank, daß wir ihn von der schwedischen Gräfin abgebracht haben. Wir sind seine Aerzte. Jetzt ist er krank und sieht nicht ein, was ihm dienlich ist; wir müssen für ihn sorgen. Ist er hergestellt, wird er uns die Kur königlich bezahlen. Leuchtet Euch das nicht ein?"

„Ich verstehe das Alles sehr wohl. Das Ziel ist lockend, aber ich weiß nicht, wie ich Margarethen dazu bewegen soll."

„Ueberlaßt sie einige Tage sich selbst. Ich werde Euch mit einem Auftrag an die Truppen nach Narva senden."

Der Hofkanzler trat herein.

„Es ist gut, daß ich Euch treffe, Kabeljau," sagte er. „Es handelt sich darum, Euern Aufenthalt im schwedischen Lager zu verlängern. Das Geldgeschäft ist abgemacht, aber andre Interessen liegen vor, Euch an uns zu fesseln. Ich weiß, daß Ihr durch des Herzogs Durchlaucht bereits unterrichtet seid."

„Er ist es," sagte der Herzog, „und vollkommen mit uns einverstanden."

„Es darf dem König nicht auffallen, daß Ihr länger bleibt als Euer Geschäft dauert. Ihr müßt also im Lager unentbehrlich gemacht werden. Und dazu hat sich der Lieferant Linsky bei mir erboten. Er will sich mit Euch zu gemeinsamen Geschäft verbinden. Und so mögt Ihr denn das Nöthige mit ihm besprechen und morgen mit ihm abreisen, um uns bald neuen Proviant zuzuführen." Der Holländer ging, suchte den Polen auf, wurde mit ihm eins, machte dem König davon Anzeige und reisete ab.

10.

Funke und Zunder.

Das russisch=polnische Heer stand in der Nähe. Der König beschloß allen Beschwerlichkeiten der Jahres=zeit zum Trotz eine Schlacht zu wagen. Die Noth=wendigkeit heischte ein solches Wagniß. Die schwedischen Sachen standen nicht zum besten in Rußland und des Königs persönlicher Muth mußte mehr thun, als de la Gardie's Feldherrnweisheit. Rasch entschossen be=

stimmte Gustav den folgenden Tag zum Angriff und gab Befehle, daß seine Heeresmasse sich zusammenziehen sollte. Jakob de la Gardie wurde von Narva, seinem Standpunkt, beordert den rechten Flügel des Heeres zu bilden, während der König den linken und das Centrum stellen wollte. Das Treiben des Kriegs hatte seine Schmerzen betäubt; er hatte als König gewaltet und die Schwäche des Menschen auf Stunden abgelegt. Ein drangvoller Tag war an ihm vorübergerauscht; der morgende sollte blutig werden. Da gedachte er Abends eine Stunde bei seiner Freundin zu rasten und sich zu sammeln für die ihm bevorstehenden schweren Stunden. Er fand sie mit der Laute in der Hand und Thränen im Auge. Sie stand auf, ihm entgegen zu eilen; er küßte sie auf die Stirne. „Ihr weint, Margaretha?" fragte er theilnehmend. „Was bekümmert Euer Herz?"

„Was sonst als das ungewisse Geschick des Tags, dem wir entgegen gehen? Mein König, es könnte Euch ein Unfall begegnen."

„Wir stehen all in Gottes Hand; aber es thut mir wohl, daß Ihr Thränen aus Besorgniß für mich habt. Wie bin ich Euch dafür so gewogen! Singt mir ein Lied zur Erheitrung. Das Drängen dieser Tage hat mich mit Gefühlen und Empfindungen bestürmt, die ich nicht ordnen kann. Ich kenne mich kaum selbst mehr. Der Zauber Euerer Stimme, holde Margaretha wird die finstern Geister beschwören, die in meine Brust eingezogen sind, denn diese Klänge sind ja Geister, angethan mit Sonnenschein. Singt mir ein schönes Lied!" Und sie griff in die Saiten und der wunderbare Sirenenton flötete und lockte und schmetterte, wie Nachtigallengesang, verwebt mit

dem fluthenden Duft mondheller Sommernacht. Sie sang:

Auf des Felsens höchstem Gipfel
Steht der Normann stark und kühn,
Unter ihm die Tannenwipfel,
Schauerlich und dunkelgrün,
Und das Meer vor dessen Tücke
Faßt den Jüngling stiller Graus.
Seine Seufzer, seine Blicke,
In die Ferne ziehn sie aus.

Karges Leben abzujagen
Der unbänd'gen Meeresfluth,
Kann ihm ferner nicht behagen,
Schönres Ziel erschaut sein Muth.
Seine Hütt' ist ihm zu enge,
Und das rauhe Land zu klein
Für des Volkes Riesenmenge;
Schönre Länder müssen sein.

Mit des Norden freiem Sohne
Zieht die frische Kraft hinaus,
Und in sonnenwarmer Zone
Sucht er sich ein bessres Haus.
Scheidend seiner Heimath Schwelle
Grüßt er auf bewährtem Kahn,
Furcht' des Meers gewalt'ge Welle,
Die dem Kühnen unterthan.

Und die bunten Wimpel wehen
Hoch auf seines Schiffes Mast;
Lustig ist es anzusehen,
Wie mit sehnsucht-heißer Hast
Seine Flaggen abwärts eilen
Nach des Südens weicher Ruh,
Nach des Halbgotts Riesensäulen,
Nach der Erde Gürtel zu!

Und zu jenem gold'nen Strande
Lenkt er seinen leichten Kiel;

In dem sonnenheitern Lande
Hofft er nun der Sehnsucht Ziel,
Mit dem Schwerte schafft er Throne
Mit dem Schwerte sich das Recht,
Und des Nordens starkem Sohne
Beugt der Römer sich als Knecht.

Aber ob er Ruh gefunden
In der Hesperiden Land?
Ob ihm des Verlangens Wunden
Dort der Sonne Gluth verband?
Ob auf den erbauten Thronen
Tönte das ersehnte Wort?
Ach! es schweigt in allen Zonen,
Und der Kampf ist hier wie dort.

„Zauberin!“ rief der König mit zitternder Stimme, „Du hast meine heiligsten Jugendträume wieder herauf beschworen; sie ziehen vor mir her, bewehrte muthige Schaaren und schwenken die Fahnen zum Sieg. Ja Du hast mir den Schlachtenmuth gegeben, Margaretha. Für Ebba, die holde Königsbraut! sei die Losung morgen. Was hast Du nicht alles aus mir gemacht, süße Fee! Es reißt mich zu Dir hin, ich vermag unmöglich zu widerstehen. Ich liebe Ebba und ihr Andenken ist das köstlichste Gut meiner Seele; aber Dich erstreb' ich stürmisch mit Flammentrieben.“ Er zog sie an seine wogende Brust.

11.

Sieg und Siegesbotschaft.

Zur Schlacht rief den Königsjüngling der andre Tag. Er ritt an der Spitze seiner Schweden und Ebba's Brief lag auf seiner Brust. Seine Liebe zu ihr war nur noch verklärter geworden. Die Wolken, die sich vor die Sonne gestellt, waren als Regen gefallen. Er fühlte, daß nur Sinnenrausch, nicht Liebe ihn in Margaretha's Arme geführt, aber dieser Rausch war schön und eines Gottes würdig. Er erkannte es, daß beide seine Genien wären, Ebba, der lichte Genius seiner Tugend und Größe, Margaretha der feurige Genius der Leidenschaft. Er liebte die Eine, wie einen Engel, und glühte für die Andre, wie ein kräftiger, hochbegabter Jüngling für ein schönes Weib glühte. Ebba's Liebe war das Palladium, das unentweihte Heiligthum seines Herzens; dort loderte der Altar der Liebe in reiner Anbetung, Margaretha's Liebe aber war der Feuerherd des Staubes, zu dessen Priester ihn Sinnenzauber geweiht.

Jakob de la Gardie, zwar noch jung an Jahren, aber reif an Erfahrungen, meist in dem russischen Kriege gesammelt, führte dem Könige von Narva her ein wohlgeordnetes Heer zu, und der König führte die Seinen in Schlachtordnung hinaus über das winterliche Schneefeld dem Feinde entgegen. De la Gardie gab dem König Rechenschaft.

„Es ist mir sehr auffällig," klagte er, „daß mir in diesen Tagen wieder eine Menge sonst guter Soldaten desertirt sind. Und wirklich theilt der größte

Theil des Heeres einen Abscheu gegen diesen Kampf in Rußland, und gerade dies ist eine der Hauptursachen, die ihn für uns so schwierig macht."

„Es sind auch bei uns viel Desertionen vorgekommen," versetzte der König. „Ihr habt doch jeden Deserteur, den Ihr wieder erwischtet, hängen lassen?"

„Das ist geschehen nach Ew. Majestät Befehl. Nur erlaube ich mir zu bemerken, daß ich fürchte, wir kommen durch solche schnelle Procedur weder zur Ausrottung des Uebels, noch auf den Grnnd desselben."

„Was ist da weiter für ein Grund als Furcht schlechter Gesellen? Es werden gewiß wenig Schweden darunter sein."

„Es sind theis Ausländer, theils Schweden. Furcht ist es gewiß nicht allein. Warum haben sie im dänischen Kriege Stand gehalten?"

„Und was vermuthet Ihr sonst?"

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich vermuthe, es schleichen in unserm Heere Wölfe in Schafskleidern. Es ist mir vorgekommen, als treibe sich die Menge Gesindel, was sich immer in unser Lager drängt, nicht vergeblich darin herum. Ich kann annehmen, daß viele der Deserteure zu den Polen oder Russen übergegangen sind. Man muß ihnen doch Vorspiegelungen und Versprechungen gemacht haben."

„Die Unbequemlichkeiten des Winters sind ihnen vielleicht unerträglich. Es will den Soldaten nicht zu Kopfe, daß sie im Winter fechten sollen. Ich weiß kein Mittel für das Uebel, als Wachsamkeit und Strenge. Uebt an jedem erwischten Ausreißer unerbittlich im Angesicht des ganzen Heeres Standrecht

aus; und die andern werden Respekt vor diesem Ernst bekommen."

„Es ist geschehen und hat nichts geholfen. Ich denke, Euere Majestät geruhen Befehl zu ertheilen, daß man lieber den Kerlen durch Güte und Strenge, durch Versprechungen und Drohungen abpreßt, wer und was sie zur Desertion verleitet. Ich wollte viel daran setzen, Euere Majestät würde ungeahnete Dinge hören."

„Es soll Euerm Belieben anheimgestellt sein."

Der König und sein Feldherr entwarfen den Schlachtplan.

Gegen Abend stießen die Vorposten auf den Feind, und eh der Morgen die Augen aufthat, betete der König schon inmitten seines Heeres und sang ein frommes Lied. Die Fanfaren erschallten zum Angriff und die Reiter rasselten in den Feind. Der Donner der Kanonen dröhnte in der reinen Luft des Wintermorgens; bald wogte der Kampf heiß, und auf dem blendend weißen Gartengrund blühte bald eine Flur rother Feuerlilien, die eben so schnell verschwunden, dauernden Blutblumen Platz machten. Des Königs Haupt leuchtete, wie ein Stern am höchsten strahlt in dunkeler Nacht, und nach mehrstündigem Kampfe flatterten Schwedens Fahnen siegreich auf allen Punkten des Schlachtfeldes. Der Feind floh geschlagen und de la Gardie verfolgte mit der leichten Reiterei die Hauptmasse, um sie zu zerstreuen. Der König kehrte mit dem Heere in das Hauptquartier zurück, und ordnete ein Sieges= und Dankfest an. Da sah man ihn auf den Knieen liegen in der Mitte seiner Krieger. Eine Jubel=Hymne strömte aus seinem Munde zum Preise dessen, der den Sieg gibt

und den Tod, und ward nachgesungen von vielen tausend Stimmen.

Zwei Tage darauf senkte de la Gardie den lorbeerumwundenen Feldherrnstab vor des Königs Majestät und sprach: „Großmächtigster Herr, weithin ist der Fuß des Feindes geflohen, geblendet von der siegreichen Sonne Eueres Kriegsglücks; und das Land gehorcht Euch, so weit Ihr Euere Befehle tragen laßt."

Nun da der Sieg errungen war, dachte der König wieder an seine Liebe. Und wie er mit Margarethen bereits beredet, so schrieb er jetzt an Ebba:

„Wohlgebornes Fräulein!

Herzallerliebste auf der Welt!

Euer liebes Schreiben ist mir zugekommen, und ich habe daraus ersehen, daß Ihr mein Gewerbe in Eueres Herrn Vaters Willen stellt. Sothane Antwort muß ich mir wohl gefallen lassen und dank' Euch dafür; bitte auch Gott, er wolle Euer Herz lenken, daß Ihr mein beständig möget eingedenk sein, und niemals Euer Herz von mir wenden. Auch wollet Ihr Euch ins Gedächtniß rufen die treue Liebe, so ich zu Euch getragen, und daß ich niemals möge hören, daß ich nicht mehr sollte an Euch gedenken, sondern daß Gott sowohl von Euch als von mir möge gebeten werden, Euch und mich den Tag erleben zu lassen, der mich getrösten könne und Euch erfreuen werde. In Erwartung dessen ich Euch in göttlichen und allmächtigen Schutz treulich und inniglich befehle, und mich Euerm edlen und getreuen Herzen, verbleibend so lange ich lebe, herzallerliebstes Fräulein

Euer getreuer und dienstwilliger Freund
G. E. A. B.

Darauf beschied er den Kürassier Tycho Lilie zu sich. Der junge Mann erschien mit einem verbundenen Arme.

„Mit Freuden habe ich vom Herzog von Lauenburg und Deinen Offizieren vernommen," redete ihn der König an, „daß Du gar tapfer gefochten und Dich wacker hervorgethan hast. Ich habe mich nicht in Dir getäuscht. Dafür liegt ein Offiziersrock und Degen beim Herzog, was Dir gut passen wird. Damit Du aber die erhaltene Wunde von lieben Händen mögest pflegen lassen, hab' ich Dich zu meinem Siegesboten ausersehen nach unserm Vaterlande. Eins von unsern Schiffen, die zu Narva vor Anker liegen, wird Dich hinüber tragen an die befreundete Küste, der Du die Kunde unseres Sieges zurufen sollst. Es sind Briefe bereit an die Königin Mutter und den Reichskanzler Oxenstierna. Insbesondere aber befehl ich Dir das Brieflein an. Solches sollst Du heimlich gen Schloß Rosenberg tragen zu Gräfin Ebba Brahe. Deiner Liebsten aber schick' ich Dich selbst. Und wenn Dein Arm heil ist, dann kehrst Du wieder."

„Majestät!" rief der junge Goldschmied, „das Glück ist eingekehrt beim schwedischen Heere, aber fürwahr durch Euere hohe Gnade hat es mich am meisten heimgesucht. Ich fliege, Euerer Majestät Befehle auszuführen."

Am folgenden Tag schon reiste Tycho als Offizier und königlicher Bote ab, beschwert mit einer Menge von Briefen von seinen Kriegskameraden an Eltern und Geschwister, Bräute und Weiber, Freunde und Bekannte im Vaterland.

12.

Eine Execution.

Das Ordnen und die beste Benutzung des errungenen Siegs nahmen zunächst nun Gustavs Thätigkeit in Anspruch. Unter andern benachrichtigte de la Gardie den König, daß er auf den Streifzügen zur Verfolgung des Feindes wieder mehrere Ausreißer aufgegriffen habe. die das Heer vor der Schlacht verlassen hätten; unter ihnen sei aber nur ein Schwede."

„Gerade diesen wollen wir inquiriren," erwiderte der König. „Laßt ihn herbei holen."

Bald darauf wurde ein langer Mann gebunden hereingeführt. In seinem plumpen Gesichte gewahrte man die tiefen Falten des Kummers und der Todesfurcht; die Arme hingen ihm schlaff am Leibe herunter und die Kleider an seinem schlotternden Bauche.

Der König betrachtete ihn einen Augenblick mit Zornesblicken. Dann sprach er: „Ich habe Dich schon mehr gesehen, Bursche. Wie heißt Du und woher bist Du?"

„Ach, großmächtigster, gütigster Herr König!" jammerte jener, „thut den Schrein Euerer endlosen Gnade auf und schenkt mir armen Manne das Leben. Was kann es Euch helfen, wenn ich mausetodt bin? Mein Leben könnt Ihr ja doch nicht zu dem Euern hinzunehmen. Gott weiß, wohin es fährt. Auch werdet Ihr durch meinen Tod um keinen Fuß breit Land reicher. Es wäre doch also recht umsonst und um nichts, wenn ich gehenkt würde."

„Du sollst des Königs Majestät sagen, wie Du heißt,“ erinnerte der Oberfeldherr.

„Ei kennt Ihr denn Elof Olofssohn Sonnenschild, sonst Hellebardier und Schildknecht seiner Würden des Herrn Grafen Magnus Brahe, Reichsdrost der Krone Schweden, nicht mehr? Hab ich Euerer Majestät nicht den Hund auf der Jagd gehalten, und habt Ihr mich nicht einen Esel geheißen, als ich ihn zur unrechten Zeit losließ? Und mich wollt Ihr henken lassen?“

„Sage mir gleich, Olofssohn, was hat Dich bewogen das Heer heimlicher Weise zu verlassen?“

„Mir wurde es, je näher wir diesmal an den Feind herankamen, desto ängster und bänger; zuletzt hatte ich nirgend mehr eine bleibende Stätte, und in meinen Beinen entstand ein nie gefühltes Zappeln und Krappeln; sie strampelten und liefen davon, ich mußte wohl mit, so sehr ich mich auch sträubte. Kurz und gut, sie nahmen keine Räson an. Also könnt Ihr mich nicht henken lassen, sondern meine Beine, und diese könnt Ihr auch nicht henken lassen, denn sie haben Euch nicht den Eid geleistet, sondern ich.“

„Sieh, schlechter Bursche,“ bemerkte de la Gardie, „wenn Du aufrichtig gewesen wärst, so hätte Seiner Majestät Gnade Dir das Leben geschenkt. Wir wollen Dich nur prüfen; denn wir wissen, daß Du Dich zur Flucht hast überreden lassen, wer Dich verführt und mit was für süßen Versprechungen man Dich verlockt hat, Deiner Pflicht ungetreu und meineidig zu werden. Nun hast Du uns das aber verschwiegen und einen blauen Dunst vormachen wollen; dafür sollst Du hängen.“

„Ach! Jesus mein! Weil Ihr's denn einmal wißt, so werd' ich ja wohl keinen Verrath und Tod-

schlag an dem Leib und Blut Christi begehen, wenn ich's eingestehe. Ich will Euch alles haarklein erzählen, nur schenkt mir das Leben!"

„Sie haben Dich also bei unsres Heilands Leib und Blut schwören lassen, nichts zu gestehen?"

„Mich nicht allein; es haben noch viele mit auf die Hostie geschworen, daß wir alle wollten des Teufels sein und ewige Höllenmarter leiden, wenn wir nur ein Wörtchen verriethen. Nun hab' ich's Euch ja nicht gesagt; Ihr habt's erst gewußt."

„Gut; wir wissen Alles. Aber wir wollen an Deiner Beichte hören, ob Du aufrichtig bist. Sag an."

„Der eine dicke Knecht des Linsky kam oft und ließ uns Wein einschenken, tractirte uns zuweilen auch mit einer Bratwurst und ließ sonst Geld für uns aufgehen, was so einem armen Schlucker, wie ich, gar wohl däuchte. Wäre auf diese Weise nicht manchmal etwas an mich gekommen, ich wäre ja noch dürrer geworden unter dem lieben Kriegsvolk und zuletzt vor Hunger angebrannt; denn wenn ich an das runde Bäuchlein denke, das ich auf dem Schlosse meines gnädigen Herrn vor mir hintrug, so laufen mir die hellen Thränen aus den Augen. Als ich nun mit dem Knechte einmal allein in der Kabatke bei Wein und Bratwurst saß, sagte er vertraulich zu mir: Sieh Elof Sonnenschild, so könntest Du es alle Tage haben, wenn Du nur wolltest, ja Du könntest noch weit besser leben, Dir noch viel gütlicher thun, wenn Du nur wolltest. Da sagt' ich: Ich will, ich will; wie soll ich's aber anfangen? Er sah mich ganz wunderlich an und fragte: Ist Dir auch zu trauen, Sonnenschild? Und ich antwortete: Mich soll der Teufel gleich in die Hölle führen, wenn mir nicht zu trauen ist. — Das schwedische Kriegs-

volk wird knapp und schlecht gehalten, fuhr er fort, und legte dabei seinen Arm um meinen Hals, und wer nicht aus seiner Tasche was zuzubrocken hat, dem geht's kümmerlich, wie Dir, Elof. — Ja, weiß es Gott! mir geht's kümmerlich! heulte ich. — Die Polen leben dagegen herrlich und in Freuden, essen und trinken alle Tage was ihnen schmeckt und werden in der Kriegszucht gar nicht strenge gehalten. Das ist ein Leben, als wenn's alle Tage Sonntag wäre. Wie wär's Elof, wenn Du zu den Polen überliefst? — Ich erschrak und meinte, daß ich also wortbrüchig und treulos an meinem König und Landesvater handeln würde; aber er sagte darauf — Nein, was er sagte, das kann ich nicht über die Lippen bringen."

„Sag's heraus, es mag lauten, wie's will oder ich laß es Dir mit Schrauben herausziehen," drohte der Oberfeldherr.

„Mit Schrauben? bei Leibe nicht, gnädigster Herr! Wenn's die hohe schwedische Majestät nicht übel nehmen wird, so will ich's wohl sagen."

„Nur heraus damit; ich nehm' es nicht übel."

„Nun er sagte: ich beginge keinen Eidbruch, sondern handle nur meiner Pflicht gemäß; denn der König von Polen sei mein angestammter Landesherr und wahrhaftige König von Schweden; Euer Herr Vater aber habe die schwed'sche Krone gestohlen, und Ihr säßet mit Sünden und Unrecht auf dem Thron. Seid nicht böse deshalb auf mich; ich hab' es ja nicht gesagt, sondern der Knecht. Ich glaubt' es aber, denn er schwatzte noch gar viel drüber und bewies es mir sonnenklar, daß es so sei. Er ließ mir wacker einschenken, und ich mußte ihm schwören, nichts von allem, was wir gesprochen, zu verrathen. Drauf gab

er mir drei Thaler zum Reisegeld und führte mich Abends in einen Keller. Da waren wohl einige zwanzig, die alle zu den Polen übergehen wollten. Sie leisteten den Eid der Verschwiegenheit, und der Knecht gab sich uns nun als einen polnischen Priester zu erkennen. Drauf machte sich einer um den andern fort; als die Reihe an mich kam, befiel mich eine große Angst. Ich stellte mir aber die Freude über die vielen Bratwürste und den Wein recht lebhaft vor und rannte mit zwei Andern eines Abends fort. Diese Kerle hatten aber mehr Kräfte als ich, meine alten Knochen ermatteten bald in dem nassen Schnee. Wir wußten keinen Weg noch Steg, fanden weder Dach noch Fach, und ich kam fast um in den endlosen Schneefeldern. So haben mich die schwedischen Reiter gefunden. Ach, und nun muß ich zu meinem größten Schrecken hören, daß ich gar noch soll gehenkt werden."

„Und von der Strenge des Gesetzes kann Dich nichts befreien. Du mußt noch heute baumeln!" sagte der König. Da warf sich Elof winselnd zur Erde, und als der König noch immer kein Wort der Gnade sprach, brach Sonnenschilds weinendes Flehen zuletzt in ein wahres Wahnsinnsgeheul aus. Er kratzte den Boden mit seinen Nägeln und rief: „O Sten Wytt, mein Blut kommt über Dich! Aber wenn mir der dümmste Streich meines Lebens, daß ich den Herrn Herzog von Ostgothland arretiren wollte, einmal das Leben kosten sollte, so wollt' ich doch, der gnädige Herr Graf hätte mich damals gleich henken lassen, da wär ich doch in meinem Vaterlande gestorben und hätte nicht all das Trübsal dieses Krieges erlebt. O Rieke Strämfeld, wenn Du wüßtest, wie der arme Elof Sonnenschild enden muß,

Du weintest ihm eine Thräne! Du hattest freilich den flachshaarigen Goldschmied lieber, der auch als schlechter Freund an mir gehandelt und mich betrogen hat. — Schenkt mir das Leben! Ich bitt' um Christi Blut!"

„Das Gesetz verlangt sein Recht. Du hast dagegen gehandelt und bist sein Opfer. In einer Viertelstunde hängst Du am dürren Baume. Führt ihn hinaus!"

Unter erbarmungswürdigem Geschrei wurde Elof nach dem Richtplatz gebracht. Der König, der sich der Fahrten Elofs, die er in der Verzweiflung erwähnte, wohl erinnerte, folgte mit den Generälen nach. Die Trommeln riefen alle im Orte cantonnirende Mannschaft zusammen. Elofs bleiche Lippen versuchten vergeblich ein Gebet zu stammeln; er konnte keinen Gedanken festhalten. Es flirrte ihm vor den Augen und sein Gaumen wurde von brennendem Durst gequält, während seine langschäftigen Glieder von Frost geschüttelt wurden. Ein Feldprediger stand neben ihm und leistete ihm geistlichen Zuspruch. Elof nickte zu allem, obgleich er den Sinn der Worte nicht fassen konnte. Als die Regimenter versammelt waren, trat der Profoß auf des Königs Wink hervor und legte dem unglücklichen Hellebardier den Strick um den Hals. Elof befahl dem Himmel seine Seele, und wurde zu dem Galgen mehr geschleppt als geführt. In dem Augenblick, als er die Leiter hinaufstieg, winkte der König einem ihm nahe haltenden Wachtmeister und sagte dem heran Gesprengten etwas ins Ohr. So wie nun Elof von der Leiter herabgestoßen wurde, war auch der Wachtmeister schon hinter ihm und zerhieb mit einem kräftigen Schwertstreich den Strang, so daß Elof der Länge lang in

den Schnee fiel. Das ganze Heer schlug ein lautes Gelächter auf, welches sich noch vergrößerte, als Elof wie ein Betrunkener mit Armen und Beinen ausschlug, dann aufsprang, zum König rannte, sich vor ihm niederwarf und in wunderlichen Redensarten für sein Leben dankte.

„Gehenkt mußtest Du werden, wie jeder andere Ausreißer," sagte Gustav, „aber ich brauchte dem menschenfreundlichen Wachtmeister, Dich abzuschneiden, nicht zu verwehren. Geh hin und bedanke Dich bei ihm für Dein Leben."

Elof kroch schier auf allen vieren zu dem Wachtmeister und stotterte unter Gelächter der Umstehenden seinen Dank ab. Seine Kameraden nahmen den noch todtblassen Galgenvogel in ihre Mitte und kehrten mit Sang und Klang in's Dorf zurück, um ihn auf ihre Kosten mit Wein und gebratenen Würsten zu laben, damit er sich von seiner durch alle Grade ausgestandenen Todesangst wieder erhole.

Der einzige Nachtheil, der ihm aus dem Streiche erwuchs, war, daß er ferner unter allen Soldaten der Gehenkte hieß, doch erklärte er oft, er wolle lieber so heißen, als es wirklich sein.

13.

Treuloser Abfall und triumphirende List.

Durch Elofs aufrichtiges Bekenntniß war die Vermuthung des Oberfeldherrn de la Gardie bestätigt worden, und der König beschloß, die Sache mit Ernst und Strenge zu untersuchen. Einige Tage darauf erschien auch Linsky wieder mit bedeutenden Vorräthen im Hauptquartier. Er wurde zum König beschieden; aber ruhig erwiderte er auf die Anklage: „Ich habe nicht ahnen können, daß dieser mir ganz fremde Mensch, welcher Knechtsdienste bei mir suchte und erhielt, ein polnischer Spion sei. Er muß übrigens hier noch mehre Verbündete haben; denn er hat jedenfalls Wind von dem bekommen, was seiner hier wartet, und sich in der Nacht von meinem Geschirr entfernt, und ich habe keine Spur, wohin er sich gewendet. Wie ich selbst Leib und Leben für Schwedens König lasse und mich für das Wohl des schwedischen Heeres aufopfere, davon, mein' ich, hätt' ich Beweise gegeben."

Gegen das Letztere ließ sich nichts einwenden, und wie konnte am Ende der Herr für seinen fremden Knecht stehen? Linsky mußte ohne weiteres entlassen werden. Niemand war darüber froher, als der Herzog von Lauenburg, der schon zitterte, es möchte einiges von dem, was er mit Linsky geheim getrieben hatte, an den Tag kommen!

Nichts desto weniger trat der Lieferant an einem Abend in die Wohnung des Hauptmanns Gyllenhielm, in einem einige Meilen von dem Städtchen,

wohin das Hauptquartier nach dem erfochtenen Sieg weiter vorwärts verlegt worden war, entfernten Dorfe, und redete den über diesen Besuch verwunderten Officier also an: „Ich bin Euch ein Freudenbote, Herr Hauptmann. Gönnt mir das Glück, Euch mit meinem Munde verkünden zu können, was dieses Handschreiben enthält." Dabei zog er einen Brief aus seiner Brusttasche und überreichte ihn. „Es ist nämlich dem Maler de Change glücklich gelungen, das schöne Bauernmädchen Rieke von Schloß Rosenberg zu entführen. Sie ist auf dem Schlosse des Grafen Sten Löwenhaupt wohl aufgehoben, und der liebliche Schatz bleibt dort unangetastet für Euch liegen, bis Ihr selbst kommt, ihn zu heben."

„Mensch!" rief Gyllenhielm mit verklärtem und staunendem Gesicht, „wer seid Ihr? Woher habt Ihr die Nachricht? Woher den Brief?"

„Das werdet Ihr im Briefe selber finden. Beliebt nur, ihn zu lesen."

Der Hauptmann riß das Schreiben auf und las.

„Ich soll Euch in allem vertrauen" — sagte er lesend, „Ihr seid nicht, der Ihr schienet; alles, was ich wünschte, würdet Ihr besorgen. Mir wären nun wohl die Augen geöffnet über den König. Ich solle mich nur der Unterredung erinnern auf dem Schiffe, in dem wir Nachts, im vorigen Herbst, über den Mälar nach Rosenberg gefahren. O ich weiß wohl! Ich war Gustavs wärmster Vertheidiger. Wie mich nun der König gehöhnt, und frevelnd um meine schönsten Wünsche betrogen. — Ja, bei Gott! — so ist's. — Er aber habe sie mir gewährt. Die reizende Rieke warte meiner, er habe sie ganz für mich gestimmt und gewonnen. Himmlisch! Einzig! Rieke mein, und ich trotze dem Teufel! — Zum Lohn be-

gehre er nichts, als daß ich dem Recht und der Wahrheit huldige, und zu der großen Partei, welche dieselbe in Schweden und auch im Heere in Rußland habe, trete. Meine Vorurtheile müßten nun gewichen sein, und ich mit klaren Augen sehen. Alles übrige würde ich von Euch erfahren, Linsky.“ So hatte der Hauptmann während der Lesung des Briefes gesprochen. Jetzt trat er einen Schritt auf den Lieferanten zu und sprach: „Ich beschwör' Euch, wer seid Ihr?“

„Ein Freund und Verbündeter des Maler de Change, ein Freund des Rechts und der Wahrheit, und auch der Eurige, wenn Ihr wollt, das Recht liebt und für de Change's Freundschaft nicht unempfänglich und nicht undankbar seid.“

„De Change macht mich glücklich, wie sollt' ich ihm nicht dankbar sein! für das Recht zu kämpfen bin ich stets bereit und die Freundschaft eines Biedermanns ist mir willkommen.“

„So fragt es sich nur, ob Ihr ferner Euer gutes Ritterschwert diesem sogenannten König Gustav, der Schweden mit Unrecht sein Reich nennt, der sich übermüthig undankbar, ja sogar mit Hohn und Spott gegen Euch betragen hat, weihen wollt, oder Schwedens wahrem König. Dort steht das Recht und Rieke Strämfeld. Was gedenkt Ihr zu thun?“

„Ich bin Euer!“ versetzte Gyllenhielm nach kurzem Besinnen.

„Halb Schweden ist schon unser. Gebt mir Euer Ritterwort.“

„Ihr habt es.“

„Uebermorgen kommt nach der Stadt. Dort sollt Ihr Eure Verbündeten kennen lernen. Wir hoffen, daß Euer eigner Ohm bald zu uns tritt. Die vor=

nehmsten Adligen sind schon gewonnen. Die gute Sache erfreut sich des besten Fortgangs."

Der Lieferant schied, und Gyllenhielm philosophirte die Unruhe hinweg, die er über seinen Treubruch am König empfand, der ihn früher mit so großem Vertrauen beehrt hatte, von dem nun aber gekränkt und betrogen zu sein, der erbitterte Hauptmann wähnte, und in seinen Sophismen fand er Gründe genug für den ehrenlosen Schritt.

Am Abend des bestimmten Tags fand sich Gyllenhielm in dem Städtchen ein. Der Lieferant führte ihn in einen Keller, wo er mehre der ersten Offiziere und so gar einige seiner Freunde und eine Menge Soldaten niedern Rangs, aber fast alle aus dem alten Adel Schwedens gebürtig, so wie viele im Heere angestellte Ausländer, vorzüglich Deutsche versammelt fand. Er wurde freundlich begrüßt und herzlich aufgenommen. Einige neue Mitglieder des Bundes schwuren dem Polenkönig den Eid der Treue; unter ihnen war Gyllenhielm. Hierauf wurde verabredet, daß die Verschwörung im Lager ausbrechen sollte, so bald man die Nachricht erhalten habe, daß Stockholm bereits für den König Sigismund in Besitz genommen sei. Dann wollte man sich des Königs Gustav bemächtigen, und das Heer den Polen zuführen.

Des Königs argloser Sinn hatte von diesen Dingen nicht die entfernteste Ahnung. Er dachte mit Margarethen, die ihn so hoch beglückte, nur darauf, wie er der List seiner Mutter und ihrer Partei wieder die rechte List entgegensetzen wolle. Margaretha gerieth auf den schlauen Einfall, der König möchte den Herzog von Lauenburg selbst an die Königin Mutter nach Schweden schicken, damit derselbe förmlich in des Königs Namen um ihre mütterliche Zu=

stimmung zur baldigen Verbindung mit Ebba werbe. Höchst geschickt war dieser Plan, den Herzog in seinen eignen Netzen zu fangen, und der König ging mit Freuden darauf ein.

Margaretha und Gustav berechneten, daß der Herzog, in Schweden auferzogen und durch Armuth und Gewohnheit an dessen Hof gefesselt, deshalb aber doch mehr vom König als von der Königin Mutter abhängig, unmöglich als des Königs Gesandter und Bevollmächtigter gegen ihn intriguiren könne. Diesem Feinde waren also die Hände gebunden. Von der Königin aber setzten sie voraus, daß sie im Angesicht des ganzen Reichs durch eine feierliche Gesandtschaft beehrt, nicht Nein sagen könne zu dem Antrage, der ihrer Eitelkeit sogar schmeicheln müßte.

Des Herzogs Erstaunen war groß, als er seine Bestimmung erfuhr, und der König las lächelnd die Verwirrung in seinen Augen. Des Herzogs Mund aber mußte das hohe Glück preisen, womit des Königs Huld ihn beehre. Nur Eins wollte er wissen, eh er abreisete, und er wandte sich deshalb an Kabeljau.

„Sie hat den König erhört," antwortete dieser triumphirend, „aber sie hat mich fast zermalmt mit ihrem Zorne. Sagt der Königin, daß sie mir die Grafenkrone bestelle."

„Noch ist das Werk nicht vollbracht," entgegnete der Fürst.

Am andern Morgen lichtete er zu Narva die Anker, froh im Herzen; denn er hatte ja für des Königs neuen Krankheitsanfall das beste Mittel bei sich, und nahm es von der liefländischen Küste mit hinüber, damit es von Schweden aus in anderer Gestalt auf den verblendeten König wirke.

14.

Neugesponnene Netze.

Drei Monate waren verflossen, und der Herzog von Lauenburg verweilte noch immer am Hofe der Königin Christine zu Stockholm. Erst hatte er dem Könige nach Liefland geschrieben, er könne es nicht durchsetzen, bei der Königin Mutter eine förmliche Audienz zu erhalten, er werde von einer Zeit zur andern vertröstet und hingehalten, und da er doch nicht wagen dürfe zu drängen, so müsse er die kostbare Zeit ungenützt verlieren. Sodann lauteten die Berichte an den König, unangenehme Mißhelligkeiten, welche zwischen dem Herzog von Östgothland und der Herzogin Maria vorgefallen seien, hätten die Königin plötzlich im harten Winter nach Norköping gerufen, damit sie den ehelichen Zwist schlichte und den Hausfrieden wieder herstelle; er aber sei dadurch um das lang erwartete Glück, ausführlich und herzlich mit der Königin über des Königs sehnliche Wünsche zu reden, betrogen worden. Endlich waren die stürmischen Thaumonate eingetreten, während welchen es ein Schiff nur mit Gefahr wagen durfte, die See zu durchschneiden, und die Landreise durch das nördliche, unwirthbare und straßenlose Finnland war in dieser Jahreszeit vollends gar nicht möglich. Der Herzog konnte also dem Könige weder schreiben, noch selbst nach Liefland zurückkehren. Auch war ja das Feld der Intrigue der seinen Neigungen und Talenten angemessenere Tummelplatz als das Feld der Ehre.

Hier konnte er mit der Königin Pläne schmieden, die Partei des Königs zu überlisten, und sich aufblähen im stolzen Wahne, als helfe er dem Könige, gegen dessen eignen Willen, von einer Stufe der Größe zur andern, als sei er der eigentliche Schöpfer der Heldenbahn, welche Gustav ferner wandeln werde. Und so ward denn zwischen ihm und Christinen beschlossen, die thronsüchtige Gräfin mit einem geschickten Fechterhiebe aus des Königs Herzen zu werfen. Zuerst sollten ihr allmälig alle die Vertraulichkeiten, welche sich der König im Lager gegen die schöne Holländerin erlaubte, zu Ohren gebracht, manches vergrößert und verschlimmert, manches ausgeschmückt und verdreht werden, damit man ihr endlich die Ueberzeugung aufzwinge, der König liebe sie nicht mehr, sondern opfre treulos bei Margarethe Kabeljau seiner jugendlichen Sinnlichkeit. Dazu aber mußte man sie wieder in Stockholm am Hofe haben; denn unter welchem Scheingrunde wollte man die gedungenen Ohrenbläser auf Schloß Rosenberg schicken, zumal der alte Graf in keiner Verbindung mehr mit dem Hofe stand? Und wenn man auch einen hinausgebracht hätte, ein zweiter hätte schon nicht kommen dürfen, ohne Verdacht zu erregen und die Absicht zu verrathen. Aber der Herzog führte der Königin noch zwei andere Gründe zur Zuückberufung Ebba's in das königliche Schloß nach Stockholm an, und sie war klug genug, die hohe Wichtigkeit derselben einzusehen. Der erste war, daß Ebba durchaus keine Briefe mehr vom Könige erhalten dürfe. Denn was halfen alle Zuträgereien und Hetzereien, wenn ihr der König in einem Handschreiben seine unwandelbare Treue versicherte, sie aufforderte standhaft zu sein und sich durch nichts vom festen Glauben an ihn verlocken zu lassen? In

Rosenberg aber konnte man die Gräfin nicht umstellen und die Boten des Königs an sie aufheben; wie leicht aber war das nicht am Hofe in Stockholm, wo man nur Ebba mit dienenden Frauen zu umgeben brauchte, die im Solde und Vertrauen der Königin standen? Der zweite Grund war, daß das Netz des Betrugs dadurch nur fester um den König geschlungen werden konnte; denn der Herzog konnte nun getrost vor den König treten und sagen: durch meinen unermüdlichen Eifer und durch meine große Liebe zu Ew. Majestät ist es mir endlich gelungen, die Königin Mutter zu besiegen, und zum höchsten und deutlichsten Beweis ihrer Huld und gewogenen Zustimmung zu Euerer Wahl hat sie die verwiesene Gräfin feierlich wieder an den Hof zurückberufen und ehrt sie nun als die Braut ihres Sohnes mit allen Auszeichnungen, die Ihr verlangen könnt. Christine aber konnte sagen: Sieh, mein Sohn, wie meine Mutterliebe die Sorgen meines Gemüths um Deine Größe und Schwedens Heil dennoch überwunden hat; ich gebe Dir in dem Hauptstücke nach, gestehe Du mir einige Nebensachen zu. Diese Nebensachen wurden im geheimen Conseil der Königin, mit Beiziehung der ihr getreuen Räthe und Freunde, besprochen und bestimmt. Doch mit all diesen winkelzüg'gen Vorkehrungen war der gefährliche Feind noch nicht besiegt, und nur nach einer völligen Niederlage desselben durfte man hoffen ruhig zu sein. Die Intrigue mußte weiter gesponnen werden; man mußte an kühne Schritte denken. Glorreich war der Sieg errungen, wenn man Ebba dazu vermögen konnte, sich zu vermählen. Schwierig war das Werk, das sah die Königin ein, wie der Herzog; denn Beide kannten Ebba's festen Charakter, aber man hoffte sie doch dazu zu bringen, wenn man sie nur erst von

des Königs Untreue und Vernachlässigung ihrer hätte überzeugen können. Dann wollte man ihren Stolz stacheln und sie zu einem Verzweiflungsschritte treiben. Doch man mußte sich auch nach einem Gatten für sie umsehen. Es war eine vernünftige Voraussetzung, daß die Braut eines Königs und eines so herrlichen Jünglings, wie Gustav, sich nicht dem ersten besten Edelmanne in die Arme werfen werde. Man mußte einen unvermählten Mann finden, der an Adel und Reichthum ihr gleich, an Jugend, Edelsinn, Muth und Ruhm dem Könige nahe kam, so daß ihr der Wechsel nicht allzu schwer würde. Vergebens musterte die Königin mit ihren Freunden die heirathsfähige Mannschaft des hohen Adels; es fand sich kein passendes Subjekt. Endlich nannte der Herzog einen jungen Mann, der alle jene Eigenschaften im höchsten Grade besaß, aber neue Schwierigkeiten häuften sich, — er war nicht in Schweden. Der lang Gesuchte und als einzig tüchtig Befundene war nämlich der Oberfeldherr und Befehlshaber des Schwedenheeres in Liefland, Jakob de la Gardie, des alten ruhmgekrönten Pontus de la Gardie ruhmgekrönter Sohn. Es mußte irgend ein Mittel ausgedacht werden, den Obergeneral abzulösen und schnell nach Schweden zu führen, bevor der König selbst wieder den Fuß an die heimische Küste setzte. Man hatte vieles in Vorschlag, endlich blieb die Königin dabei stehen, den alten, ihr ergebenen, obgleich nicht zu ihren vertrauten Freunden gehörigen Pontus für diesen Zweck zu bearbeiten. Es blieb ihrer Weisheit überlassen, diesen Plan in Stockholm einzuleiten, so wie es des Herzogs von Lauenburg Sache war, ihn nachher in Liefland geschickt auszuführen.

Mitten aus diesen Berathungen wurde der Her=

zog durch einen heftigen Brief geschreckt, worin ihm der König befahl, sogleich die Rückreise anzutreten, er möge bei der Königin ausgerichtet haben, was er wolle. Nun war's die höchste Zeit zu gehen; denn nichts war gefährlicher, als des Königs Zorn zu reizen und ihn bis zu seiner bekannten Heftigkeit zu bringen; das hätte das feine Spiel mit einem Male verdorben. Die Königin und der Herzog vermutheten nicht ohne Grund, daß der Schnellsegler, welcher dem Letztern des Königs Befehl überbracht, auch Briefe für Ebba nach Rosenberg habe. Der Bote wurde mit zuvorkommender Freundlichkeit umstrickt, an der Königin Tafel gezogen, mit Geschenken überhäuft, bis es Christinen gelang, ihm im Weinrausch den Brief an die Gräfin abzulocken.

Schnell wurde dem Lauenburger nun das Schiff gerüstet; er erhielt ein langes, umständliches, eigenhändiges Schreiben Christinens mit, voll honigsüßer Worte von unbegrenzter Mutterliebe und unbeschreiblicher Zärtlichkeit, die am Ende doch alle nur zu wohl begründeten Bedenklichkeiten und Erwägungen für das Wohl des Staats, der ihr einen Theil seiner Größe verdanke, und die ruhmstrahlende Königsbahn ihres Sohns überwiege und bei Seite schiebe. „Zwei mächtige Interessen streiten in meiner Seele," schrieb sie, „das eine ist das der Mutter, das andre das der Königin. Als Mutter seh ich nur Dich, meinen geliebten Sohn, sehe, wie Du die edle Gräfin liebst und allein in ihrem Besitze glücklich zu werden meinst, ich sehe Ebba, meine Pflegetochter die ich kaum minder liebe als Dich; mein Herz treibt mich, ich möchte unbedingt zu Euerm Glück ja sagen; ich möchte, mit Thränen der Wonne im Auge, meine Tochter in die verlangenden Arme meines Sohnes legen; ich möchte

ausrufen: liebt Euch! Ihr seid ja einander werth! Da fällt mir ein, daß ich die Mutter des Königs von Schweden bin, daß Du der König von Schweden bist, daß ich die Witwe Karls des Neunten bin, daß Du sein Sohn und der Erbe seiner Krone bist, daß ich ihm an seinem Sterbebette versprach, fortan für Schweden zu wachen und zu sorgen und nimmer zu rasten, und Dich nach Kräften auszubilden zu seinem würdigen Nachfolger. Nun bedenk' ich, wie schwach Dein Thron noch steht, mein Gustav, wie das große Werk nur erst zur Hälfte vollendet ist, wie ich mit Dir in Gemeinschaft noch viel sorgen und schaffen muß, eh Du sagen kannst; jetzt greift mir Keiner mehr nach der Krone. Wie anders würde das sein, wenn die Tochter eines mächtigen deutschen Fürstenhauses Thron und Bett mit Dir theilte! das ganze protestantische Deutschland wäre für Dich gewonnen, Deine Macht wäre unerschütterlich, Du säßest fest auf dem Throne, die Stände Schwedens wären beruhigt, das Schwedenvolk priese Deine kluge Wahl; die Kriege wären beendigt, und Deine Kassen füllte ein ansehnlicher Malschatz. Doch Dein Herz hat gewählt, es hat für meine liebe Ebba entschieden. Wie blutet mir mein eignes Herz, wenn ich bedenke, daß mir die eiserne Pflicht, die ich einem großen Todten, die ich den Schweden, ja die ich Dir, mein Sohn, selbst schuldig war, tyrannisch auferlegte, gegen das holde Fräulein streng zu verfahren, das ich stets wie meine eigenen Kinder innig lieben werde! Sieh, mein Sohn, ich will Dir ja offen und ehrlich meine Furcht bekennen; ich befürchte, daß Du die ersten Eindrücke der Jugend für Liebe hältst. Du bist mit Ebba aufgewachsen, bist stets um sie gewesen und an sie gewöhnt; Du hast Dich noch nicht

im Kreise anderer liebeswürdiger Damen umgesehen, Du hast noch nicht Gelegenheit gehabt, mit den schönen minnlichen Töchtern der deutschen Fürsten zu verkehren. Wie leicht wäre das, was Du für Liebe hältst, nur jugendliche Neigung, geschwisterliche Liebe, Freundschaft! Oder die Regung Deines jungen Herzens hätte sich auf den ersten Dir entgegentretenden schönen Gegenstand geworfen. Ein anderer Gegegenstand würde Dich vielleicht noch mächtiger angezogen, noch heftiger entflammt haben. Wie unglücklich würde ich mich fühlen, wenn ich Deine Verbindung mit der Gräfin jetzt unbedingt zugäbe, und nach Jahren mit Schrecken sehen müßte, wie Du von Deinem Irrthume zurückgekommen, von den Qualen der Reue gemartert würdest! Gestehe mir also nur das Eine zu, mein Gustav, daß Du noch drei Jahre mit Deiner Vermählung wartest, Dich während dieser Zeit an den deutschen Höfen umsiehst und das Leben mehr kennen lernst. Fühlst Du nach diesen drei Jahren noch eben so heftig für Ebba, ist es dann noch Dein glühendster Wunsch, sie und nur sie zur Gattin zu besitzen, wohlan, so will ich, überzeugt, daß Dich reine und wahre Liebe zu ihr führt, mit Freuden Ja und Amen sagen zu Euerm Bunde. Du bist noch jung genug, um leicht diese drei Jahre warten zu können. Wenn Du mich kindlich wahr liebst, so wirst Du meine hohe und besorgte Mutterliebe in dieser Bedingung erkennen und Dich ihr willig fügen, zumal sie ja der Vorbirstein Deiner Liebe sein soll. Daß Du übrigens auch erkennest, wie herzlich ich es mit Dir meine, so habe ich die Gräfin Ebba an den Hof zurückberufen, und sie zu meiner Oberhofmeisterin bestellt. Es wird

ihr von Jedermann wie Deiner Braut begegnet werden."

So wußte die schlaue Königin ihren Sohn bei seiner schwachen Seite zu fassen, ach! und diese Schwäche, war sie denn nicht der reine Erguß seines edlen, liebevollen Herzens?

Mit seinen geheimen Instruktionen ausgerüstet, ging der Herzog zu Schiff.

15.

Böse Glanztage.

An demselben Tage ging eine Gesandtschaft von Stockholm nach Rosenberg ab, welche die Gräfin Ebba feierlich mit ihrer neuen Würde bekannt machen und nach der Residenz einholen sollte. So schmerzlich es für Ebba war, ihren kranken Vater zu verlassen, so erlaubte es doch die Convenienz unmöglich, den Antrag der Königin auszuschlagen; ihr Vater, dem die Ehre und der Glanz seines Hauses über Alles ging, trieb sie selbst zur Abreise an; auch zuckte wohl in seinem Herzen noch einmal ein Hoffnungsstrahl auf, der sich in Ebba's Auge wiederspiegelte, Beiden goß der Wahn, die Königin sei ihres Sohnes Wünschen nicht mehr entgegen, ein mildes Oel in die Seelen, obgleich sie dessen mit keinem Wort gegen einander erwähnten.

So war denn Ebba mit ihrem bangen Herzen aus der ihr so theuer gewordenen Einsamkeit wieder herausgerissen und in das böse Treiben des Hoflebens geschleudert. Auf des Vaters Befehl mußte Ebba den reichen Glanz der Kleider, der Metalle, der Perlen und Edelgesteine anlegen, wie es die Königin von ihrer Oberhofmeisterin, ja von der künftigen Königin verlangen konnte. Und so ging denn die edle Jungfrau, außen Pracht und innen Trauer, wie das mit Kränzen geschmückte Lamm zur Schlachtbank. Die Königin empfing sie mit gemachter herzloser Freundlichkeit, sie wurde mit lauter falschen Kreaturen umgeben.

Kaum war sie einige Wochen in ihrem neuen Verhältnisse, als sie zu ahnen begann, wie sie verrathen und verkauft sei. Wie sehr entbehrte sie eine theilnehmende Seele, eine Freundin, der sie die Last des Kummers hätte in die mitfühlende Seele gießen können! Wie vermißte sie jetzt ihre verschollene Rieke! Wie die kleine anhängliche Stumme! Ach! Und nicht einmal von ihren andern Frauen war ihr eine geblieben. So war sie ganz allein auf sich gewiesen, und ertrug die Angst und Sorge kaum, die sich wie Berge auf sie wälzte. Der Königin schlangenfreundliches Benehmen wurde immer fratzenhafter und widriger. Vom Könige erhielt Ebba keinen Brief mehr, der ihr hätte ein Trost sein können, so oft und viel er ihr auch erst geschrieben hatte, dagegen wurde ihr armes Herz allmälig auf eine Folterbank gelegt, und täglich mehr geschraubt, gepreßt, gestachelt und gebrannt. Als Oberhofmeisterin kam es ihr nämlich zu, so oft es sich die Königin nicht ausdrücklich verbat, in deren Gesellschaft zu sein. Nun geschah's, daß von den verschiedensten Personen, welche bei der

Königin Zutritt hatten, erst Andeutungen und Winke, dann deutliche Gerüchte über des Königs Verhältniß zu der reizenden Margaretha Kabeljau in Christinens Kabinet gegeben und erzählt wurden. Es waren Briefe aus dem Lager nach Stockholm gekommen von hohen und niedern Offizieren, die alle darin übereinstimmten, daß die Holländerin des Königs Liebchen sei, daß er jede freie Stunde bei ihr im vertrautesten Umgange zubringe, daß sie sogar wochenlang bei einander gewohnt, und daß der König in diesem angenehmen Verhältnisse sich sehr glücklich zu fühlen scheine. Bald war es ein der Königin ergebener Reichsrath, bald ein alter Offizier, bald eine geschwätzige Hofdame, welche diese Nachrichten brachten, und Christine ließ sich sogar gern die Briefe vorlesen, worin des Umgangs ihres Sohnes mit der Holländerin ausführliche Erwähnung geschah.

Wie ein Fels im Meere unablässig bedrängt von heranrollenden Wellen stand die edle Gräfin unter den Ohrenbläsern der Königin, es war als hörte sie von all' den giftigen Reden und Anspielungen nichts, und bleich und ernst wie ein Marmorbild, wohnte sie der königlich gemeinen Gesellschaft bei. Wenn sie aber einmal allein in ihrem Zimmer war, dann brach der lang' verhaltene Schmerz auch desto gewaltiger hervor; sie konnte dann halbe Nächte durchweinen, und es war gut, denn sonst hätte ihr ja die Wehmuth das Herz zerfressen. Aber der Abendstern blickte ja eben so tröstend in die Fenster ihres Schlafgemaches im königlichen Schlosse, wie er in die ihrer väterlichen Burg geblickt hatte, und so lange sein Glanz nicht verdunkelt war — so fest stand ihr Glaube an den König — war auch Gustavs Liebe noch licht und strahlend. Des Sternes Blinken war's,

das ihr Muth und Trost in die Seele goß, mit diesen wappnete sie sich gegen alle Angriffe. Der Stern war ihr Retter; sie betete in ihm ihren Engel an. Nur das Eine lag ihr schwer auf der Brust, daß sie Gustav schon seit Wochen ohne Brief gelassen; aber allmälig füllte Nachts bei'm Sterngruß ihr Herz die Ahnung, daß neuer Betrug gegen sie gesponnen und die Briefe unterschlagen würden. Da sie ihr Vertrauen Niemand schenken konnte, so überlegte sie allein mit klugem Verstande was zu thun sei, um hinter die Wahrheit zu kommen. Da fiel ihr ein, daß sie im Kloset der Königin mehrmals von einem alten Astrologen hatte sprechen hören, dessen sich die vornehmsten Personen als Propheten bedienten. Sie forschte vorsichtig nach Namen und Wohnung dieses Mannes bei einer ihrer Kammerfrauen, wartete dann mehre Tage, um sich nicht zu verrathen, und schlich eines Abends, als die Königin ausgefahren war und sie ihre Frauen entfernt hatte, in Mantel und Schleier dicht verhüllt, allein und mit zagendem Schritt aus dem Schlosse und huschte auf dem Kai hin dem Stadtviertel zu, wo der berühmte Sterndeuter wohnte. Am Himmel trieben schwarze Wolkenmassen in rascher Flucht, und die Mondssichel warf durch die zerrissenen Wolkenschleier nur dann und wann einen zitternden fahlen Schein. In den dunkeln Gassen war's öde, nur dann und wann ließ sich der Schritt eines Menschen leise vernehmen. Ebba's beflügelter Schritt hatte bereits mehre derselben durchirrt, die Angst hatte sie verwirrt gemacht, ihr Ortssinn täuschte sie, sie wußte endlich nicht mehr, wo sie war. Dabei war sie viel zu scheu, um Jemand von den ihr begegnenden Leuten zu fragen; endlich aber trieb sie die übermannende Angst an eine Gestalt, die ihr eben in den Wurf kam.

Mit schwacher bebender Stimme fragte sie, wohin der Weg zum Ritterholm führe.

„Geht mit mir!“ versetzte eine tiefe männliche Stimme.

„Nein, zeigt mir nur den Weg,“ versetzte Ebba, „ich will dann allein gehen.“

„Ihr werdet mir aber doch nicht verwehren wollen, denselben Weg zu gehen? Und was kann ein Frauenzimmer, wie Ihr mir zu sein scheint, darunter haben, in dunkler Nacht allein nach dem Ritterholm zu gehen, und eine männliche Begleitung auszuschlagen, die sich ihr anbietet? Die Sache klingt verdächtig. Was habt Ihr denn auf dem Ritterholm zu schaffen, mein liebes Kind? Seid Ihr vielleicht das Liebchen eines der schmucken Pagen der Königin oder eines in Gold eingefaßten Kammerjunkers, und habt Euch ein wenig zum Stelldichein verspätet? Aber dann solltet Ihr doch die Wege besser kennen. — — Ei, es verlohnt Euch — wie's mir scheint — nicht einmal der Mühe, mir zu antworten? Hab' ich Euch doch Antwort gegeben, als Ihr mich fragtet. Also heraus mit der Sprache! Nicht umsonst hatt' Euch mir ein guter frischer Wind zugeführt, ich mache Gebrauch von meinem Kaperrecht und betrachte Euch als meine gute Prise. Komm her, mein Kind, wir laviren zusammen in den Hafen, dort werfen wir Anker aus und lassen's uns wohl sein. Ein ehrlicher Seemann ist zehnmal gescheidter, als ein schuftiger Hofmann.“

Ebba bot alle Kräfte auf und rannte wie in Wahnsinn der Straße entlang; der Mann war aber schneller als sie, und erfaßte sie lachend: „Segel gestrichen, gutes Schiff! Da hielft kein Steuern! Was nützt's frischen Wind fassen, der Kaper hat Dich im=

mer im Schusse." Mit diesen Worten wollte der bärtige Seemann die Unglückliche umarmen, als Ebba athemlos einen Schrei ausstieß, und ohnmächtig in die Arme ihres Verfolgers sank. Dieser sah bestürzt auf sie herab und murmelte: „Blitz und Donnerwetter! Regen und Sturm auf offener See! Das Schiff hat sich auf die Seite gelegt und zieht Wasser. Am Ende setze ich mich selbst auf eine Sandbank. Was nun anfangen? — Halt! da fällt mir bei, daß in der Nähe eine Schenke ist. Dahin will ich das lecke Schiff spediren."

Und mit kräftigem Arm hob er die ohnmächtige Jungfrau wie ein Kind auf und trug sie bis an die ihm wohlbekannte Weinstube. Mit einiger Verlegenheit rief er die Schenkin heraus und berichtete, er habe eben die Weibsperson auf der Straße gefunden, und vermuthete, daß sie nur ohnmächtig und nicht todt sei, er bitte für sein Geld um ein warmes Bett.

Die Wirthin aber, plötzlich von einem außerordentlichen Tugendeifer entbrannt, rief: „Was muthet Ihr mir zu, Kapitän? Ich soll ein lüderliches Weibsbild in mein Bett legen? Nimmermehr! Schafft sie hinein in die Gaststube auf die Ofenbank, dann gebt Ihr einen Schluck Wein und schickt sie wieder fort. Ein ehrlich Mädchen treibt sich um diese Zeit nicht auf den Straßen herum."

Der Seekapitän machte laute Einwendungen, von seinem Gewissen getrieben; der Lärm lockte einige Gäste aus der Stube, die Neugierde führte mehre hinzu, und der Schiffskapitän wurde von mehren Edelleuten, die hier in der Weinkanne zusammengesessen hatten, als alter Bekannter begrüßt uud nach der Ursache dieses Auftritts befragt. Es kamen Andre mit Lichtern hinzu, und einige Strahlen fielen der noch

immer bewußtlosen Gräfin in's Gesicht. In demselben Augenblick sprang ein junger ritterlich gekleideter Mann hervor, stellte sich vor die auf einer Bank liegende Ebba, und rief: „Bei meiner Ehre! ich werde nicht dulden, daß sich auch nur einer von Euch dieser Dame naht! Ich schwör' Euch zu, daß ich sie kenne, daß sie von edler Geburt und untadelhaften Sitten ist und nur ein Unglück sie in diesen traurigen Zustand versetzt haben kann. Wer also Frauentugend, Schönheit und Unglück zu schätzen weiß, der entferne sich; ich werde dafür Sorge tragen, daß die Dame zu ihrer Familie zurückgebracht wird und die Frau Wirthin wird mir nicht umsonst dazu behülflich sein." Auf diese ernsthafte Rede zogen sich Alle zurück; nur der Schiffskapitän blieb und flüsterte dem jungen Sprecher ins Ohr: „Bei meiner armen Seele! Baron Münnich, ich habe einen dummen Streich gemacht, und ich kann ihn gegen Euch, der Ihr mich und auch die Dame kennt, nicht auf dem Herzen behalten." Er erzählte hierauf mit gutmüthiger Herzlichkeit, wie er von einer bei der Weinflasche verlängerten Mittagstafel auf sein Schiff habe zurückkehren wollen, als ihn die Dame angeredet; er habe sie für eine Nachtschwalbe gehalten und sei ein bischen derb mit ihr umgegangen, da sei sie umgefallen.

„Großer Gott!" rief der Andere, „wenn Ihr wüßtet, wem Ihr das angethan, Kapitän, Ihr gäbt Euch nicht zufrieden."

„Pulver und Blei! Ihr kennt mich als einen braven Kerl, Baron. Hat mich der Teufel in die Tinte geführt, so will ich sie auch aussaufen, ohne Ruck und Mucks oder gar darüber krepiren. Sagt's heraus, wer ist's?"

„Es ist ein schweres Geheimniß, das ich mir selbst

auferlegen muß. Mein Herzog könnte erbittert auf mich werden, wenn ich eine Silbe verriethe."

„Euer Herzog. Blitz und Sturm! Es ist doch nicht — Baron, wir sind schon seit einigen Jahren gute Freunde, wollt Ihr mich, der ich kaum ein paar Tage wieder in Stockholm bin, nicht augenblicks in den Hafen hinaustreiben, mich zum Befehl zwingen, das meine Bursche die Anker lichten und noch in dieser Nacht aufbrechen, so sagt, an wem ich mich so grob versündigt, damit ich's nach Kräften wieder gut mache. Die Erwähnung Eueres Herzogs hat mir vollends in allen Näthen heiß gemacht. Auf Seemannsparol! Das Geheimniß bleibt unter uns. Na! heraus damit, und macht mich nicht toll und wild."

„Auf Euer Ehrenwort sollt Ihr's erfahren. Es ist die Braut unsres Königs, die Gräfin Brahe."

Der Seekapitän fuhr wie von einem Blitz getroffen zurück und murmelte etwas Unverständliches. „Mich hat der böse Seeläufer in einen Wirbel geführt!" sagte er dann und ging von dannen, eilig dem Hafen und seinem Schiffe zu.

Der Baron von Münnich trat in das Stübchen, in welches die Gräfin von weiblichen Bewohnern des Hauses auf ein Bett gebracht worden war, und nahte der Erwachten mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht.

„Ich weiß nicht," sagte er mit männlicher Würde, „ob ich das Glück habe von Euerer Gnaden gekannt zu sein. Ich bin der erst seit diesem Winter hier anwesende deutsche Baron Münnich, Gesellschafter des Herzogs Karl Philipp von Södermannland. Euere Gnaden darf mir getrost vertrauen." Die Gräfin, welche eben erst die Augen aufgeschlagen hatte, war noch so verwirrt, daß sie von dem, was um sie vor-

ging, nichts begriff, sondern nur an den Bildern der nächsten Vergangenheit hing. Ohne sich etwas Bestimmtes dabei zu denken, schlüpfte ihr der Name: „Erik Biörnsdal" über die Lippen.

„Ha! wollt Ihr den alten Kauz?" rief der joviale Deutsche. „Der soll gleich zu Euerm Befehl sein. Frau Wirthin aufgepaßt! daß mir keine Seele zu dieser Dame kommt! Verstanden?" Die Wirthsfrau nickte und der Baron flog die Treppe hinab. Ebba hatte jetzt Zeit, beim trüben Scheine eines Oellichts ihre Lage zu überdenken. Mit Schaudern erinnerte sie sich, daß ihre Entfernung aus dem Schlosse bemerkt worden sein könne, daß man sie vielleicht jetzt suche, und die Angst übermannte sie wieder so sehr, daß sie aufsprang und davon eilen wollte. Die Wirthin vertrat ihr entschlossen den Weg und rief: „Keinen Schritt kommt ihr aus diesem Hause! Ei, ich hätte die Verantwortung davon beim Herrn Baron."

„Ich beschwör' Euch, bei Christi Wunden! laßt mich, Frau! ich muß fort! tödtet mich nicht mit Euerer Weigerung."

„Gelobt sei Jesus Christus, unser Herr und Heiland! Aber ich laß Euch doch nicht. Wer kann wissen, was Ihr im Schilde führt."

„Ich schenk Euch diese goldene Kette, versperrt mir die Thür nicht länger."

„Und wenn Ihr mir den Schmuck der Königin bötet; ich ließe Euch nicht. Ich bin eine ehrliche Frau, und macht mir da keine albernen Geschichten mehr vor, sondern legt Euch auf's Bett und wartet geduldig bis der Herr Baron zurück ist, der mag dann mit Euch machen, was er will; was geth's mich an?" Die Frau blieb bei ihrer gleichgültigen Festigkeit und Ebba kehrte Hände ringend und sich selbst mit den

fürchterlichsten Vorwürfen quälend auf das Lager zurück, um es mit ihren Verzweiflungsthränen zu benetzen. Eine furchtbar lange halbe Stunde war mit ehernen Füßen an ihr hingegangen und hatte ihre Angst bis fast zum Wahnsinn gesteigert, da wurden Tritte vernommen, die Thür aufgethan und der Baron Münnich zog ein schwarz gekleidetes Männchen herein. Nur in seinem Nacken waren noch einige graue Locken zu entdecken, der übrige Kopf baar und glatt wie ein Spiegel. Trotz dem aus der ganzen Erscheinung erhellenden Alter funkelten seine kleinen Augen lebendig und aus seinen Zügen sprach ungemeine Freundlichkeit. Er nahte sich mit vielen Bücklingen der Gräfin und sprach mit einer feinen angenehmen Stimme: „Ich bin Erik Biörnsdal, der Sterndeuter, und komme Euere Befehle zu erwarten, hohes Fräulein.“ Ebba starrte ihn an, sie konnte nicht begreifen, wie der Mann, zu dem sie gewollt, plötzlich hierher gekommen war; denn sie hatte seinen Namen ohne klares Bewußtsein ausgesprochen gehabt und alles wieder vergessen; sie war daher in Versuchung, den Astrologen für ein höheres Wesen zu halten, doch gab sein Erscheinen ihr ihr ganzes Bewußtsein und die Uebersicht über ihren Zustand wieder.

Der deutsche Edelmann, dessen Auge mit schwelgendem Entzücken an Ebba hing, schien in ihrer Seele gelesen zu haben; denn er winkte der Wirthin und verließ mit ihr das Zimmer.

Wir sind allein, edles Fräulein,“ sagte der Astrolog geheimnißvoll, „gebt mir Euere Wünsche, die mir Befehle sind, zu erkennen ohne Scheu und Rückenhalt; denn Erik Biörnsdal ist der Mann, dem sich Jedermann, und wär's die Königin selbst, anvertrauen darf, ohne etwas für ihr Geheimniß zu befürchten. Die

Sterne vertrauen sich mir an, wie viel weniger ein Menschenkind, dem ich manches verrathe, was droben geschrieben steht über sein Schicksal. Meine Kunst steht Euch mit Freuden zu Gebot."

„O so sagt mir, sternkundiger Mann, liebt mich der König noch, oder hat er mein vergessen in den Armen einer Andern?" fragte Ebba, von Angst gestachelt, die ihr die Worte herausgepreßt hatte.

Ueber des freundlichen Greises Gesicht flog ein mitleidiges Lächeln, und als er seine Augen auf der leidenden Reizgestalt eine Minute hatte ruhen lassen, sagte er: „Ja er liebt Euch, treu und wahr, edle Gräfin."

Ebba schöpfte tief Athem: Klarheit verbreitete sich über ihr Gesicht. „Aber warum schreibt er mir nicht?"

„Ihr werdet nächstens einen Brief von ihm erhalten."

„Und ist es wahr, was man von ihm und der Holländerin spricht?"

„Armes Kind!" murmelte der Kleine und sagte dann laut: „Ich will Euch Euer Horoskop stellen, gnädige Gräfin. Was dies berichtet, sollt Ihr treulich erfahren. Ich werde und darf nichts verschweigen. Und die Sterne reden wahr. Dazu müßt Ihr mir aber Tag und Stunde Euerer Geburt genau angeben." Als dies geschehen war, fuhr er dringend fort: „doch jetzt kehrt in das Schloß zurück. Der brave Deutsche, der sich Euer so ritterlich angenommen, wird Euch dorthin begleiten. Er ist eine treue Seele und Euch von ganzem Herzen zugethan. Habt Ihr ein Anliegen, so wendet Euch an ihn oder mich, und Ihr sollt sehen, daß Ihr treue und warme Freunde habt, die Euch verehren und gern Gut und Blut für Euer Wohl hingeben."

Ebba, die sich so sehr verlassen wähnte, athmete tief auf bei diesen Versicherungen; ein wohlthuendes Gefühl überkam sie und trieb ihr Freudenthränen in die Augen. „Gehabt Euch wohl!“ sagte das Männlein, sich verbeugend; bald sollt Ihr mich wiedersehen.“

Er hatte kaum das Zimmer verlassen, als der deutsche Edelmann mit freudestrahlendem Gesicht hereintrat, und bescheiden fragte: „Darf ich's wagen, mich Euerer Gnaden ehrfurchtsvoll zu nahen? Ich habe Euch nicht allein meine unterthänigsten Dienste zur Begleitung anzubieten, sondern auch eine erfreuliche Botschaft zu überbringen.“

„Redet, mein Herr!“ versetzte Ebba. „Der Himmel hat mir, wie es scheint in der gefährlichsten Stunde meines Lebens, in Euch einen Mann zugeführt, der den hohen Werth ritterlicher Tugend erkennt und darnach thut. Ich darf mich ohne Sorgen auf Euere Diskretion verlassen, und danke Gott für diese Gnade.“

„Ihr macht mich sehr glücklich durch Euer ehrendes Vertrauen, gnädigste Gräfin! gebt mir, ich beschwöre Euch! Gelegenheit, mich desselben würdig zu zeigen. Mein Arm, mein Kopf, mein Herz sind Euch geweiht, und ich brenne vor Begierde eins oder das andere, oder alle drei für Euch in Thätigkeit zu setzen. Doch hört, welchem Zufall ich eine Euch gewiß erfreuende Nachricht verdanke.“

„Welche Nachricht? sagt erst, Herr Baron.“

„Eine Botschaft über Meer. Ein Brief von der Majestät des Königs von Schweden an Euere Gnaden.“

„Ein Brief vom König!“ jubelte Ebba. „Wo ist er?“

„Ein Hauptmann wartet damit draußen und bittet um die Gnade, ihn Euch übergeben zu dürfen.“

„Aber wie erfuhr der Mann, daß ich hier bin?“ fragte Ebba verwundert.

„Ich kann in dem Zufall nur die Fügung des Himmels erblicken. Ein Schiffskapitän, eine übrigens brave und ehrliche Haut, hatte diesen Abend auf der Straße das Unglück, in gemeinfröhlicher Weinlaune, die bei ihm oft herrscht, Euch zu kränken; verzweifelt über seine Unbesonnenheit verließ er dies Haus, als er erfahren hatte, wie groß seine Schuld sei und mit Einlegung seines Ehrenwortes mir die Gewißheit gegeben hatte, daß sein Mund über den ganzen unglücklichen Vorfall Schweigen bewahren würde. Vor einigen Minuten stürzt er mit jenem Hauptmann, der Euch den Brief des Königs überbringt, wieder in das Haus und flüstert mir zu: der Himmel will selbst, daß ich für meine Sünde gleich einen kleinen Ersatz bieten kann. Als ich im Hafen anlange, ersehe ich ein eben angekommenes Schiff; ich steige hinüber, den Kapitän zu begrüßen. Da kommt mir dieser Offizier entgegen, wir sind alte Freunde, umarmen uns und freuen uns wie Kinder über dies unerwartete Wiedersehen. Ich frage ihn nach unserm Heere in Liefland, nach dem und Jenem, endlich nach dem Könige u. d. g.; da sagt er mir, daß er des Königs Bote an dessen Braut sei, und morgen des Tags in das Schloß wolle, um ihr einen Brief des Herrn zu überbringen. Ich sagte: Bruder, den Brief kannst Du heut', Abend los werden, und weißt dann gewiß, daß er in die rechten Hände kommt. So ist denn der Schiffskapitän mit dem Boten herbeigeeilt, und hier erst erfuhr der Hauptmann aus meinem Munde, daß er Euch in diesem Hause sprechen könne; denn ich fand nichts

Bedenkliches dabei, ihm dies zu verschweigen, da es mir scheint, als wäret Ihr im Schlosse nicht von den ehrlichsten Leuten umgeben. Der Hauptmann hat mir aber ebenfalls seine Ehre schon verpfändet, es nie über seine Lippen kommen zu lassen, daß er Euch in diesem Hause gesehn."

„So führt ihn herein!" rief Ebba ungeduldig. Der Offizier kam und überreichte ihr den Brief; sie verbarg das Papier an ihrem Busen und bat den Ueberbringer, in einigen Tagen die Antwort bei ihr abzuholen. Hierauf ersuchte sie den Baron, mit ihr aufzubrechen. Unterwegs sagte er zu ihr: „Ich weiß aus sicherer Quelle, daß Ihr mit lauter falschen Kreaturen umgeben seid, und die Herzen, die Euch zugethan sind, stehen Euch leider fern. Eins, das Euch wahrhaft verehrt, ist das des Bruders des Königs. Der Herzog Karl Philipp von Södermannland steht zwar erst im sechzehnten Jahre, aber er ist ein vortrefflicher Jüngling und bemitleidet Eure Lage sehr. Ich bin so glücklich sein ganzes Vertrauen zu besitzen; wir sind fast den ganzen Tag über beisammen und haben oft von Euch gesprochen. Er liebt zwar seine Mutter, von der er eine wahre abgöttische Liebe genießt, aber er mißbilligt ihre krummen Wege, die er klug genug ist, um zu erkennen. Euch ist er von ganzer Seele ergeben, so wie auch seinem königlichen Bruder, dessen geistige Größe er freilich nicht erreicht. Möchtet Ihr doch seine Freundschaft nicht von Euch stoßen; er könnte Euch in vielen Dingen nützen, und er wünscht es so sehr. So kann er Euch z. B. leicht in Besitz der Briefe des Königs setzen, die seither nicht an Euch gelangt sind."

„So hat man wirklich Briefe meines hohen Herrn unterschlagen?" fragte Ebba erstaunt.

„So ist's; ich weiß es aus des Herzogs eignem Munde, bei dem sich die Königin verrathen hat."

„Ich werde mit dem Herzog Karl Philipp reden," sprach Ebba gerührt. „Empfehlt mich derweil seiner Gnade. Euch aber dank' ich innig für Euere Güte. Ich hoffe, Euch bald meinen Dank auch thätlich abstatten zu können."

„Ein Wort von Euch belohnt mich für Ewigkeiten!" rief Münnich entzückt und empfahl sich; denn sie waren am Schlosse.

16.

Neue Täuschung.

Ebba erreichte ihr Zimmer. Ihre Abwesenheit war nicht bemerkt worden. Freudig bewegt zog sie des Königs Brief hervor. Es war dies der erste, den er nach der Ankunft des Herzogs von Lauenburg im Lager geschrieben hatte, und voll hoher Freude über die Botschaft, die ihm derselbe überbracht. „Ich danke Gott," schrieb er, „daß doch endlich der Königin starrer Sinn erweicht ist; denn wenn es in der That so ist, wie der Herzog von Lauenburg mir berichtet — und wie sollte es nicht so sein, da die Frau Mutter sich selbst zu Eröffnungen gegen Euch, mein gnädiges Fräulein, in ihrem zärtlichen Briefe an mich erboten, und mich alles Guten versichert hat — so hoffe ich ohne allen Zweifel, daß Ihr mich besitzen werdet. Die Königin wird Euch fragen, mein Leben,

ob Ihr auf die Gefahr hin, daß mein Sinn sich ändere, noch drei Jahre warten wollt, so bitte ich Euch flehendlichst, antwortet wie Euer Herz Euch eingiebt und nehmt nicht Rücksicht auf dies und das, vorzüglich richtet Euere Antwort so ein, daß Ihr — was Gott verhüten möge! — der Frau Mutter Königin nicht von neuem mißfallet. Nehmt Euch überhaupt in Euerer neuen und gefahrvollen Stellung am Hofe in Acht, laßt Euch in keine Verhandlung ein und wägt Euere Worte wohl ab; antwortet auf alles kurz und gut, Ihr würdet thun, was Ihrer Majestät zu Sinne käme und Euch gehorsamst in dero Willen fügen. Auch wünsche ich sehr zu wissen, wie sich die Königin gegen Euch benimmt, und ob Euch auch überall die ziemende Ehre erwiesen wird. Gott gebe, daß Ihr diesmal so gut antworten könnt, daß es Ihrer Majestät gefalle, dann, hoffe ich, wird mit Gottes Hülfe unser heißes Wünschen zu einem guten Ende kommen; dann erst wird mein Herz ruhig sein können."

Wenn auf der einen Seite die Ueberzeugung von des Königs unwandelbarer Liebe Ebba's bewegtes Gemüth mit hoher Freudigkeit erfüllte und die neu über ihr geängstetes Herz herströmende Hoffnung, wie ein lauer Frühlingswind, frische Keime und Blüthen in demselben erweckte, so streifte Gustavs wiederholte Mahnung, sich in den Willen seiner Mutter zu fügen, doch, nachdem der süße Hauch verfächelt war, wie ein böser Frost über die erwachten Frühlingskinder und verdarb die üppig aufgeschossenen Sprossen. Die alte Wehmuth kam über sie und endlich sah sie alle Wonne, welche ihr des Königs Brief bereitet hatte, nur durch die trüb gefärbten Gläser des Schmerzes. Sie fühlte sich am folgenden Tage so unwohl, daß sie das Bett hüten mußte. In dieser Stimmung fiel

ihr der Astrolog wieder ein und sie sehnte sich, seine über ihr Schicksal eingezogenen Erfahrungen zu vernehmen. Es war ihr daher sehr angenehm, als sich am Abend der Herzog von Södermannland bei ihr ansagen ließ, und bald darauf mit dem Baron Münnich in ihr Zimmer trat.

„Ich schätze mich glücklich," sagte der bleiche kränkliche Jüngling, „daß ich Euch dienen kann, schöne Gräfin. Eure Lage fordert jedes redliche Herz zu Euerm Beistand auf, und mein Münnich spricht stets mit so warmer Theilnahme von Euch, daß ich ein Barbar sein müßte, wenn ich Euch nicht all meine Theilnahme schenken wollte."

„Euere Güte rührt mich tief, Herr Herzog," entgegnete Ebba mit thränenweicher Stimme. „Es ist ein gar zu wohlthuendes Gefühl, wenn man in dem Augenblick, wo man sich ganz verlassen wähnt, plötzlich gute theilnehmende Freunde findet, auf die man nicht gerechnet hat. Mir ist wie dem Wandrer in der heißen Sandwüste Afrika's, der dem Verschmachten nah, plötzlich an eine Oase mit frischem Rasen, schattigen Bäumen, einer kühlen, sanft rieselnden Quelle und weichem Mooslager gelangt. Wenn ich Euch meine Freude nicht genugsam ausdrücke — o so verzeiht! und schreibt diesen Mangel der Ueberraschung zu."

„Euere Freude ist so aufrichtig, wie meine Gesinnungen gegen Euch, und Aufrichtigkeit liebt es nicht mit Worten zu prahlen. Um sie Euch aber von meiner Seite durch die That zu beweisen, so überreiche ich Euch hiermit die von mir selbst genommene wortgetreue Abschrift zweier Briefe meines königlichen Bruders an Euch, die während Eurer Anwesenheit

in Stockholm hier angelangt, aber nicht in Euere Hände gekommen sind."

„Aber Euere Frau Mutter wird Euch zürnen Hoheit!"

„Ich will es auf die Gefahr ihres Zorns hin wagen. Doch kann ich Euch versichern, sie liebt mich dazu zu sehr, selbst wenn sie erfahren sollte, was ich thue; ich mache mir auch nichts daraus, es ihr selbst zu sagen, wie hoch ich Euere Tugend verehre und wie mir all die schönen Eindrücke lebendig im Geist geblieben sind die Euere begeisterten Worte, Euer sittiges Thun, Euere edle Gestalt vom ersten Erwachen meines Verstandes bis jetzt auf mich gemacht haben. Bin ich doch auch mit Euch aufgewachsen und hab' Euch verehren gelernt, wie mein Bruder, der Euch freilich näher stand."

„Euere tröstenden Worte verwandeln all mein Herzeleid in Fröhlichkeit. Ja wahrlich! In der höchsten Noth ist stets der rechte Freund nahe."

„Mag meine Mutter ihre dunkeln Wege wandeln," fuhr der Herzog fort, „ich will die Wege des Lichts und der Wahrheit gehen, und mich der bedrängten Unschuld annehmen. Desohngeachtet will ich sie lieben, wie ein Sohn seine Mutter lieben soll."

„Ja liebt sie! Sie hat es um Euch verdient. Auch ich will sie lieben und verehren bis zum letzten Athemzuge; und wenn sie mein Herz zertritt, so will ich den Fuß küssen, der mir den Tod gibt." Ebba weinte still und theilte dem Herzog dann den Brief seines Bruders mit. Sie beriethen sich mit einander, den folgenden Abend zusammen zum Astrologen Erik Biörnsdal zu gehen. Zur Maske mußte der Herzog am folgenden Tage eine Lustfahrt anordnen, wozu er Ebba einlud. Die Königin sah so etwas nicht ungern, weil

der König sich dann doch nicht beschweren konnte, daß seine Braut am Hofe nicht mit gebührender Ehre behandelt werde.

Diese List glückte. Das Gefolge wurde gegen Abend vorausgeschickt und Ebba ritt mit dem Herzog, dem Baron Münnich und einer vom Herzog erkauften Kammerfrau nach, und sie stiegen an der Wohnung Erik Biörnsdal's ab. Es war schon Nacht, als Ebba mit hochklopfendem Herzen die steile Treppe erstieg, geleitet von des Prinzen Hand. Sie traten in ein Gemach, aus welchem man durch eine runde Oeffnung den gestirnten Himmel erblickte und eine steile Treppe führte aus der Mitte des Zimmers zu dieser Oeffnung. Dort oben war das Observatorium des Astrologen. An den Wänden hin waren die Sonne und die Planeten in wunderbaren Figuren mit ihren Attributen aufgestellt und in einem Kreis an der Decke sah man die mythischen Zeichen des Thierkreises. Auf Schränken und Tischen lagen Karten mit Bogen, Kreisen und Linien bemalt, so wie sie die Berechnung der Sternenbahnen zum Behuf des Horoskops auf das Papier warf. Hie und da war allerlei Kram dem Ansehen nach zum Gebrauch geheimer Wissenschaft aufgestellt. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers standen einige nach der beschriebenen Oeffnung gerichtete Fernrohre, eine große Krystallkugel und ein runder halb verdeckter Spiegel. Das sternkundige Männchen erhob sich aus seinem Stuhle und begrüßte die Hereingetretenen mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit.

„Eben bin ich noch mit Euerem Horoskop beschäftigt, gnädiges Fräulein,“ sagte er zu Ebba; „es scheint mir fast, als hättet Ihr mir Euere Geburtsstunde nicht richtig angegeben; denn es herrscht eine große Verwirrung in allen Sternenlinien.“

„Ich sagte Euch alles richtig," versetzte Ebba ängstlich.

„Wenn dies wahr ist, so bitt' ich Euch, laßt ab von der Liebe des Königs. Sie bringt Euch kein Heil. Alle Euere früheren Freunde sind Euere Feinde geworden; vorzüglich einer, der Euch sonst ganz ergeben war. Und Euere neuen Freunde vermögen nichts für Euch zu thun. Laßt ab von dem Gedanken, jemals des Königs Gemahl zu werden, er verbittert Euch das Leben."

Ebba zitterte; Thränen stürzten aus ihren Augen. „So es Gottes Wille ist, der ja in den Sternen geschrieben steht, so will ich gern von meinem königlichen Herrn lassen und meine heiße Liebe einschließen in den stillen Herzensschrein; dort mag sie sich verzehren, wie ein Lämplein ohne Oel. Ich dank Euch, guter Mann, daß Ihr mich belehrt habt." Sie schickte sich an zum Gehen.

„Du hast Deine Sache gut gemacht!" flüsterte der Herzog dem Astrologen zu. „Deine paar Worte helfen mehr, als alle Vorkehrungen meiner Mutter." Und als Ebba ins Schloß war, sagte er zu seinem Begleiter: „Der Zufall und Dein eigner guter Einfall verschaffen Dir von der Königin eine goldene Kette. Ich bin der Gräfin herzlich gewogen und hasse die Art meiner Mutter, sie zu behandeln; denn sie ist eine güte fromme Taube, und es ist beim Himmel kein Funken Falschheit in ihrer Seele, wie die Königin behauptet; aber sie paßt nicht zu einer Königin. Was soll eine Taube in des Adlers Horst? Auch ist es wahr, daß mein Bruder mit der Holländerin auf dem vertrautesten Fuße lebt. Die Gräfin wird also doch betrogen, und es ist besser wir enttäuschen sie jetzt leise und langsam durch dies unschuldige Mittel, als

daß sich nachher plötzlich, wenn sie an der Pforte der Seligkeit zu stehen wähnt, die Erde vor ihren Füßen aufrisse und ein Abgrund sie angähnte. Sodann macht es mir Vergnügen, all die große List und die künstlichen Plane meiner Mutter durch diese einfache Handlung zu überbieten. Diesen Abend hat Ebba den König zuerst wirklich aufgegeben."

„Und dem verwegenen Blicke eines deutschen Edelmannes schießt der erste Hoffnungsstrahl aus dem obersten Himmel," setzte Münnich hinzu.

„Ich habe es Dir am ersten Worte, das Du von der Gräfin sprachst, angehört, daß Du sterblich in sie verliebt seist."

„Das Wort ist schaal. Ich bin eine Flamme; ich sterbe vor Liebesgluth zu diesem reinen Engel."

„Den Du doch betrügst. Eigentlich ist Dir beim ganzen Handel der größte Gefallen geschehen. Denn was hätte es mir am Ende verschlagen, wenn mein Bruder sie geheirathet hätte."

„Ich erkenne Euere Güte, Herzog. Der Wahnsinn der Liebe, der meinen Kopf durchras't, mag die Sünde entschuldigen, die ich an ihr begangen habe. Aber ich könnte mich dem Teufel verschreiben, um diesen Engel zu erlangen."

„Ich will mit meiner Mutter darüber reden."

Also war die unglückliche Ebba von einer andern Seite umgarnt, von der sie Vertrauen und Theilnahme sah. Am andern Morgen schrieb sie dem König in seelenvollen rührenden Ausdrücken, er möge doch seine Wünsche aufgeben; der Himmel habe sie nicht für einander bestimmt, das wisse sie nun. Um keinen Preis wollte sie länger zwischen Sohn und Mutter stehen. Die Einwilligung derselben sei nur abgepreßt und sie fühle am besten, wie ungern die

Königin sie gegeben. Die erhabene Frau sei im Herzen doch immer gegen ihre Verbindung, um so größer und schätzenswerther sei das Opfer, welches sie ihrer Mutterliebe durch diese scheinbare Zustimmung gebracht; nun sei es an ihnen, die Mutter nicht länger zu erzürnen sondern zu — entsagen.

Das Blatt war feucht von dem Thränenstrom, der ihr während dem Schreiben aus den Augen geflossen war. Sie hatte gerungen und den Sieg über sich davon getragen. Ein ungeheurer Schmerz zog nun in ihre Brust ein und zerpflückte die Blüthen, und zerbrach die Bilder; es ward Nacht in ihrer Seele, und ihr schönster Jugendtraum enteilte, ihr die Fersen zeigend, zu den unterirdischen Göttern.

17.

Geständnisse des Schmugglers.

Der Lenz flocht sich einen Kranz um den andern um das jugendliche Haupt. Auf den Meeren regte sich neues Leben, und der Verkehr bahnte sich bis in das innerste Herz des Landes seine Wege.

In einer heitern Nacht wurden an der Grenze von Ostgothland, am Ufer des Hiemarsees, ein Trupp Schmuggler abgefangen, die sich eben über den See nach Westmannland überschiffen wollten. Nach einer hartnäckigen Vertheidigung wurden ihnen die beträchtlichen Waarenvorräthe abgenommen und sie selbst gebunden über den Hiemarsee nach Arboga, einer kleinen

Stadt, geführt; dort sollte ihnen am folgenden Tag kurzer Prozeß gemacht werden, wie des Königs Gesetz es vorgeschrieben hatte, und schon waren einige derselben gehenkt, als einer hervortrat und mit dem Stadtrichter zu sprechen begehrte, um ihm Wichtiges zu entdecken. Man willfahrte seinem Verlangen, und dem Beamten waren die gehörten Dinge von solcher Wichtigkeit, daß er den gefangenen Schmuggler unter Bedeckung nebst dem über sein Verhör geführten Protokoll nach Westeräs zum Oberrichter bringen ließ. Dort wurde mit dem Gefangenen ein neues Verhör vorgenommen.

„Wie heißt Du?“ fragte der Rechtspfleger den ihm überlieferten Mann.

„Knut Nilssohn Strämfeld,“ versetzte der Schmuggler.

„Woher gebürtig?“

„Aus Elfsdal, einem kleinen, seiner Würden dem Herrn Reichsdrost Grafen Magnus Brahe auf Rosenberg gehörigen Dorfe, ohnfern der Södermannländischen Bucht gelegen.“

„Wovon hast Du früher Dein Leben gefristet?“

„Von Ackerbau; auch hab' ich als Holzhacker gearbeitet und einigen Fischfang getrieben.“

„Hast Du Weib und Kinder?“

„Ja.“

„Wo sind sie?“

„Mein Weib Martha habe ich vor vierzehn Tagen gesprochen, wo sie von Helsingborg mit neuen Waaren nach Smaland ging. Wo sie jetzt ist, weiß ich nicht; jedenfalls auf Reisen. Meine beiden Töchter Rieke und Christine sind auf Schloß Rosenberg bei unserer gnädigsten Gräfin als Dienerinnen.“

„Welche Veranlassung hattest Du, Dich von Dei-

nem ehrlichen Gewerbe zur unehrlichen Schmuggelei zu wenden?"

„Veranlassung genug, Herr. Ein Hund war ein glückliches Thier gegen mich gehalten. Ich mußte von der Nacht bis in die Nacht arbeiten und für den Grafen frohnten und hatte doch kaum meinen Hunger zu stillen und meine Blöße zu decken. Erst drückte mich der Hellebardier Elof Sonnenschild und zapfte mir Schweiß und Blut ab, weil ich dem Schurken meine Tochter Rieke nicht zum Weibe geben und mit ihm in ein Horn blasen wollte. Dann kam der Schloßvogt Sten Wytt, der auch mit in jenes schlechte Horn blies, der nahm mir ebenfalls sein Theil ab, und er und der Hellebardier betrogen den Herrn Grafen in Gemeinschaft; aber wie mich die beiden Schelme auch geplagt und gedrangsalt haben, ich habe mich doch zu keiner Schlechtigkeit von ihnen verleiten lassen. Nach diesen Beiden kam der gnädigste Herr Graf und verlangte seine Steuer, dann der Herzog und endlich der König. Gedacht' ich aber in die Arbeit zu gehen um das alles zu erschwingen, so wurde ich auf drei oder vier Tage zur Jagdfrohn entboten, oder ich mußte die Fremden, die in unser Dorf kamen, unentgeltlich über den Mälar schaffen*). Und so ging's Jahr ein, Jahr aus, und ich habe oft mein Leben verwünscht. Da führte der Zufall im vorigen Herbst eine Reisegesellschaft in einer stürmischen Nacht in meine Hütte. Es war allerlei Volk. Ich habe aber hier nur von zwei Juden zu erzählen. Diese brachten mir am andern Tage, als die andern fort waren,

*) Vor Einführung der Posten in Schweden gehörte es zu den Obliegenheiten der Bauern, vornehme Reisende unentgeltlich weiter zu fahren.

erst einen deutlichen Begriff von meinem elenden Leben bei und zeigten mir die Hoffnung, wie ich bei weniger Arbeit größern Verdienst haben und dabei keinem Menschen etwas abzugeben noch unterthänig zu sein brauchte. Ich versprach alles zu thun, wenn sie mich so glücklich machen wollten. Darauf sprachen sie viel, wie der König gar unrecht thäte, dem Handel von außen sein Land zu sperren und es sei nichts Strafwürdiges heimlich Waaren ins Land einzuführen. Endlich, als ich ihnen geschworen, verschwiegen zu sein, eröffneten sie mir, daß sie viele Waarenvorräthe bei sich hätten, wenn ich nun die Nebenwege durch Wald und über Felsen nach Upland und Westmannland kenne, so solle ich ihnen die Waaren an bestimmte Plätze hinüber schaffen für reichen Lohn. Sie gaben mir gleich so viel Geld, wie ich in meinem Leben noch nicht bei einander gesehen hatte, und ich war gewonnen. Nachher besprachen wir mit einander, daß bei mir eine Waarenniederlage sein sollte. Da ich in meinem Hause vor Elof Sonnenschilds Spürnase keine Minute sicher war, so mußte ein anderer sicherer Platz ausgemacht werden. Ich wußte eine alte hohle Eiche im nahen Forst; und ich glaube nicht, daß außer mir noch jemand ihre Beschaffenheit kannte. Der Platz und die Eiche selbst waren auch wegen der Geister, die dort umgehen, verrufen, und jeglicher Mensch fürchtete sich davor. In diese Eiche brachten wir die Waaren, und von hier aus vertrieb ich sie auf einsamen wenig bekannten Wegen in die königlichen Provinzen. Mein Weib war mir dabei behülflich, und nach einigen Monaten hatten wir schon ein hübsches Geld zusammen verdient. Das Leben fing an uns zu gefallen; wir machten bald mit andern Schmugglern Bekanntschaft und lebten herrlich und in

Freuden. Nur selten einmal brachten wir Nachts in unserer öden Hütte zu, sonst waren wir bei der Nachtzeit meist auf den Wegen und scheuten nicht Wind noch Wetter; am Tage lagen wir in unseren Schlupfwinkeln und schliefen.

Einst nun — es war schon tief im Winter — fand ich die Eiche zu meiner Verwunderung leer, obgleich ich sie wenige Tage zuvor mit Ben Isac frisch gefüllt hatte. Ich mußte also meinen Weg leer nach Stockholm gehen, um den Juden Nachricht von meiner Entdeckung zu machen. Ich fand sie nicht zu Hause und hinterließ, daß sie mich in meiner Hütte aufsuchen möchten. Sie kamen in der folgenden Nacht. Die Juden beschuldigten mich, daß ich sie um die Waaren betrogen habe; ich wurde im Gefühl meiner Unschuld hitzig; es kam zu einem Wortwechsel, der Knecht sprang auf mich los und versetzte mir mit einem Messer, das ich bis jetzt nicht bemerkt hatte, einen Stich; zum Glück prischte das Messer auf einer Rippe ab. Ich stürzte zu Boden und die Juden warfen sich über mich her, um mich abzukehlen. Meine Frau griff entschlossen nach einer Holzaxt und schlug den Knecht Isac damit an den Hinterkopf, daß er sogleich sterbend liegen blieb. Jetzt gab der Herr Benjamin plötzlich die besten Worte und bat um sein Leben; es fiel uns nicht ein, ihm etwas zu Leid zu thun; denn wir hatten ja nur Nothwehr ausgeübt. Er wollte uns Geld geben, aber wir nahmen nichts. In der ersten Morgenhelle verließ uns der Jude; ich aber grub ein Grab in der Scheuer und verscharrte den erschlagenen Isac darin; in der folgenden Nacht machte ich mich mit Marthen auf, unser Geschäft nun auf eigene Hand zu betreiben; denn wir kannten ja den Verkehr. Eines Abends, als wir in einer Her-

berge am südlichen Ufer des Wettersees lagen, trat ein Mann herein, der mir bekannt vorkam. Er zog mich bei Seite und entdeckte sich mir als einen Maler, der im vorigen Herbst mit jener erwähnten Schiffsgesellschaft in meiner Hütte die Nacht zugebracht und am andern Tage meine Rieke gemalt hatte. Ich erkannte ihn wieder. Nun sagte er mir, wie er mich schon einige Zeit gesucht habe, um ein gutes Geschäft mit mir zu machen; er sei auch in meinem Dorfe gewesen, habe aber meine Hütte abgebrannt gefunden. Ebenso erzählte er mir, daß der Todtschlag des Juden bekannt geworden, seine Leiche aber nicht im Grabe in der Scheuer gefunden worden sei, und daran erkannte ich gleich, daß mir Ben-Jamin die Hütte angesteckt und die Leiche gestohlen habe, um sie nach jüdischem Gebrauch zu begraben. Der Maler warnte mich, nicht wieder in mein Dorf zurückzukehren, weil mich Sten Witt gleich festnehmen und an das Obergericht in Nyköping ausliefern würde, dann ermahnte er mich, mich an dem Juden zu rächen und versprach mir, mir die beste Gelegenheit dazu zu verschaffen. Und diese bestand darin, dem Juden den ganzen Handel abzuschneiden. Er sagte, daß er selbst große Waarenvorräthe in Norköping liegen habe, die solle ich auf seine Rechnung in das Königreich bringen. Wir wurden bald des Handels eins. Von dieser Zeit an habe ich für den Maler gearbeitet und dabei drei Mal mehr verdient, als im Dienst des Juden. Da ich nun aber gefangen worden und meines Lebens verlustig bin, so will ich auch bekennen, wer der Jude und wer der Maler ist; denn hinter beides bin ich durch Zufall gekommen. Der Jude Ben-Jamin ist der Handelsgesellschafter des holländischen Kaufmanns Abraham Kabeljau, mit welchem des Königs Majestät von

Schweden große Geldgeschäfte macht; der Maler aber ist der Hof- und Leibmaler Ihrer Majestät der Königin und ein angesehener Mann in Stockholm. Soll ein armes Bäuerlein sterben, weil sich's einen bessern Verdienst gemacht hat, so laßt jene beiden vornehmen Schurken auch henken."

Der Oberrichter hatte aufmerksam zugehört, und fragte jetzt weiter: „Sage wie bist Du zu der Kenntniß gekommen, daß der Jude mit dem Kabeljau verbunden und der Maler ein Dienstmann der Königin Majestät ist?"

„Ich lag einst auf der Streu in einer Herberge, wohin mich der Jude bestellt hatte; es war in Fallun bei den Bergwerken. Dort verkehrt Ben-Jamin mit den Bergleuten und schachert ihnen das gestohlene rohe Kupfer ab. Die Juden beteten noch und schwatzten in ihrem Kauderwelsch, wovon ich nicht viel verstehe. Da kam ein vornehmer Mann hereingeschlichen, wie ein Dieb. Er ist mit über die Einkünfte der Bergwerke gesetzt und hat oft Geschäfte in Fallun. In Stockholm habe ich ihn mit unter den vornehmsten Räthen des Königs gesehen; später hab' ich mich auch nach seinem Namen befragt. Er heißt Stalarm und ist ein königlicher Reichsrath. Ich that als schlief ich fest und sie hatten weiter keine Acht auf mich. Sie machten einen Handel mit rohem Metall, welches der Reichsrath den Juden verkaufte; dann sprachen sie noch viel und mancherlei, was ich nicht verstand. Aber ich hörte auch, daß der Reichsrath zum Juden sagte, er möge seinem Handelsgesellschafter, dem Abraham Kabeljau bald zu wissen thun, daß er dem König Gustav in Liefland kein Geld mehr vorstrecke; es wäre doch alles verloren. Lieber möge er sein Geld dem Könige von Polen borgen.

Als ich nachher später im Dienste des Malers stand, hatt ich in Norköping, wo er sein Waarenlager hielt, eben eine große Last von ihm überkommen und wollte am andern Morgen in der Frühe mit meinem Weibe und zwei Eseln, die wir beladen hatten, abgehen, da kam Martha und sagte mir, sie habe unsern Herrn mit des Herrn Herzogs Durchlaucht im Schlitten fahren sehen. Ich wollte es nicht glauben und ging selbst auf die Schlittenbahn. Da war der ganze herzogliche Hof beisammen, und im ersten Schlitten saß der Herzog mit einer schönen stolzen Dame und ihm gegenüber der Maler in hoffärtigen Kleidern. Ich machte mich an einen Reitknecht, der auch müßig zusah und fragte, wer denn diese schönen Leute alle seien. Ei, meinte der Kerl, das ist ja der Herzog mit seiner Geliebten, einer polnischen Gräfin, und der Alte ist der Gräfin Vetter und Vormund, ein närrischer Kauz; er ist eigentlich der Hof- und Leibmaler der alten Königin in Stockholm; mit der steht er gut, das hab' ich selbst gesehen, als ich mit dem Herzog in Stockholm war. Er soll auch ein Graf sein, und ich glaub's selbst, sonst gäben sich die Herzöge und die Königin nicht so mit ihm ab. — Seht so hab' ich's erfahren."

Dem Oberrichter kamen diese Bekenntnisse so seltsam und außerordentlich vor, daß er sich entschloß, darüber an das Regiment nach Stockholm zu berichten und den Gefangenen an den Kanzler Oxenstierna zu schicken.

16.

Nachforschungen und Entdeckungen des Kanzlers.

Knut mußte beim Kanzler ein strenges Privatverhör ausstehen. Nach diesem ließ Oxenstierna, dem hier ein Licht zu dämmern schien, wo er lange mit Vermuthungen im Dunkeln getappt war, mehren Personen nachspüren, welche der Schmuggler genannt hatte, um sich von der Wahrheit seiner Aussagen zu überzeugen. So schickte er im Geheimen einen Commissarius auf Schloß Rosenberg, um sich nach Knuts Töchtern zu erkundigen, da dieselben nicht mit Ebba nach Hof gekommen waren. Aber die Sache wurde nur verwickelter, als der Commissarius ein Protokoll über das Verschwinden der beiden Mädchen mit überreichte. Einige Gerüchte, die nebenbei durch die Stadt liefen und Oxenstierna zu Ohren kamen und die auf den Glauben an eine baldige Entthronung des Königs hinzudeuten schienen, verliehen der Untersuchungssache des Bauer Knut Strämfeld in des Kanzlers Augen ein noch größeres Gewicht und feuerte ihn an, auf den Grund zu kommen. Zu diesem Behufe schien es nothwendig, die Nachforschungen über den Aufenthalt des Malers auf Rosenberg und das Verschwinden der beiden Schwestern anzustellen. Der Kanzler verfügte sich selbst zur Gräfin Brahe und ersuchte sie um Angabe selbst der kleinsten Umstände, deren sie sich erinnern konnte, ebenso wurden die Frauen und Dienerinnen, welche damals auf Rosenberg um die Gräfin gewesen, einzeln vernommen. Nur dunkler wurde die

Sache. Denn eine der Dienerinnen sagte aus und bekräftigte ihre Aussage mit einem Eide, daß sie, kurz vor der Abreise des Malers von Rosenberg, die überzeugendsten Beweise erhalten habe, daß der Lehrling, den der Maler bei sich gehabt, ein Mädchen gewesen sei. Eine alte Magd, die die Heizung der Oefen auf dem Schlosse zu besorgen hatte, beschwur, daß sie denselben Tag, an dessen Abend Rieke und Christine verschwunden seien, folgende Entdeckung gemacht habe. Es sei ihr, als der Pastor Pelargus bereits die Betstunde begonnen habe, eingefallen, daß der Maler mit seinem stummen Lehrling dieselbe nicht besuche; nun aber habe sie vergessen, den Ofen im Zimmer des Malers mit der gehörigen Heizung zu versorgen. Eilig und unbemerkt habe sie sich in den auf dem Corridor sich öffnenden Kamin begeben, um Feuer im Ofen anzumachen, es sei aber bereits — wahrscheinlich durch des Malers eigne Bemühung — im Brande gewesen; doch habe sie zu ihrer Verwunderung ganz deutlich reden hören, wenn auch die Worte nicht verstehen können, und zwar habe sie zwei Stimmen, eine männliche und weibliche in der wechselnden Rede genau unterschieden. Deßhalb sei also der Lehrling nicht nur kein Jüngling, sondern auch nicht taubstumm gewesen.

Der Maler wurde dem Kanzler eine immer räthselhaftere Person. Einiges Licht schien das Betragen des Hauptmanns Gyllenhielm, als Bote des Königs auf Rosenberg, gegen Rieken und die Gräfin, wovon Oxenstierna durch die Letztere unterrichtet worden war, zu werfen, doch konnte es nichts als Vermuthungen sein, daß Gyllenhielm im Zusammenhang mit dem Verschwinden der beiden Schwestern stehe.

Auf Einladung des Kanzlers erschienen auch zwei

Menschen vor dem Gerichtshof in Stockholm, deren Verhör nothwendig schien. Dies waren der Goldschmied Peter Lilie nebst seinem Sohne Tycho aus Upsala. Der Letztere hatte den Winter über ein hartes Krankenlager im Hause seines Vaters ausgestanden, welches wohl mehr der Schmerz über Riekens Verschwinden, als die Wunde seines Arms veranlaßt hatte. Die Hoffnungslosigkeit, die Heißgeliebte zu besitzen, hatte sein Herz so niedergedrückt, daß ihn das Leben anekelte, seine Genesung nur sehr langsam von Statten ging, und er nun, nachdem er wieder hergestellt war, zwar nach Liefland zurückkehren wollte, aber nur, um im Schlachtgewühl sich den Tod zu holen. Schon war die Abreise festgesetzt und Eltern und Geschwister weinten dem Tage entgegen, als der Bote des Kanzlers erschien. Mit den beiden Goldschmieden war der Pfarrer Pelargus geladen. Der Kanzler vernahm sie alle drei. Das Gespräch des Pfarrers mit dem Maler an jenem Tage eröffnete ihm wieder eine geahnete Aussicht, und wenn auch die Reise des alten Peter Lilie mit dem Maler nach Elfsdal eben zu keinen weitern Resultaten führte, so dämmerte es doch bereits vor Oxenstierna's Blicken. Tycho erzählte seine Liebesgeschichte von ihrem ersten Entstehen an. So wie er des Hauptmanns Gyllenhielm Benehmen gegen Rieken in jener Nacht, wo sie aus dem verschlagenen Schiffe in Knut Strämfelds Hütte gekommen, und am Morgen des folgenden Tags ausführlich berichtete, glaubte der Kanzler immer mehr annehmen zu müssen, daß Gyllenhielm mit im Spiele sei. Nichts aber kam Tycho's Erstaunen gleich, als er erfuhr, daß Rieke und Christine nicht, wie zeither Alle geglaubt, zu ihrem Vater entwichen seien, um ihn vor Unglück zu warnen, sondern daß man

Grund habe anzunehmen, sie seien geraubt worden. Tycho wurde mit dem Bauer Strämfeld confrontirt, um aus dessen eignem Munde das eben Vernommene bestätigt zu hören. Er umhalste den Bauer und versprach ihm, Alles beim König aufzubieten, um ihm Begnadigung auszuwirken. Als der Kanzler dem jungen Kürassieroffizier seinen Verdacht mittheilte, daß der Hauptmann Gyllenhielm der Räuber der Schwestern sein möchte, erinnerte sich dieser plötzlich einer übermüthigen und spöttischen Aeußerung, welche sich Gyllenhielm im liefländischen Lager im Zelte einer Marketenderin gegen ihn erlaubt, die er zwar nicht wörtlich mehr anzuführen vermochte, deren Sinn aber auf irgend einen Triumph hindeutete, den Gyllenhielm über Lilie gefeiert oder noch zu feiern gedenke. Dadurch nur noch mehr in seiner Muthmaßung bestärkt, rieth Oxenstierna dem Offizier, sich unverzüglich einzuschiffen, in Liefland wieder zu seinem Regimente zu stoßen, den König von Gyllenhielms Benehmen zu unterrichten, und sich vom Monarchen die Erlaubniß auszuwirken, daß er des verdächtigen Hauptmanns Schritte scharf beobachte.

Tycho verfehlte nicht, sich diesem Winke folgsam zu beweisen. Hatte doch sein Herz nun wieder aus dem unversiechbaren Brunnen der Hoffnung geschöpft und welcher Kranke von dieser Aganippe gekostet, der stirbt nicht an Theilnahmlosigkeit oder Verzweiflung. Tycho hatte nun wieder ein Ziel, auf welches er hinarbeitete und das alle seine Kräfte in Bewegung setzte. Dies machte ihn munter und bewegt. Deshalb schied auch sein Vater mit wiedergewonnenem Muth von dem geliebten Sohne. Der Kanzler hatte ihm ein Schreiben an den König mitgegeben; überdies ermuthigte er den Jüngling noch mehr durch das Ver-

sprechen, in Schweden all seine Macht aufzubieten, um der geraubten Rieke auf die Spur zu kommen.

So unerklärlich dem Jüngling nun auch manches bleiben mußte, z. B. was Gyllenhielm, wenn er auch wirklich der Räuber sei, mit der kleinen Stummen beginnen möchte, da doch der Raub zweier schwieriger sei, als eines Mädchens, ferner wie man so gar nichts auf Rosenberg von einem gewaltsamen Raub bemerkt, was schier unmöglich schien, so hatte sich doch seiner Seele einmal der trostvolle Glaube bemächtigt, er müsse Rieken durch genaue Beobachtung Gyllenhielms finden, vielleicht gar in Liefland finden.

Von seines Vaters Segenswünschen begleitet, ging er zu Schiffe; ein herrlicher Sommertag lächelte seiner Fahrt mit freundlichen Sonnenblicken zu.

Wirklich war über der weitläufigen Untersuchung der Frühling verschwunden, und Sommerblumen schmückten den Busen der mütterlichen Erde.

Tycho war kaum einige Tage von Stockholm abgereist, als die Gerichtsdiener den Juden Ben-Jamin in Stockholm aufspürten, und die Meldung davon dem Reichskanzler machten. Er ließ den Mann Abends in der Stille gefangen nehmen und in ein anständiges Gefängniß bringen. Er selbst führte das Verhör und behandelte den Verdächtigen gelinde. Zwar leugnete derselbe alles hartnäckig, doch schien er es mit Wohlgefallen zu hören, daß ihn der Reichskanzler versicherte, die ganze Untersuchung sei eigentlich nur gegen den Maler gerichtet und nur dieser werde hart bestraft werden; er möge also nur bekennen, in welcher Verbindung er mit demselben gestanden habe. Bei dennoch fortgesetzter Weigerung wurde ihm einmal während dem Verhör und als er am wenigsten darauf gefaßt war, Knut Strämfeld gegenüber gestellt.

Ben=Jamin verlor auf einen Augenblick die Fassung und — verrieth sich. Jetzt log er im Gewande eines aufrichtigen Geständnisses, der Maler sei ein reicher französischer Manufakturist, der seine Waare in den Norden verführe und ihn und Andere geworben habe, die Manufakte in das Königreich Schweden durch den Schleichhandel einzubringen. Der Kanzler wurde durch dies Geständniß irre geführt, doch der Jude hatte dessen weiter keinen Gewinn; er blieb im Gefängniß. Schwierig war es, des Malers habhaft zu werden. Eines Theils schien er in Stockholm mächtige Freunde zu haben, an die Oxenstierna nicht konnte und zu denen die Königin gehörte, andern Theils lebte er in Norköping mit dem Herzog Johann auf vertrautem Fuße. Eine maskirte Einladung nach Stockholm von einem vornehmen Hause, als ob de Change für seine Kunst darin reichlohnende Beschäftigung finden sollte, zog ihn nicht herbei. Ja dies Nichtkommen mahnte den Kanzler an nur noch größere Vorsicht. In jedem Falle war zu vermuthen, daß der Herzog Johann den Maler schützen würde, und die königliche Regierung hatte einen nur sehr geringen Einfluß auf die herzogliche. Der Herzog würde es sehr übel vermerkt haben, wenn Oxenstierna nur eine Bitte hinsichtlich eines polizeilichen Augenmerks auf den Maler gewagt haben würde.

17.

Im schwedischen Lager.

Tycho Lilie langte wohlbehalten in des Königs Hauptquartier an.

Dort waren unterdessen durch des Königs ritterliche Tapferkeit und Jakob de la Gardie's weise Benutzung aller Streitkräfte die vereinigten Russen und Polen mehre Male geschlagen, die Schweden in das Land vorgedrungen, und Nowgorod mit ungeheueren Länderstrichen wieder dem schwedischen Schwerte unterworfen. De la Gardie waltete als Statthalter in dem alten Nowgorod, während der König damit umging, die Festung Gdow einzunehmen, und dadurch den Russen einen wichtigen Schlag zu versetzen, ja wohl dadurch den neuen moskowitischen Zaar Michael Romanow oder vielmehr dessen Vater, den weisen Patriarchen von Moskau, der an des jungen Monarchen Statt die Zügel des Staats hielt, zum Frieden zu vermögen.

Es war dem Schwedenkönig keineswegs darum zu thun, dem jungen Romanow die Zaarenkrone wieder vom Haupte zu reißen; Gustavs Scharfblick hatte eingesehen, daß sein verzärtelter und eben nicht geistesstarker Bruder nicht zum Beherrscher eines so ungeheuern Reichs tauge; er hatte in weise Erwägung gezogen, daß Karl Philipp wenigstens sechs Jahre eines umsichtigen willenskräftigen Vormunds und Lenkers bedürfe; denn was sollte der Knabe allein an der Spitze eines noch in der Rohheit der Barbarei befangenen Volks? Wer aber sollte dieser Vormund

sein? Wer war im Stande die russischen und schwedischen Interessen sogleich im Auge zu behalten? Gewiß Niemand weiter als er selbst, das mußte sich der junge Held bei all seiner Bescheidenheit im Gefühl seines Werthes gestehen. Aber gehörte nicht seine ganze Kraft seinem geliebten Schweden! Und mußte er nicht alles aufbieten in diesem kritischen Zeitpunkte, dies Schweden zu heben? Gerade die nächsten sechs Jahre waren es, die Schweden bedurfte, um aus seiner Niedrigkeit aufzutauchen, gerade jetzt mußten alle Mittel benutzt werden, die Schritte zur innern und äußern Vervollkommnung nicht zu hemmen, sondern zu vergrößern und zu beschleunigen. Sollte der König seine Kräfte jetzt zersplittern und sie zum Theil einem fremden Staate zuwenden, wo Aussaat und Frucht ungewiß war, während daheim in seinem Erblande seine Mühe schon Blüthen hervorgerufen hatte? Gustav's Absichten gingen demnächst nur darauf hin, sich eine bedeutende Erwerbung in Rußland zu machen, deren beste Kräfte er zum Wohl seines Reichs benutzen könne und von Romanow eine beträchtliche Kriegssteuer zu erhalten. Diese Bestrebungen lenkten seine Schritte in dem schwierigen Kriege, welcher in diesem und dem folgenden Jahre noch manche Opfer kostete, sie lenkten sie in den spätern langwierigen Unterhandlungen.

Der König hatte seiner Ebba wieder einige Male geschrieben und sie zur Beständigkeit ermahnt, er empfing den jungen Lilie deshalb mit großer Freude, meinend derselbe bringe ihm einen lang erhofften Brief von der geliebten Gräfin. Statt dessen überreichte Tycho das Schreiben des Reichskanzlers. Obgleich schmerzlich berührt von der Täuschung, lächelte der König doch über den Verdacht des Kanzlers gegen

Gyllenhielm. Nach Durchlesung des Briefs ließ er sich die ganze Geschichte noch einmal von Tycho erzählen. Mehrmals schüttelte er den Kopf und sagte endlich: „Ich kenne den Hauptmann Gyllenhielm als einen so braven Offizier und mir so ergebnen Freund, daß ich unmöglich glauben kann, was des Kanzlers und Dein Argwohn unbemäntelt ausspricht. Seit mehren Jahren schon habe ich den Hauptmann zu Privatgeschäften gebraucht, und er hat in der Besorgung und Ausführung derselben sich mir jedesmal als einen gewissenhaften, pünktlichen, verschwiegenen und meinen Interessen treu ergebnen Mann bewährt, er wird wahrlich eines Bauernmädchens halber, die ihn nicht liebt und nicht für ihn paßt, nicht aller ritterlichen Tugenden vergessen. Ich mag auch nicht leiden, daß so eine ehrliche Haut, wie Du, dem Hauptmann als Spion nachschleicht; ich kann das heimliche Spioniren überhaupt nicht leiden und mag nichts davon in meiner Nähe wissen."

Tycho erblaßte; er wagte in der Angst seines Herzens die wiederholte Bitte an den König; aber Gustav fuhr zornig fort: „Nichts da! Keine krummen Wege! Keine Nebelkappen! Ich werde selbst mit dem Hauptmann Gyllenhielm über die Sache sprechen."

Des Königs krystallreines Gemüth sträubte sich jedes Mal heftig gegen den Glauben an eine Schlechtigkeit; alles Niedrige und Gemeine war ihm fremd, er hatte gar keinen rechten Begriff davon.

Und in seiner Herzensreinigkeit sah er nicht, daß er nichts Schlimmeres thun konnte, als mit Gyllenhielm selbst über den Mädchenraub zu sprechen.

Da lag nun der Anker wieder zerbrochen, den Tycho mit so gläubiger Seele ausgeworfen. Er ging innerlich vernichtet vom Könige. Aber schon nach we-

nigen Stunden argen Schmerzes erhob sich sein Muth wieder. Er nahm sich vor, in Geheim und für sich zu thun, was der König ihm verboten hatte, und den Hauptmann Gyllenhielm so viel als möglich zu beobachten. Trieb ihn doch sein Herz so gewaltig dazu, und die Befehle des Herzens sind stärker, als die der Könige. Und wenn es selbst sein Wille gewesen wäre, dem Könige zu gehorchen, er hätte es nicht vermocht. Sein Auge hätte unwillkürlich Gyllenhielms Wege verfolgt; und wenn auch, wie man sagt, das Auge der Liebe blind ist, so ist die Eifersucht mit Argusaugen begabt. Aus seiner Verzweiflung raffte sich der Jüngling auf, um für sich zu handeln.

Einige Monate später eilte Gyllenhielm, innerlich erbebt über die Aeußerung des königlichen Vertrauens, aus dem Kabinet des Monarchen zu seinen Verschwornen, ihnen zu entdecken, daß ein zweischneidiges Schwert an einem Pferdehaar über seinem Haupte schwebe. Sie konnten nicht wissen, woher der König jene Andeutung habe und den König selbst konnte man doch unmöglich darüber ausholen. Selbst Linsky fand die Sache bedenklich. Ohnedies hatten die Verschwornen zeither Tag für Tag auf die Kunde gehofft, Stockholm sei von der polnisch-katholischen Partei besetzt, das Regiment verjagt und Gustav's Thron gestürzt, statt dessen hieß es in de Change's seltenen Briefen stets, der rechte Zeitpunkt sei noch nicht da, man müsse sich erst noch einiger Häupter vergewissern, es wäre ihren Plänen höchst nachtheilig gewesen, daß die Königin die Gräfin Brahe wieder an den Hof genommen und sogar zu ihrer Oberhofmeisterin bestellt habe; denn dadurch sei ihnen die Theilnahme mehrer der reichsten Familien, namentlich die der Brahe, auf die sie so gewiß gerechnet, entgangen.

Der Sommer war darüber verstrichen und die während demselben erfochtenen neuen Siege des Schwedenkönigs, die wichtige Einnahme von Gdow im Herbste dieses Jahrs und die vermuthlichen Zugeständnisse, welche er dem russischen und polnischen Kabinete abzupressen Miene machte, waren der verschwornen Polenpartei große Dornen im Auge. Sie stellte sich vor, daß der König sich mit dem Friedensgeschäft sehr beeilen und im Triumph nach Stockholm zurückkehren werde, und dann — das sahen sie wohl ein — waren alle ihre Pläne vereitelt. Linsky gerieth fast außer sich über de Change's Saumseligkeit, und in einer geheimen Versammlung, bald nach der Eroberung von Gdow, wurde beschlossen, einen Gesandten nach Schweden zu schicken, welcher den Zaudernden die Nähe der Gefahr enthüllen und sie zur Eile antreiben sollte. Dazu war Niemand geschickter als Gyllenhielm, er, den ohnedies noch ein besonderes Band nach Schweden zog. Es hielt auch gar nicht schwer, bei der nach der siegreichen Einnahme Gdow's eingetretenen Waffenruhe und der Aussicht auf Frieden, dessen Präliminarien eingeleitet waren, aus dem Lager entlassen zu werden. Es kam also nur darauf an, einen wahrscheinlichen Grund aufzufinden, unter dessen Schein Gyllenhielm abreisen konnte. Dieser Grund war bald gefunden. Linsky bearbeitete den Herzog von Lauenburg und dieser fand es dem Anstande gemäß, die Königin Mutter mit einer Gesandtschaft zu beschicken, um ihr mitzutheilen, wie er die hohen Aufträge Ihrer Majestät ausgerichtet und welches Resultat er dabei gewonnen habe. Gyllenhielm wurde vom Herzog zum Gesandten erwählt und reiste ab, und Niemand außer den Eingeweihten, ahnete, daß seine Reise einen andern Grund habe. Nur in

Tycho's argwöhnischer Seele kam eine solche Ahnung auf. Es kam ihm mehr als verdächtig vor, daß der Hauptmann die eroberten Provinzen verlasse und jetzt schon in das Mutterland zurückkehre; und kaum hatte er die Kunde von dieser Reise vernommen, als er, von innrer Angst getrieben, sich zum König verfügte.

18.

Tycho's Abschied.

Es war ein trüber Herbstabend. Mit hastigen Schritten eilte Tycho an den alten hohen Häusern hin und trat in des Königs Wohnung. Ein Kammerjunker belehrte ihn, daß der König bei der schönen Holländerin speise. Sie wohnte in der Nähe, und Tycho's Herzensbeklemmung trieb ihn weiter. Durch den Kammerdiener ließ er den König um einige Minuten geneigtes Gehör bitten, und es wurde ihm erlaubt, hinein zu treten. Gustav saß mit Margarethen vertraulich auf einem Doppelstuhle, und, wie es schien, bediente Margaretha den König.

„Du hast gewiß Deine Braut aufgefunden, oder doch wenigstens eine Spur von ihr," redete Gustav den schüchternen Goldschmied an.

„Keins von beiden entgegnete dieser; „doch hoff'," ich durch Euerer Majestät Gnade beides zu finden. Gewährt mir die Erlaubniß, nach Schweden zurückkehren zu dürfen. Wenn der Krieg wieder beginnt, bin

ich wieder bei Euch. Ich habe hier nicht Ruh' noch Rast."

„In Gottes Namen. Ich wäre selbst lieber dort, als hier. Bei Deinem Vater bist Du besser aufgehoben; als Soldat hast Du das Deinige gethan, jetzt ist an Deiner Werkbank der bessere Platz für Dich. Auch wird der Kanzler Oxenstierna Dir schon die Braut in Schweden ausfindig gemacht haben. Grüße Deinen Vater von mir."

Tycho empfahl sich und war schon wieder auf dem Rückwege aus dem Zimmer, als er sich vom König gerufen hörte. Rasch kehrte er um.

„Wem anders könnte ich mit größerer Zuversicht einen Brief an die Gräfin Brahe anvertrauen, als Dir, Tycho Lilie?" sagte Gustav. „Nun ist mir eben beigefallen, daß ich meiner Braut einen Brief schuldig bin. Du sollst ihn mitnehmen braver Tycho. Komm also morgen, eh' Du aus Nowgorod gehst, zu mir."

„So wird Ew. Majestät wohl gleich den Brief schreiben," erinnerte Margaretha, „denn der Offizier will gewiß mit Tages Anbruch auf und davon. Wer den Flügeln seiner Sehnsucht folgen will, muß sich früh aufmachen; denn diese pflegt immer weit voraus zu sein."

„Es ist wahr," antwortete der König, „man muß von sich selbst auf andere schließen, dann hat man den sichersten Maßstab zu ihrer Behandlung. Wenn ich in Tycho's Haut steckte, ich würde auch jede Stunde verwünschen, die mich länger zurückhielte; also komm in drei Stunden und hol' Dir den Brief." Die Holländerin war unterdessen aufgestanden und in ein Nebenzimmer gegangen. Tycho empfahl sich. Als er nun in Gedanken vertieft durch die dunkle Straße seiner Wohnung zu schlenderte, fühlte er sich plötzlich

von hinten am Arme gehalten, und sich umkehrend, gewahrte er einen Diener des holländischen Kaufmanns, der ihn also anredete:

„Herr, Euch läßt meine Gebieterin, die Dame Margaretha Kabeljau dringend bitten, Ihr möget doch nach einer Stunde wieder in ihre Behausung kommen und Euere Güte einen nothwendigen Auftrag von ihr nach Stockholm übernehmen. Doch soll ich nicht eher von Euch gehen, bis Ihr mir das Versprechen gegeben, zu kommen, weil die Sache von Wichtigkeit sei."

„Tycho Lilie ist jedermann gern gefällig und am liebsten schönen Frauen; ich gebe also mit Vergnügen das Versprechen zu kommen."

Nachdenkend was wohl die schöne Buhlerin des Königs — denn für nichts besseres hielt der ehrliche tugendhafte Goldschmied die Kaufmannstochter — von ihm zu begehren habe, ging Tycho heim, ordnete seine Angelegenheiten, und kehrte nach einer Stunde, nicht ohne Herzklopfen in Kabeljau's Wohnung. Der Diener, welcher ihn bestellt, empfing ihn schon an der Thüre und führte ihn eine finstere Treppe hinauf, welche Tycho früher nicht passirt war. In einem schwach erleuchteten Zimmer angelangt, ließ der Diener den Offizier allein; gleich darauf kehrte er mit einem weiblichen Wesen — Margarethens Zofe — zurück und ging. Das Kammermädchen wandte sich mit sichtbarer Angst an Lilie: „Wir setzen voraus, daß Ihr ein Mann von tadelloser Ehre seid, und daß ein edles Herz von Mitgefühl und Theilnahme die Krone Euerer Ritterlichkeit bildet. Versprecht mir, das, was Ihr erfahren sollt, mit der größten Zartheit und dem reinsten Edelsinn zu betrachten und zu behandeln. Eine an dem Abgrund der Verzweiflung

schwebende Seele ruft Euere Ritterlichkeit um Rettung an. Wollt Ihr mir jenes Versprechen nicht geben, so geht wieder und reist glücklich."

„Nimmer!" versetzte Tycho fest. „Es bedürfte des Versprechens nicht, aber Ihr wollt, daß ich Euch das mit Hand und Mund gelobe, was sich von eines Mannes und noch vielmehr von eines Soldaten Tugend von selbst versteht. Wohlan, ich gebe Euch dies Versprechen, und nun laßt mich hören, wer von mir Rettung begehrt und auf was für Weise?"

„So tretet hier herein." Sie führte ihn in ein anderes Zimmer. Ein Jüngling trat ihm entgegen. Verwundert sah ihn Tycho an, aber seine Verwunderung stieg zum Erstaunen, als er nach dem ersten Worte, welches der Fremde sprach, die Holländerin in ihm erkannte.

„Offizier," sprach sie, „ich habe Euer Versprechen mit meinen eigenen Ohren vernommen. Ich habe das größte Vertrauen zu Euch; Ihr werdet es nicht täuschen. Ihr werdet gern helfen, wo Hülfe noth thut und — Ihr könnt helfen, es steht in Euerer Macht. Die hart bedrängte Seele bin ich selbst, und die Rettung, die ich von Euch erflehe, besteht darin, daß Ihr mich in dieser Nacht als Euern Begleiter, als Euern Diener, wenn Ihr wollt, mitnehmt nach Schweden. Alles ist zu meiner Flucht bereit."

„Schöne Dame," versetzte Tycho bestürzt, „was in aller Welt könnte Euch vermögen, das schwed'sche Lager zu verlassen, wo Euch das Glück mit seinen herrlichsten Gaben überschüttet."

„Ach!" seufzte Margaretha, „wie sehr seid Ihr im Irrthum. Nicht alles ist Gold, was glänzt. Könntet Ihr in mein Herz blicken und die Qual, die

es martert, gewahren, wahrlich! Ihr würdet anders reden."

Tycho schauderte und wiederholte unwillkührlich das Wort: „Qualen!" mit einem eigenen Gemische von Angst, Schreck und Mitleid.

„Ja das ist Qual, an seiner eignen Weisheit zum Narren zu werden," versetzte Margaretha bitter. „Ich spielte mit einem vergifteten Pfeile und prüfte auch noch im thörichten Uebermuthe seine scharfe Spitze, um das Gewerbe des Trugs damit zu zerstören. Ich glaubte mich seine Meisterin, und ehe ich mich's versah, hatte ich unvorsichtig leidenschaftlich ihn mir selbst in die Brust gedrückt. Ich vermaß mich, die Lenkerin der Schicksale eines Königs zu sein, aber dies Schicksal hat meinen Uebermuth im sausenden Schwunge seines Rades erfaßt und überwältigt. Ja das ist Qual, sich des Frevels schuldig zu wissen, gegen dessen freche Faust man sorgfältig Thür und Angel verschlossen; es ist Qual, seinen schlechten Feinden recht in die Hände zu arbeiten, ihren erkannten nichtswürdigen Plänen recht Vorschub geleistet zu haben voll des tiefsten Widerwillens gegen sie. O spiele keiner mit dem Dolche der Leidenschaft, rühre ihn keiner an, um ihn zu wohlthätigen Zwecken zu gebrauchen! Es ist so leicht geschehen, daß die Scheermesser-Schärfe desselben ihm die Haut an der Hand ritzt, das Gift zuckt hinein und strömt wie rasende Flammen durch den Leib, eine unsichtbare Faust richtet ihm das Messer nach der eigenen Brust oder ein Gott verwirrt ihm in unglücklicher Stunde den Verstand, daß er sich selbst gräulich damit verstümmelt. O weh mir! Ich bin grenzenlos unglücklich! Mein Jammer hat kein Ende. Vielleicht aber finde ich fern von hier Lindrung meiner Pein. Ich hoffe es, ich glaube es mit Zu-

versicht. Darum nehmt mich mit, edler braver Mann! Der König ehrt Euch, und das hat mir Muth gegeben, Euch zu meinem Helfer auszuersehen. Schlagt mir die Bitte nicht ab! Seht, ich fleh Euch zu Euern Füßen darum an." Mit diesen Worten warf sie sich zu den Füßen des bestürzten Jünglings, der in der Verwirrung nicht wußte, was er thun sollte.

„Um Gott!" rief er, „was wird der König dazu sagen? Wie verträgt sich die Erfüllung Euerer Bitte mit meiner dem Könige schuldigen Treue?"

„Für diesen Fall habe ich gesorgt," antwortete Margaretha. „Seht diesen Brief an den König, der ihm morgen zugestellt wird, wenn wir Narva zueilen, uns einschiffen zu lassen. Ich habe darin dem Könige die Gründe meiner Abreise offen dargelegt und Euch freigesprochen von aller Schuld. Euch kann demnach nichts zur Last gelegt werden; auch wird meine Zofe dem Könige erzählen, wie ich Euch überredet habe. Seid deshalb außer Sorgen."

„Himmel! was wird mein Vater dazu sagen?"

„O ich verstehe Euere unschuldige Seele!" jammerte Margaretha. „Was wird der ehrliche Bürger sagen, wenn Ihr die verächtliche Buhlerin des Königs mit über Meer bringt? Wird er nicht glauben, Ihr seid auch in die gefährlichen Netze derselben gefallen? Ihr würdet vielleicht gar Euch zum Deckmantel ihrer Schande hergeben? O ich verdiene diesen Abscheu! Geht hin! Ich bitte nichts mehr von Euch. Ich werde den Weg allein zum finnischen Meerbusen finden; eines Schiffes bedarf ich nicht, auch braucht's nicht erst die Reise, Nowgorod liegt ja am Ilmensee, und er ist tief genug, meinen Gram zu begraben." Sie stand schluchzend auf, um das Zimmer zu verlassen. Tycho warf sich ihr in den Weg und rief:

„Um des Heilands Willen! Ich habe Euch verkannt, Fräulein. Ihr seid edel. Gebietet über mich. Ich werde an nichts weiter denken, als Euere Wünsche zu erfüllen."

„Wohlan, so ordnet die Abreise in einigen Stunden an. Für Wagen und Pferde hab' ich bereits gesorgt. Verfügt Euch vom Könige sogleich zu mir. Ehe der Morgen graut, müssen wir weit von hier sein."

Tycho, noch niemals in so wunderlich bedrängter Lage, ward so hingerissen von den Thränen und der edlen Beharrlichkeit des reizenden Weibes, daß er sich selbst gelobte, nun alles für Margarethen zu thun, was er vermöge. Die Macht der Schönheit hatte auch auf ihn ihren Zauber ausgeübt. Die Unruhe seines Gemüths hatte sich seinem Aeußern mitgetheilt. Sein Gesicht glühte, und unstät rollte sein Auge, während die Haare ihm wie zerzaust um den Kopf hingen. Eben so ungewöhnlich heftig waren seine Schritte und Bewegungen, als er bald darauf in des Königs Kabinet trat, so daß dieser auf den ersten Blick sah, es müsse etwas Außerordentliches mit dem sonst so ruhigen Manne vorgegangen sein.

„Was fehlt Dir, Lilie?" fragte er ernst, und der Offizier erschrak nur noch mehr, gleichsam als wäre er auf einer bösen That ertappt, so daß er kein Wort erwidern konnte. „Was ist Dir begegnet? bist Du stumm geworden?" fragte der König schärfer betont; aber Tycho vermochte seinem königlichen Herrn so wenig eine Lüge zu sagen, daß er vielmehr, schmerzlich ergriffen zu Gustavs Füßen fiel, und ihn flehendlich anrief, ihm die Antwort auf diese Fragen zu schenken, weil er sein Ehrenwort verpfändet habe, Niemand zu sagen, was ihm begegnet sei.

„Das ist ein ander Ding," sagte Gustav unmu=

thig. „Das Ehrenwort eines Soldaten muß selbst der König schätzen." Er übergab dem bedrängten Jüngling den Brief und befahl ihm noch viel tausend zärtliche Grüße an die Gräfin Brahe. Dann fragte er von ohngefähr: „Wann gedenkst Du abzufahren?"

Tycho erschrak abermals sichtbar und stammelte: „Um Mitternacht." Denn zu lügen vermochte er schlechterdings nicht.

„Um Mitternacht?" fragte der König verwundert, „das klingt ja schier schauerlich. Hast Du so große Eile, daß Du nicht einmal den Tag erwarten kannst?" Tycho machte schon wieder sein bittendes Gesicht. „Oder hängt die wunderliche Stunde Deiner Abreise auch mit Deinem Ehrenwort zusammen?" Der Offizier nickte wehmüthig.

Dem König fiel dies Benehmen um so mehr auf, da einige Stunden vorher keine Spur davon an dem Jünglinge zu bemerken gewesen war. Als er daher Tycho entlassen hatte, befahl er einem der dienstthuenden Kammerjunker, ihm nachzugehen und genauen Rapport zu bringen, wohin sich Lilie verfügt habe.

Nach einer Stunde kehrte der Kammerjunker mit der Nachricht zurück, der Offizier Lilie sei von des Königs Majestät zu des Herzogs von Lauenburg Durchlaucht gegangen, sei von da aber schnell zurückgekehrt und habe sich in die Wohnung des Kaufmanns Kabeljau verfügt. Der Name durchzuckte den König wie ein Blitz.

„Ist Kabeljau von seiner Reise diesen Abend zurückgekehrt?"

„Schwerlich," versetzte der Page, „sonst wüßten wir sicherlich davon."

„Gieb mir meinen Mantel und folge mir," sagte

der König bestimmt und stand nach wenigen Minuten vor dem Hause, welches dem holländischen Agenten eingeräumt worden war. Die Thür war verschlossen; der Page mußte pochen. Ein erschrockener Diener öffnete, und wollte beim Anblick des Königs vorauseilen, aber dieser hielt ihn zurück. Bebend stand das Kammermädchen im Vorzimmer und meldete mit angsterstickter Stimme, daß ihre Herrin schlafe. „Ich will ihr gute Nacht wünschen," versetzte der König und trat in Margaretha's Zimmer. Sie hatte seine Stimme gehört und erwartete ihn in ihren männlichen Kleidern gefaßt; Tycho zitterte in einer Ecke der Stube dem Zornesausbruch des Königs entgegen.

„Du willst Nowgorod heimlich verlassen," sprach Gustav im Ton des gemäßigten Vorwurfs. „Ist das recht, Margaretha?"

„Was soll ich länger hier, wo ich mich selbst verachte?" antwortete die Holländerin mit Würde. „Ich bin tief gefallen, aber noch besitze ich so viel Willensfestigkeit und moralisches Gefühl, meine Schande in einer Einöde zu verbergen."

„Was ist das?" fragte der König verwundert. „Hat ein Gewissensrath heimliche Unterredungen mit Dir gepflogen."

„Ja ich bin mit meinem eignen Gewissen zu Rath gegangen, und es hat mir gesagt, daß ich ein verächtliches Geschöpf bin. Ich stehe im Begriff, auf ewig von Ew. Majestät zu scheiden; Ihr dürft mich demnach als eine Sterbende betrachten. Am Rande des Grabes aber redet der Mensch Wahrheit; er spricht ohne Uebermuth und Ruhmredigkeit von seinen Tugenden, er entdeckt ohne Hehl seine Fehler und Vergehen. Drum laßt mich offen zu Euch re=

den, erhabener König! Ich kam hierher an Lieflands Küsten voll glühender Verehrung Euerer. Der Ruf Euerer ritterlichen Thaten hatte mein Herz entflammt und ich sehnte mich nach Euerm Anblick, wie nach einem unschätzbaren Gute. Ich bildete mir ein, wenn ich Euch erst von Angesicht zu Angesicht geschaut habe, dann sei mir ferner jeder andere Genuß gleichgültig, denn der höchste wäre mir zu Theil geworden. In Stockholm sah ich Euer Bild; es fuhr mir ein Gefühl durch die Seele, dem ich keinen Namen geben kann. Es war wie ein süßes Gift, nach dessen Genuß ich nur immer mehr lechzte, und jener Maler de Change war ganz dazu gemacht, mir das Gift nur noch wohlschmeckender, nur noch verderbender zu bereiten. Bald merkte ich die Absicht Euerer Mutter und ihres Anhangs, bald merkte ich, weshalb mein Vater nach Liefland reisen und ich ihn begleiten mußte. Ihr wißt es. Im Stillen lächelte ich zu der Thorheit der Menschen, die mir Liebe zu Euch einreden wollten, mir, die ich in vollen Liebesflammen stand. Aber als ich Euch sah, da war mir, als rührte ein Gott mein Herz. Bald gewahrte ich, trotz meiner Leidenschaft, Euere hohe Liebe zur Gräfin Brahe; ich hatte in Schweden nur ihr Lob gehört, es tönt ja dort von allen unparteiischen Lippen. Da beschloß ich, mich zu verleugnen, den Planen derer, die Euch von ihr reißen wollen, Hohn zu sprechen, List mit List zu besiegen. Ich wollte der Schutzgeist Euerer Liebe werden. Armes thörichtes Mädchen, das sich in kecker Ueberhebung seiner selbst an so Ungeheures wagte! Ich hielt mich für übermenschlich stark, ach! und ich war so menschlich schwach. Jubelnd schwang ich schon die Fahnen des Siegs und unterlag im nächsten Augenblick selbst

meiner eignen Leidenschaft. Und so hab' ich befördert, was ich verhindern wollte, so hab' ich den Zwecken jener Dunkelleute zu Gunsten gethan, denen ich doch entgegen arbeiten wollte. Und so bin ich denn an mir selbst irre geworden. Aber damit nicht genug. Unauslöschliche Schande trifft mich. Man verachtet mich als die Buhlerin des Königs — und was bin ich sonst! — man verabscheut mich als ein Werkzeug Euerer Mutter, Euere reine edle Braut Euch aus dem Herzen zu reißen. Und das mit Recht. Tausend spähende Augen haben mir lang schon abgemerkt, was ich in tödtlicher Angst Euch bis jetzt verborgen habe. Ich bin Mutter. Tausend geschäftige Zeugen tragen die willkommene Mähr aus dem Lager über das Meer nach Stockholm. Weh! o weh! was wird Euch draus erwachsen? Die Euer und Ebba's guter Genius werden wollte, sie ist durch eine furchtbare Leidenschaft Euer böser geworden. Flucht mir nicht! Weint eine Thräne des Mitleids über die Gefallene und laßt mich ziehn, wo Niemand etwas von meiner Schande weiß."

„Wie kann ich Dich gehen lassen, nach dem, was Du mir eben mitgetheilt hast?" entgegnete der König mild aber ernst. „Und wenn ich mich auch nicht anklagen wollte, daß ich freventlich Dein reines Magdthum befleckte, daß ich im Wirrsal meiner Gefühle Dich zur Sünde verleitete und die größere Hälfte — ja was sag' ich — die ganze Schuld auf meiner Seite ist; denn der Mann ist stark und soll sich beherrschen, das Weib aber ist schwach und dem Willen des Mannes unterthan, auch hast Du keinem verlobten Bräutigam die Treue gebrochen, ich aber brach sie meiner Braut, und dafür beginnt nun Gott mich mit Recht zu strafen und zu züchtigen. Aber wollt'

ich auch dies alles unerwähnt lassen, so giebt mir das Kind, dessen Mutter Du bist, ein Recht auf Dich; denn ich bin sein Vater. Die Natur hat zwischen uns ein starkes Band gewoben, welches sich nicht so leichtsinnig und gewaltsam zerreißen läßt, wie Du wähnst. Der König wird die Mutter seines Kindes zu ehren wissen und ihr Achtung verschaffen vor seinen Soldaten."

„Verschaffst Du sie mir auch vor mir selbst?" weinte Margaretha. „O Gustav, nicht reicht die Macht Deines Königthums, mir zu ersetzen, was ich verlor. Doch ich selbst habe den Schatz meines Lebens leichtsinnig verscherzt; Du bist ja nicht sein Räuber, Dich spreche ich frei von Schuld."

„Du bleibst in meiner Nähe. Ich werde für Dein ferneres Schicksal Sorge tragen, und wahrlich! es soll kein lichtloses sein. Was würde endlich Dein Vater sagen, wenn er zurückgekehrt, seine Tochter nicht mehr fände? würde er sie nicht von mir verlangen?"

„Ihm geschähe nur recht. Ein Vater, der sein Kind um schnödes Gold verkauft, darf sich nicht wundern, wenn es davon läuft."

„Margaretha, Du darfst keinen übereilten Schritt thun. Ich verspreche Dir, selbst Deine schickliche Entfernu ngbald anzuordnen. Du sollst in einigen Wochen nach Schweden übergesetzt, auf eins meiner Schlösser gebracht und dort wohl bedient werden. Kann Dich dies Versprechen meiner Liebe beruhigen? Bin ich Dir denn so gar nichts mehr, daß Du mir ferner nicht den mindesten Antheil an Deinem Schicksal gönnen willst?"

Sie fiel ihm laut weinend in die Arme und rief: „Ich bleibe!"

Gustav hielt die süße Last einen Augenblick umfaßt, seufzte tief auf und führte das angegriffene Mädchen auf das Ruhebett. Dann wandte er sich zu dem bis jetzt regungslos gebliebenen Tycho Lilie.

„Du siehst, redlicher Kumpan, daß Deine Hülfe und Gesellschaft hier überflüssig sind. Du wirst mir den Gefallen thun, und allein nach Schweden reisen. Du kannst auch nun warten, bis der Tag anbricht.“

„Verzeihung!“ stammelte der Goldschmied mit Herzensangst.

„Ei, glaubst Du, ich wüßte ritterliche Tugend nicht besser zu schätzen, als daß ich auf ihre Ausübung zürnte? Du hast einer Dame Deinen Schutz nicht entzogen, die desselben werth war; Du hast redlich und verschwiegen an ihr gehandelt, und das ist brav. Es soll Dir auch ferner meine Zufriedenheit nicht entgehen.“

Tycho beurlaubte sich, froh, also mit Ehren von diesem schlimmen Handel gekommen zu sein. Der erste Sonnenstrahl des folgenden Morgens fand ihn schon auf dem Wege nach Narva.

Man wollte von jenem Tage an einen besondern Ernst an dem König bemerken; und wenn er auch der Lebenslust seiner Krieger keinen Zaum anlegte, so sah man ihn doch selten ihren Festen beiwohnen, und wenn er es that, verhielt er sich nicht lange und vermied jedes rauschende Vergnügen. Oefter sah man ihn dagegen in Margarethens Gesellschaft, bis diese plötzlich aus dem Lager verschwunden war. Da man sich aber schon vorher in die Ohren gesagt, in welchen Umständen die Holländerin sei, so wußten die Altklugen und Vielwissenden, die sich überall um alles zu bekümmern pflegen, woran sie waren.

Zu derselben Zeit erhielt der König Briefe aus

Stockholm von seiner Mutter, vom Reichskanzler Oxenstierna und vom alten Generalissimus Pontus de la Gardie. Die Erstere schrieb, daß sich die Gräfin Brahe jetzt glücklich fühle; daß der alte de la Gardie erkrankt sei und sich sehr nach seinem Sohne sehne; dieser bat in seinem eigenhändigen Briefe den König dringend, seinen Sohn Jakob, der schon lange vom Vaterland entfernt sei und schon mehrmal um die Rückkehr gebeten habe, zu entlassen und nach Stockholm zurück zu schicken, damit seine Arme ihn noch umfangen und segnen könnten, bevor sein altermüdes Haupt zur Grube fahre. Oxenstierna berichtete, daß er weit um sich greifenden jesuitisch-polnischen Umtrieben auf der Spur sei und vermuthe, daß die Verbindung eine große Ausdehnung habe, vielleicht eine größere, als nach des Königs siegreicher Laufbahn und den Segnungen, die er über Schweden gebracht, anzunehmen sei. Es thäte daher Noth, daß Stockholm während des Königs Abwesenheit, diese möge nun so lange dauern, als sie wolle, einen tüchtigen Mann zum Statthalter erhalte, der als ein tapferer und gerechter Ritter bekannt, zugleich die Liebe des Volks genösse und also durch sein persönliches Ansehn und die Furcht vor der Schärfe seines Schwertes die Schleicher und Finsterlinge in Zaum und Ruhe hielte. Da er nun vernommen, daß der ruhmgekrönte Jakob de la Gardie von des Königs Gnade, auf Bitten des alten Feldherrn, wahrscheinlich entlassen und nach Stockholm zurückkehren werde, so sei dies gerade der zu diesem Posten berufene Mann, theils Stadt und Land durch all seine herrlichen Eigenschaften zu beruhigen und zu beschützen, theils ihn selbst durch solchen Posten für seine großen Siege und der schwed'schen Krone geleisteten Dienste

zu ehren. Selbst der alte kränkelnde Vater werde sich sehr dadurch geehrt fühlen. Er erlaube sich daher, den ritterlichen Jakob de la Gardie zum Thronwächter vorzuschlagen.

Am andern Tage erschienen der Herzog von Lauenburg und der Oberfeldherr de la Gardie beim Könige und baten um des Letztern Entlassung. Beide hatten deshalb Briefe von Stockholm erhalten. In ehrenvollen Ausdrücken erfüllte der König den schon verschiedene Male ausgesprochenen Wunsch seines getreuen Generals, und dieser legte den lorbeerumwundenen Kommandostab zu seines Königs Füßen. Gustav hob ihn auf und stellte ihm denselben als Statthalter von Stockholm zurück. Der freudig überraschte Feldherr küßte dankbar des Königs Hand, indem er den Stab wieder annahm. Versehen mit allen nöthigen Instrumenten zum Antritt seiner neuen Macht, verließ de la Gardie das Lager, nachdem er feierlich vom Heere Abschied genommen und den Offizieren desselben ein großes Banket gegeben hatte. An seiner Statt wurde der General Ebert Horn, ein eben so großer Soldat als Staatsmann, und de la Gardie's innigster Freund und Waffenbruder, zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt. Bald darauf zeigte es sich auch, daß der Krieg wieder von Neuem beginnen würde. Die Forderungen des Königs von Schweden waren ungeheuer, und die Russen trotzig auf die Macht ihres neuen Zaars. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die unter schwedischer Botmäßigkeit stehenden Nowgoroder neigten sich heimlich zu den Russen. Der König drohte die Stadt Pleskow einzuschließen, und als diese Drohung nichts fruchtete, begannen die Feindseligkeiten von schwedischer Seite. Dies geschah im Spätherbst dieses Jahrs.

Durch diese Vorfälle wurde der König nur um so fester an sein Heer gebunden. Wenn Schwedens Sache ihn in die Schranken rief, fragte er sein Herz nicht um seine eigene.

19.

Schwerer Hofdienst.

Die Harfe war Ebba's einzige Trösterin; sie weinte ja mit ihr, sie klagte mit ihr, sie lieh dem tiefen Schmerz der Gebeugten bezeichnende Töne. Theilnahmlos an der Erde Thun und Treiben hatte sie sich recht in die stille Kammer ihres Herzens zurückgezogen; dort flüsterte es so wehmüthig bang, so schmerzenssüß, wie eine Quelle im einsamen Hain; es war der verborgene Thränenquell.

Wenn sie sich nun recht ausgesungen und ausgeweint hatte, dann ging sie zur Königin, ihren Dienst zu versehen. Dieser fesselte sie, halbe Tage lang, harte schwere Stunden an die ihr feindlich gesinnte Frau, die sich denn auch wenig Mühe gab, ihr den tiefen Groll ihrer Seele zu verbergen. Da mußte sie im heißen Feuer des Hasses stehen, die himmlische Dulderin, aber sie ertrug die giftigen Pfeile, die auf ihr Herz abgeschleudert wurden, und keine Klage, nur zuweilen ein fieberhaftes Zucken um ihren schönen bleichen Mund, verrieth ihre grimmen Schmerzen.

An einem Morgen, wo sich Ebba besonders schwermüthig fühlte und stumm neben der Königin saß,

wurde der Hauptmann Gyllenhielm als Botschafter des Herzogs von Lauenburg gemeldet und, auf Befehl der Königin, herein geführt. Ebba erschrack bei Nennung des Namens; sie erbleichte beim Anblick des Mannes.

Die Königin empfing den Hauptmann mit herablassender Freundlichkeit und dankte ihm für die Ueberbringung der Nachrichten von ihrem geliebten Vetter. Sobald diese Angelegenheit besprochen war, ging Christine sogleich auf ihren Sohn über, indem sie fragte, wie sich der König befinde.

„Seine Majestät genießt des erwünschtesten Wohlseins. Nach den glänzendsten Siegen über die Feinde ist die schwedische Sache, mit der es früher schlimm stand, gar wohl bestellt, und während dem Waffenstillstand und den angeknüpften Friedensunterhandlungen hat seine Majestät Zeit und Muße genug, sich den Freuden zu überlassen, zu welchen Jugend, Schönheit, Muth und Tapferkeit Höchstdieselben berechtigen. Auch Mars, der schöne Kriegsgott, pflegte von seinen Mühen in den Armen der Frau Venus auszurasten.“

„Ah! ich verstehe. Ihr meint die reizende Holländerin, Ihr habt so unrecht nicht, sie mit der Venus zu vergleichen. Schon oft habe ich davon gehört, wie meines Sohnes flatterhaftes Herz von Margarethens Reizen bestochen, ihre Sprödigkeit zu besiegen gewußt hat. Ich fürchte die Fesseln werden nicht von Dauer sein.“

„Man behauptet, Margaretha werde dem König ein dauerndes Interesse abgewinnen. Auch ist er ihr in der That mehr ergeben, als man von einem so kriegerischen und jugendlichen Monarchen erwartet. Jede freie Stunde bringt er bei ihr zu.“

„Sollte diese Anhänglichkeit nicht noch einen andern

Grund haben? Ihr lächelt. Sicherlich wißt Ihr mehr als Ihr mir sagen wollt. Wir sprechen als Freunde zusammen und Ihr dürft mir alles vertrauen. Sollte vielleicht der Umgang des Königs und Margaretha Kabeljau's vertrauter gewesen sein, als ich bis jetzt glauben durfte?"

„Da Ew. Majestät selbst auf diese Vermuthung kommt, so darf ich die Bestätigung nicht länger zurückhalten. Man sagt allgemein, daß Margaretha gesegneten Leibes sei, und die Freude des ganzen Heeres über diesen Umstand kennt keine Grenzen."

„Fürwahr man könnte sich einen würdigeren Gegenstand für die Freude wählen, als den Leichtsinn des Königs. Es muß ja jeder Jungfrau bangen, ihm zu gefallen, wenn er der Tugend und Sittsamkeit also vergißt und auf Wegen wandelt, die weder Gott noch den Menschen gefallen. Ich werde mich genau nach dieser Sache erkundigen, und wird sie höhern Orts bestätigt, dem Könige meine Ansicht darüber nicht verhehlen."

Der Hauptmann wurde entlassen und entfernte sich mit einem schadenfrohen Blick auf die todtenblasse Ebba.

„Ihr hört nun das Schlimmste, welches alle die frühern Gerüchte, die uns Offiziere und Beamte aus dem Lager über des Königs tadelnswerthen Umgang mit der Holländerin bestätigt. Mein Herz blutet selbst bei diesen Nachrichten; aber kann ich, darf ich den Sohn entschuldigen? Er hat auch Euer Herz schwer verwundet. Und wenn er die Treue eines ganzen Volkes mit Recht verdient, die Liebe eines unschuldigen Mädchens verdient er nicht, weil er sie nicht zu schätzen weiß. Bedenkt Euere Ehre und die Eueres Hauses, die wahrlich gekränkt ist, so lange

man Euch die Königsbraut nennt. Der Name könnte Euch bald zum Spott werden. Darum weißt einen Jüngling, der Euer würdig um Euch wirbt, nicht zurück! Schenkt Euere Hand einem edlen Manne!"

Ebba fiel schluchzend der Königin zu Füßen, erfaßte ihre Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen.

„Steht auf, Gräfin!" sagte Christine scheinbar gerührt. „Ich liebe Euch zu sehr, um Euch nicht jeden Wunsch — so bald mir's nur möglich — zu gewähren. Euer Schicksal macht mich besorgt, und ich kann wahrlich den König nicht darum loben, daß er Euch zum Spielball seines Leichtsinns, ja vielleicht gar seines Scherzes gemacht hat."

„Nein!" rief Ebba betheuernd, „das that er nicht. Die Sonne seiner Gunst konnte ihre Strahlen von mir wenden, und sie hat wohl daran gethan; aber als sie mir ihr Licht schenkte, war es kein falscher Schein. Mein Schmerz ist, daß Ew. Majestät großen Kummer leidet um des Königs Fehl; aber beruhigt Euch! eine Wolke kann auf kurze Zeit den Glanz der Sonne verfinstern, doch die Allgewalt ihres Lichts zerstreut bald das dichteste Gewölk. So wird auch er rein und glanzvoll zu Euerer Wonne hervorgehen. Ich habe ja nie die Schüchternheit meiner Wünsche bis zum irdischen Besitz des Königs erhoben. Glaubt das nicht! Und so bedarf ich zu meinem Glücke auch nur Euere Gunst, erhabene Mutter und Beschützerin. Entzieht mir diese nicht, und Ebba Brahe hat keinen Wunsch mehr."

Die Königin war von dieser unerwarteten Demüthigung betroffen. „Aber Ihr werdet doch als Ehegattin einem Ritter unseres Landes angehören wollen?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Wollen? Nein! ich will Gott und mir allein angehören. Ich könnte keinen Mann beglücken.“

„Bedenkt Euer Bestes! Ueberlegt Euchs wohl!“ Die Königin entfernte sich; denn es war ihr unmöglich, ihre wahre Natur länger zu verbergen.

„Wär' es denn wahr,“ jammerte Ebba allein, „daß Gustav untergegangen wäre in gemeiner Sinnenlust, in niedriger Leidenschaft? O weh dann der stolzen Königseiche, die ihre Wipfel weit im blauen Himmelsraume ausbreitete, weh ihr, daß ein tödtlicher Wurm an ihrer Wurzel nagt. Das ist auch mein Tod, der Tod der schwachen Epheupflanze, die sich an der starken Eiche empor rankte und von ihr Nahrung und Stütze erhielt.“

In düsterm Kummer verlebte sie diesen Tag. Als aber der Abendstern aufging, da ging auch ihr wieder Muth und Glauben an Gustavs besseres Selbst in der Seele auf. Und damit sie recht darin bestärkt werden sollte, wurde ihr der Offizier Tycho Lilie gemeldet und brachte ihr des Königs Brief und Grüße. Hastig riß sie das Schreiben auf, nicht etwa um neue Liebesbetheuerungen darin zu finden — sie hatte es ja seit dem Besuch beim Astrologen aufgegeben, jemals Gustavs Gemahlin zu werden — sondern sich zu überzeugen, daß er noch der reine Abendstern sei, das leuchtende Bild ihrer Seele, nicht herabgezogen in den Schlamm der Gemeinheit. Und sie fand, was sie suchte. Gustav schüttete seine volle Seele in die ihrige aus. Sie ward ruhig. Das war Gustav noch, das der große König, ihr hohes Ideal, und neues Glück zog jubelnd in ihre Seele ein. Es kam kein Wunsch nach seinem Besitz in ihren Sinn; sie war ja selig, ihn gerettet zu sehen.

Nun wandte sie sich an den treuherzigen Boten,

und fragte ihn aus über des Königs Verhältniß zu Margaretha Kabeljau. Tycho Lilie, nicht fähig, in jener nächtlichen Unterredung des Königs und Margarethens in Nowgorod, deren zufälliger Zeuge er gewesen war, den achtungswerthen Geist der Holländerin würdig genug zu fassen, auch von Besorgniß um Ebba und Wahrheitsliebe hin- und hergerissen und beängstigt, bestätigte leider mit jeder abgerissenen und verlegen hervorgestammelten Antwort die Gerüchte und Aussagen des Hauptmanns Gyllenhielm. Ebba wurde an sich und dem Könige irre; ihr Herz durchstürmten namenlose Qualen. Thränen hatte sie in den nächsten Tagen gar nicht; sie lebte in einer dumpfen, gräßlichen Verzweiflung. Oft dunkelte es vor ihren Augen, es war ihr, als müsse sie sterben in dem ungeheuern Kampfe. In der Nacht fuhr sie schreiend auf; Ungeheuer drohten im Traume, sie zu verschlingen, und ihre Frauen waren besorgt um ihre Gesundheit. Sie selbst wünschte nichts sehnlicher als den Tod. Sie mußte mehre Tage das Bett hüten, und nun in der Einsamkeit löste sich ihr starrer Schmerz in Thränenströme auf. Ach nun weinte sie Tag und Nacht! Ihre gebeugte Seele vermochte sich nicht wieder empor zum neuen Glauben an den König zu ringen. Aber damit waren ihre Prüfungen noch nicht vorüber. Noch lag sie auf dem Krankenbette, als ihr die Nachricht hinterbracht wurde, der Oberfeldher Jacob de la Gardie sei als Statthalter von Stockholm angekommen und habe der Königin bereits seine Aufwartung gemacht. Ihre Seele wurde dadurch von einem unerklärlichen Bangen erfüllt. Noch denselben Abend kam die Königin zu ihr, dem Anscheine nach, ihr einen Besuch zu machen, der Wahrheit nach, um ihr anzukündigen, daß der Mann end-

lich da sei, welchen Ebba ferner Herr und Gemahl nennen solle. Die Gräfin konnte vor Schreck nichts erwidern, und die Königin verließ sie. Sie durchwachte die schrecklichste Nacht ihres Lebens. Mit dem Morgen kam ihr Kraft. Sie beschloß sich zu weigern. Bei Hofleuten und Frauen der Königin, die sie auszuhorchen kamen, sprach sie ihre Weigerung furchtlos aus. Vergeblich stellte man ihr vor, welche große Beleidigung es für den Grafen de la Gardie sein würde, seine Bewerbung um ihre Hand zurückgewiesen zu sehen; da trat die Königin ein und drohte mit ihrem Zorn. Ebba sank ihr wieder zu Füßen lautlos aber todtbereit. Da fiel ihr Gustavs oft wiederholte Mahnung ein, bei Leibe nicht seine Mutter zu erzürnen und ihr in keinerlei Wege zu mißfallen. Und halb ohnmächtig stammelte sie: „Ich will thun nach Euerer Majestät Willen.“ Die Königin rauschte von dannen; Ebba raffte sich auf und schrieb in der furchtbaren Verzweiflung ihres Herzens einen Brief an den König. Sie schickte nach Lilie; er hatte Stockholm wieder verlassen. Da entsandte sie einen ihrer Diener. Ach! der Brief kam nicht in des Königs Hand.

20.

Schmerzenreiche Verlobung.

Am andern Tage war große Cour zum feierlichen Empfang des neuen Statthalters bei Hofe. Der Adel der Hauptstadt, die Großwürdenträger des Reichs mit

ihren Familien, die Blüthe der in Schweden zurückgebliebenen Ritterschaft drängte in Galla zu dem Feste. Es waren besondere Feierlichkeiten zur öffentlichen Audienz veranstaltet; die sonst geizige Königin scheuete keine Kosten, den Statthalter glänzend zu en.pfangen. Sie hatte sich im Kursaal einen Thron decoriren lassen. Darauf saß sie im vollen königlichen Ornate. Zu ihrer Rechten hatte der Herzog von Södermannland seinen erhöhten Sitz, zu ihrer Linken ebenfalls auf einem hohen Sessel saß Ebba Brahe. Sonderbare Auszeichnung vor dem ganzen Hofe! Christine erkannte die Gräfin also gewissermaßen durch diesen Platz als ihre Tochter, und fast schien es auch als künftige Königin an, denn sie war auf Christinens Befehl mit einer Pracht beladen, welche der, womit die Königin sich angeschmückt hatte, fast gleich kam. Stumm und bleich saß sie da mit zu Boden gehefteten Augen, die vom anhaltenden Weinen noch roth und trübe waren. Der Lärm des Festes ging an ihr vorüber ohne mehr als ihr Ohr zu rühren. Der schwere Kummer ihrer Seele und die düstre Ahnung eines noch schlimmern Geschicks umhüllte alle Gegenstände um sie in die aschgraue Farbe der Gleichgültigkeit.

Der Statthalter erschien mit einem zahlreichen Gefolge. Er war mit allen Insignien seiner hohen Würde bekleidet, ein schöner einnehmender Mann. Er überreichte der Königin sein Bestallungsdekret und wurde zum Handkuß zugelassen. Drauf stand Christine auf, ihn in gewählten Ausdrücken willkommen zu heißen. „Ihr habt Euch um Schweden unsterbliche Verdienste erworben,“ sprach sie, „der König und sein Land sind Euch ewigen Dank schuldig und das Theuerste ist kaum kostbar genug, Euch einen Beweis

der Erkenntlichkeit zu geben, die König und Volk Euch zollen. Dem Besten soll das Beste sein, dem Würdigsten das Theuerste, und der Mühe und dem Verdienste sei der Lohn angemessen. Der König hat in seiner Gnade mir Euere würdige Belohnung überlassen, Graf de la Gardie, er hat mir die hohe Freude vergönnt, die kostbarste Perle aus seiner eignen Krone zu nehmen, und sie Euch darzureichen, großer Sohn eines großen Vaters, damit sie Euerem Verdienste zur Krone werde." Und sie führte ihn zur Gräfin Brahe, sprechend: „Ganz Schweden hat nichts Kostbareres, als diese reizende Tochter des ruhm- und glanzvollen Hauses Brahe. Sie ist die Perle, womit Euch der König lohnen will. Ich nehme sie aus seiner eignen Krone. Verfügt Euch nach Schloß Rosenberg, Ritter, und werbt beim Grafen Brahe um die Hand dieser Huldin, sie wird Euch nicht entgehen, die Gunst der Gräfin selbst besitzt ihr schon; denn sie sprach stets mit Begeisterung von Eueren Thaten. Ich gebe Euch meinen Segen, Gräfin Ebba, als Euere Pflegemutter und Erzieherin. Graf de la Gardie ist der Mann nach meinem Sinn für meine geliebte Ebba."

Ebba stand vernichtet. Das Grab ihrer Lebensfreuden that sich vor ihr auf. Sie schritt gefaßt hinein. Ohne zu murren warf sie sich im Angesicht des staunenden Hofes vor der Königin nieder, küßte die Hand derselben und dankte ihr für ihre Huld und mütterlichen Segen. Dann wandte sie sich zu dem höchlichst überraschten de la Gardie, der ihr die Hand bot, und sprach mit Würde: „Ohne Zustimmung meines Vaters kann ich mein Wort nicht geben. Ist es Euch Ernst mit Euerem Gewerb, Herr Ritter, so werdet Ihr den Weg nach Schloß Rosenberg nicht

scheuen. Ich werde mit Erlaubniß Ihrer Majestät morgen dorthin reisen."

„Sie ist Euch hiermit ertheilt, und der Graf wird Euch begleiten," sprach Christine, sehr befriedigt, daß der Plan bis dahin so gut durchgeführt war. Mit Leichtigkeit wandte sie sich zu den staunenden Hofleuten und ordnete heitern Angesichts den glänzenden Fortgang des Festes an. Ebba mußte sich bald entfernen und weinte bis zum andern Morgen heiße Schmerzensthränen. Denn nun war es aus mit ihr für dieses Leben, das sah sie ein; ihre Blüthen hatte der gräßlichste Frost alle verdorben; sie konnten nun keine Früchte tragen. Aber mehr noch als dies schmerzte es sie, daß der König nun dennoch irre an ihr werden müßte; denn sie hielt es unter ihrer Würde, sich vor ihm zu rechtfertigen oder gar seine von ihm so hoch verehrte Mutter der Schlangenlist anzuklagen. Mit Wehmuth nahm sie Abschied vom Morgenstern, er durfte ihr ja fortan nicht mehr leuchten.

Schon den ganzen Sommer über hatte die Königin Christine Einen um den Andern ihrer Vertrauten nach Schloß Rosenberg gesandt, die anscheinend nur der Zufall dahin geführt, oder die Absicht dem kranken Grafen einen Besuch zu machen. Es war natürlich, daß das Gespräch auf den polnisch-russischen Krieg kam — denn was hätte dem patriotischen Schweden näher gelegen — und die Herren entblödeten sich nicht, den König als einen Mann zu schildern, der seine Tage in Unzucht und sinnlicher Lust vergeude. Als diese Gerüchte nun in immer lautern und zahlreichern Stimmen auf Rosenberg drangen, da maß ihnen der alte griesgrämliche Graf Magnus endlich vollen Glauben bei, und sein Herz kehrte sich ab vom Könige. Aber nun entstand auch in seinem innersten

Leben ein tiefes Weh, der Schmerz über den Verlust der Ehre seines Hauses. Hatte nicht sein einziges Kind als Königsbraut gegolten im ganzen Lande, war Ebba als solche nicht von tausend und tausend Lippen gefeiert worden? Vertrug es sich aber mit seiner Ehre, daß sie die Geliebte eines so sittenlosen Königs sei? Wer schützte ihn vor der Schmach, daß Ebba vom König zurückgesetzt und verhöhnt werde? Und selbst im günstigsten Falle, wenn sie Königin wurde, war nicht auch das noch Schande, den Anschein zu haben, als habe sie sich einem so verschrieenen König aufgedrängt? Und wie lange konnte bei des Königs zügelloser Sinnlichkeit dies Verhältniß bestehen? Würde Gustav sich nicht bald, vermöge seiner unbeschränkten Macht, einer so tugendhaften Gattin zu entledigen suchen, wie Ebba zu werden versprach? Es war immer besser, sie wurde es nie. Aber dann lastete ja noch Schlimmeres auf ihr. Konnte ein Brahe dulden, daß seine Tochter eines Königs Braut gewesen und nicht auch dessen Gattin geworden sei? Diese Gedanken waren grimme Wühler in des Greises alter mürber Brust. Und endlich war ja der stille Wunsch, sein einziges Kind auf Schwedens Thron und den Glanz seines Hauses, gleichsam durch den Schlußstein desselben, bis zur Königssonnenpracht gesteigert zu sehen, das weiche nahrhafte Oel gewesen, welches der spärlichen Flamme seines Lebens noch Dauer versprochen hatte. War doch der stolze Greis mit diesem stummen Gedanken schlafen gegangen und aufgestanden, er hatte sein Mahl gewürzt und seine Träume verherrlicht. Und nun sah er diese still genährten Lieblingswünsche, diese letzten Lebenshoffnungen seines Alters, wie traurige Nebelgestalten zerrinnen; trostlos stand er am Grabe seiner Hoffnungen und

an seinem eignen. Sein körperlicher Zustand wurde bedenklicher; der Arzt hatte sich gescheut, die traurige Kunde an Ebba gelangen zu lassen, daß ihr Vater seiner Auflösung mit starken Schritten entgegen gehe.

Graf Magnus lag unmuthig auf seinem Siechbette; er hatte einen einzigen Gesellschafter und der war führwar kein freundlicher, erheiternder; es war sein Gram. Da traten Boten der Königin ein und meldeten, daß der von Liefland mit großem Ruhm heimgekehrte und vom König zum Statthalter von Stockholm ernannte Graf Jakob de la Gardie bei der Königin um die Gräfin Ebba Brahe geworben habe und von Christinen an den Vater der Gräfin gewiesen worden sei; de la Gardie werde bald auf Rosenberg anlangen und die Königin hoffe dem Willen des Grafen Magnus Brahe gemäß gehandelt zu haben, wenn sie dem um Schweden so hoch verdienten Feldherrn Hoffnungen gegeben.

Das war für den siechen Greis der Todesstoß. Vielleicht hatte er in manchen Stunden noch an des Königs Ritterlichkeit geglaubt, vielleicht war zuweilen noch ein Lichtstrahl in die öde Nacht seiner Seelenqual gefallen, er hatte wohl dann und wann das stromabwärts treibende Schiff seiner Hoffnungen noch an einem schwachen Faden am Ufer gehalten; aber mit dieser Kunde war Alles vorüber. Ein heftiges Fieber stellte sich ein, und der von Upsala herbeigerufene Arzt verkündete der erschrockenen Dienerschaft, daß dies der letzte Tag ihres Herrn sei, und gab Befehl, die junge Gräfin eilig von Stockholm herbeizuholen.

Aber kaum war der Bote abgegangen, als Ebba in Begleitung de la Gardie's auf Rosenberg ankam. Ein stiller unheilverkündender Einzug! Auf allen

Gesichtern nichts als Schrecken, Schmerz, Bestürzung, Betrübniß, und die Braut mit ihrem Gram, der Freier mit seiner Verlegenheit. Als aber erst der Arzt ihr meldete, daß der Vater nur noch Stunden zu leben habe, da stand die Aermste regungslos, wie ein vom Blitz entblätterter und entasteter Baum. Sie wunderte sich selbst, daß sie das alles noch zu ertragen vermöge und nicht selbst todt zusammenbreche unter der Last des Ungeheuern. Erst nach einigen Augenblicken konnte sie sich fassen; und nun strömte ein Gefühl mächtig in ihre Seele und erfüllte sie ganz, die Kindesliebe. Durch Entfernung und die Kälte des Hoflebens, auch wohl durch den zeremoniellen Stolz und die von wichtigen Geschäften in Anspruch genommene Thätigkeit ihres Vaters bis jetzt immer so zurückgehalten, daß Ebba nie einen lauten Ausbruch dieses natürlichen Gefühls gewagt hatte, brach es nun in diesem Augenblicke gewaltsam hervor, gerufen von dem verzweifelten Gedanken, nun auch bald keinen Vater mehr zu haben und ganz allein zu stehen in der arglistigen Welt. Laut jammernd eilte sie in das Krankenzimmer, stürzte vor dem Bette auf die Knie und umfaßte die schwache Hand ihres Vaters. Es kam ein entsetzlicher Schrecken über sie, eine verzweifelte Angst, als habe sie ihren Vater nicht genug geliebt, und müsse das Versäumte noch nachholen und zusammendrängen in die letzten Sekunden seines Lebens, und nun verzweifelte sie mit neuen Schmerzen an der Möglichkeit. Das waren die Ausbrüche eines reinen jugendlichen Herzens. Magnus' altes in Formen erstarrtes Herz fühlte nicht mehr so; es dachte allein an die Ehre seines Hauses. Die hervorflammende Liebe seiner Tochter war dem sterbenden Grafen nicht angenehm. Er hob die kalte Hand empor,

legte sie auf der weinenden Tochter Haupt und sprach ernst und feierlich: „Rette unsre Ehre! Vergiß den König! Sei würdig des Namens, den Du trägst!" Den eben in das Zimmer tretenden de la Gardie winkte er herbei und sprach; „Ich weiß schon Alles. Gebt mir Euere Hand, Graf!"

Der Statthalter erbleichte. Denn bis jetzt hatte er noch still gehofft, der alte Brahe werde das schnöde Band, welches die Königin so schlau gewoben, zerreißen. Er reichte dem Sterbenden die Hand, dieser faßte auch die der Tochter und vermählte zwei Herzen, die sich nicht kannten, nicht liebten, seinen kalten, unfruchtbaren Segen über sie hin murmelnd. Ebba hatte keine Wahl; auch de la Gardie nicht. Beide wußten, welch' tödtlichen Schmerz sie dem geliebten Könige bereiteten — denn der Feldherr kannte die reine Liebe Gustavs besser, als jeder Andere — aber die traurige Macht der Verhältnisse verlangte tyrannisch das Opfer. Und zitternd, daß er eher sterben möchte, eh das Band zwischen dem Brautpaar für dies Leben fest geknüpft sei, befahl Magnus, den Pfarrer Pelargus herbeizuholen. De la Gardie durfte dem Greise nicht widersprechen, dem der Tod schon auf den Lippen saß. Ebba kniete neben dem sterbenden Mann und vielleicht zum erstenmal blickte er auf die Tochter mit Zärtlichkeit — es war auch das letztemal und geschah mit brechendem Auge. Ebba faßte sich in ihrem Schmerze; ihre Hand ruhte auf seinem erkaltenden Herzen. Der Pfarrer kam nicht so bald, als man vermuthet hatte; und der Graf fühlte sein Ende herannahen. Mit kaum noch verständlicher Stimme forderte er vom Brautpaar, daß es ihm in die starre Hand schwören solle, nach seinem Tode sich

nicht wieder zu trennen; denn nur dann könne er ruhig sterben.

Eine Stunde darauf war vom Grafen nur noch das vergängliche Theil übrig; er hatte in Ebba's Armen unter Pelargus' Sterbegebeten vollendet. Nun überließ sich die verlassene Tochter ihrem großen und heiligen Schmerze. Jetzt erst schien sie das Schreckliche ihrer Lage recht deutlich zu fühlen, jetzt sah sie ein, daß auch ihr kein Ausweg weiter übrig bleiben werde, als der versöhnende Tod. De la Gardie fühlte, daß jeder Trostversuch von seiner Seite matt und lästig erscheinen müsse und überließ deshalb dies traurige Geschäft dem würdigen Pfarrer. Er selbst wagte nicht, die Gräfin in ihrem Schmerze zu stören; so unschuldig er auch war, so warf er sich dennoch vor, gegen die falsche Königin zu nachgiebig gewesen zu sein, und durch diese unzeitige Schwäche Ebba's Leid bis zur Todesverzweiflung gesteigert zu haben. Durch diese Betrachtungen in die heftigste Unruhe versetzt, und unvermögend, zu einem festen Entschlusse zu kommen, glaubte er endlich darin eine Beruhigung zu finden, wenn er sein übervolles Herz vor dem greisen Pfarrer, dessen Wesen ihm Zutrauen einflößte, ausschüttete und den frommen Mann um guten Rath anspräche. Dies geschah. Pelargus war der Meinung, daß es zum Heil der Lebenden besser sei, dem Todten das gegebene Versprechen nicht zu halten, als durch pünktliche Erfüllung desselben drei Menschenherzen, unter denen ein Königsherz war, für dies Leben unglücklich zu machen. Der Pfarrer versprach selbst die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Mit diesem Bescheid ritt de la Gardie, ohne sich von der Gräfin beurlaubt zu haben, leichtern Herzens nach Stockholm, um alles aufzubieten, die

Schritte der Königin hinsichtlich seiner Verbindung mit Ebba rückgängig zu machen.

Als er vor die stolze Christine trat und ihr meldete, welch unheimliche Brautfahrt und welch schauerliches Verlöbniß er gehalten, da erbleichte die Triumphirende. Die feinste Intrigue läßt ihre Waffen sinken, verlassen von List und Muth, wenn sie unversehens damit an die Pforte des Jenseits schlägt. De la Gardie ersah ihre Verwirrung zu seinem Zwecke, und bat sie, den Schmerz der jungen Gräfin vorschützend, ein so übereilt geschlungenes Band wieder zu lösen. Christine war beinah froh über diesen Vorschlag, so sehr hatte sie de la Gardie's wohlgewählte Erzählung von Brahe's Tod erschreckt.

„Wie Euch beliebt, Graf," versetzte sie zitternd. Und um noch einen Schein für sich zu retten, setzte sie hinzu: „Mögt Ihr mit dem König darüber einig werden."

Zufrieden mit dieser Antwort eilte der Statthalter am andern Tage wieder nach Rosenberg, getragen von den Schwingen stiller Hoffnung, es werde sich jeder Mißton im Leben der holden Gräfin noch zu reiner Harmonie verkehren. Und so trat er mit gedämpfter Freude in das Trauergemach. Schwarze Gewänder, düstre Flöre umschlangen Ebba's marmorbleiche Schönheit. Der Glanz ihres Auges war erloschen; es hing nicht fragend an den Zügen des Grafen. Und als ihr der Statthalter der Königin Antwort mittheilte, zuckte kein Freudestrahl über ihr Gesicht, wohl aber der Krampf bittrer Wehmuth um die Lippen. Schweigend faßte sie de la Gardie's Hand, als er zögernd und muthlos geendet und führte ihn hinaus in die Halle, wo die Leiche lag. Sie hob den Schleier und deutete auf den Todten, spre-

chend: „Wollt Ihr diesem Euer ritterliches Wort nicht halten?" — Und nach einer entsetzlichen Pause fuhr sie fort: „Ich muß ihm mein kindliches Versprechen halten, und darum denkt nicht arg von mir, wenn ich Euch mit dem Angstruf des Sterbenden bitte, unsre Verbindung nicht wieder zu lösen. Zürnt mir auch nicht wegen dieser Zudringlichkeit, und glaubt, daß die Erfüllung des heiligen, meinem sterbenden Vater gegebenen Gelöbnisses die letzte Handlung meines Lebens ist, an der mein Herz Theil nimmt. Es liegt auch im Sterben. Noch ein paar Zuckungen und es ist todt. Ich bedaure Euch, Graf. Euere Jugend, Euere Thaten, Euer Edelsinn hätten ein besseres Loos verdient, als mit einer lebenden Leiche gepaart zu sein. Aber bin ich nur erst Euer Weib durch Priesters Segen, dann könnt Ihr Euch wieder von mir trennen: ich will Euch nicht darum zürnen. Oder noch besser, duldet ein paar Wochen und der Genius, der die reife Frucht pflückte, wird auch die kranke Blüthe brechen."

Der Graf reichte der schmerzenreichen Jungfrau die Hand. Er fühlte eine hohe Verehrung für sie, und gelobte sich im Stillen, sie als ein unantastbares Heiligthum zu halten.

„Glaubt mir, edles Fräulein," sprach er, „daß ich Euch mit der ungemessensten Hochachtung verehre und Euch jeden Augenblick zu beweisen bereit bin, daß mir auf Erden nichts theurer ist, als Ihr. Kann diese aufrichtige Versicherung Euch auch nur den mindesten Trost bereiten, könnte sie mir nur den leisesten Strahl Euerer Gunst zuwenden, dann wäre noch für uns Beide zu hoffen. Ich erwarte in aller Hinsicht Euere Befehle."

„Ihr seid ein edler Mann, und ich werde als

Euere Verlobte mich Euer würdig zu zeigen suchen. Vergönnt mir das Trauerjahr für meinen Vater. Vielleicht heilt in der Einsamkeit mein zerrissenes Herz und ich finde meine Ruhe wieder. Zieht mich deshalb nicht hinaus in die Welt. Ich will still auf Rosenberg verweilen. Nach einem Jahre vereinige uns die Hand des Priesters."

„So sei es auf mein ritterliches Ehrenwort!" versetzte der Graf.

Einige Tage nach de la Gardie's Rückkehr nach Stockholm wurde die Leiche des deutschen Baron Münnich aus dem Mälar-See gezogen. Der Herzog Karl Philipp behauptete, sein Freund und Führer sei bei einer Spazierfahrt verunglückt. Er selbst wurde von seiner Mutter mit den kostbarsten Geschenken überhäuft, und auch Erik Biörnsdal erfreute sich der ausgezeichnetsten Gunst der Königin.

21.

Des Königs Feinde.

Mit heftigen Schritten durchmaß der Maler de Change das Zimmer des Herzogs von Ostgothland. „Also Ihr wollt nicht?" fragte er heftig und mit giftblitzenden Augen den in einem Stuhl ruhig sitzenden Herzog. „Ihr wollt Euch nicht an die Spitze der Verschwörung stellen, wie Ihr mir früher hoch und theuer versprochen habt?"

„Nein!" versetzte der Herzog, „und Ihr werdet

mich wahrlich nicht dazu zwingen. Glaubt Ihr etwas Tüchtiges ausrichten zu können, wohlan! so thut's! Ich will Euch nicht daran hinderlich sein; aber ich will abwarten, wie die Sache läuft, und kein kluger Mann wird mir's verdenken. Ihr habt den Handel angestellt; ich habe mich nicht darum bekümmert. Jetzt verlangt Ihr, ich soll Euch auf Euer Wort hin glauben, es stehe Alles vortrefflich, es bedürfe nur meiner Person und das ganze Schwedenreich fiele uns zu; aber mit Euerer Erlaubniß oder nicht wage ich noch einige Zweifel in Euere Aussage zu setzen; denn es hat mir stets geschienen, als wärt Ihr eben kein sonderlicher Freund der Wahrheit. Nun werd' ich mich doch wahrlich nicht in die Löwenhaut stecken, die Ihr bis jetzt getragen. Stehen Euere Sachen gut, desto besser für Euch. Gewinnt Ihr den Handel in Stockholm, so ist's noch alle Tage Zeit, mich an die Spitze zu stellen. Damit Basta!"

„O diese unselige Unschlüssigkeit, dieser Wankelmuth werden Euch in's Verderben ziehen!" rief der Maler verzweifelt. „Wie ganz anders spracht Ihr doch verwichenen Winter und Frühjahr!"

„Jetzt beliebt es mir aber so zu sprechen!" lachte der Herzog und ging in das Nebenzimmer, wo ihn Lodoiska's weiche Arme umfingen.

Der Maler ballte die Faust und knirschte mit den Zähnen. „Nichtswürdiger Feigling, das soll Dir vergolten werden!" Dann traf er Anstalten zur Abreise. Nach einigen Stunden trat er in das Zimmer der Gräfin. „Und auch Ihr wollt mir, Euerm Könige und Euerer Kirche untreu werden?" fragte er scharf betont.

„Ich will Ihnen hier nur noch mehr dienen," versetzte sie befangen.

„Wohlan, so folgt mir! bleibt nicht eine Stunde länger bei diesem Schwächling an Körper und Seele. Wie? Ihr zaudert? Ihr wollt nicht? Ihr wagt es, einen eignen Willen zu haben?"

„Ich gab dem Herzog mein heiligstes Versprechen, ihn nicht zu verlassen," versetzte die Angstvolle dem zornigen Manne.

„Wem seid Ihr Pflichten schuldig? Wem habt Ihr Versprechen zu halten? Niemand als Gott. Und ihm und uns gabt ihr eher Euer Wort. Ihr habt keine menschlichen Rücksichten zu nehmen, sobald Euch die Kirche in Anspruch nimmt. Also noch einmal: folgt mir!"

„Nein! nein!" rief die Gräfin verzweifelt.

„Was weiter geschieht, ist Euere Schuld," sagte der Maler mit verhaltenem Ingrimme. „Die Kirche stößt Euch aus als einen Bastard und ich verfluch' Euch im Namen Gottes!" Wüthend schritt er von dannen. Die Gräfin sank von der furchtbaren Last dieser Worte getroffen in Ohnmacht. Als der Herzog davon benachrichtigt wurde, griff er nach seinem Stocke, um den Maler zu züchtigen, aber dieser war mit schnellen Pferden schon von dannen geeilt.

Am andern Tage ließ sich de Change bei der Herzogin Maria in Norköping anmelden. Mit kriechender Freundlichkeit begrüßte er die schwermüthige Fürstin."

„Mein Herz empört sich," redte er sie an, „wenn ich Euch, hohe Frau, hier einsam und verlassen sehen muß, nur mit Euerm Schmerze beschäftigt. O und wie bitter muß der Schmerz sein, den Euch eine Buh-

lerin bereitet, ein schändliches Weib, welches Euch das Herz Eures Gemahls stahl!"

„So ist es doch wahr," sprach Maria bestürzt, „was man mir gesagt hat, Johann lebt in Stockholm mit der schönen Polin?"

„In Stockholm? Da seid Ihr falsch berichtet. Auf Elmenstein, seinem Schlosse, schwelgt er mit ihr in seliger Abgeschlossenheit. Dort verlachen sie Euch und Euern Kummer."

Die Worte fuhren der stolzen Fürstin wie ein glühendes Eisen durch das Herz. Im wilden Angstschrei zuckte sie auf und rief: „Ha! so soll sie meine Rache übereilen, wie ein nächtliches Gewitter sorglose Schläfer." Nach einer halben Stunde jagte sie ohne eine Begleitung wie eine Furie auf einem Renner aus dem Schlosse.

„Wohl bekomm's!" lachte der Maler. Dann bestieg auch er sein Pferd und reisete weit in das Land, bis er auf dem Schlosse des Grafen Löwenhaup tanlangte.

„Endlich! endlich!" rief ihm der wilde Sten Löwenhaupt entgegen. „Wir sind fast an Euch verzweifelt. Wenn wir nun nicht eilen, so geht uns der Alte aus wie ein Licht."

„Ihr seid zu heftig! In solchen Dingen ist Geduld die größte Tugend."

„Ihr sprecht eben noch nicht erfreulich. Wie stehen unsre Sachen beim Herzog?"

„Schlecht. So lang ich dem Fuchs die Traube vorhielt, versprach er alles, ging auf alles ein; jetzt da er sich dran gesättigt hat, zieht er die Ruthe ein. Der Teufel hole alle Feiglinge! Er möchte wohl gern die gebratene Kastanie haben, aber er will sie nicht

aus dem Feuer holen. Wenn wir sie mit unsern Pfoten herausgelangt, dann will er sie verspeisen."

„Hab' ich's Euch nicht immer gesagt, wessen wir von dem bleichen Burschen gewärtig wären? Aber wart, Knabe, Dir soll die Kastanie nicht im Halse kratzen."

„Dieses unerwartete Zurücktreten des Herzogs zwingt uns, ohne weiteres loszubrechen; denn es ist ihm auch nicht zu trauen. Es kommt ihn eben so wenig drauf an, uns zu verrathen."

„Ei so eilen wir! eilen wir in's Teufels Namen! Der Alte wird mir wieder neues Leben gewinnen, wenn's losbricht."

„Ist Gyllenhielm noch nicht angekommen?"

„Auch auf diesen habe ich bis jetzt vergeblich gewartet. Euerm letzten Brief nach müßte er schon mehre Tage da sein. Es geht alles verzweifelt träge."

„Er schrieb mir von Stockholm aus und bestimmte den Tag seiner Abreise. Die Briefe Linsky's sandte er mir durch einen Eilboten nach Norköping. Wenn ihm nun ein Unfall zugestoßen, so hat er nichts bei sich, was uns gefährden könnte. Auch dürfen wir ihn noch erwarten. Wer weiß, welcher Zufall ihn aufgehalten hat."

„Nun kommt zu meinem Vater! Euer Anblick wird ihm etwas auf die Beine helfen."

„Was machen denn die beiden Bauernmädchen? Habt Ihr die Rieke vorbereitet, daß sie bald eine Frau ohne Priestersegen wird?"

„Dafür mag Gyllenhielm selbst sorgen. Ihr wißt, ich mache mir nicht viel aus Weibern, am wenigsten aus andern Manns Eigenthum. Was ich bedarf, müssen meine Bauern liefern. Aber ein gutes Hut- und Wachtgeld haben wir an den beiden Bestien

verdient. Mit solch einem Auftrag dürft Ihr mir nicht zum zweiten Mal kommen. Wenn ich nicht so gewiß gewußt hätte, daß dem Gyllenhielm viel an der Redenden und Euch viel an der Stummen gelegen hätte, ich hätte sie laufen lassen."

„Was haben sie denn so Arges vollbracht, daß sie sich Euere Ungnade in so hohem Grade zugezogen haben?"

„Hab' ich nicht zwei meiner Bauern ihretwegen erschießen lassen? Ein Dritter sitz taus derselben Ursache noch in der grauen Kammer. Sie hatten die Wache bei dem schlauen Weibsvolk und die kleine stumme Canaille entwischte bei jedem ein Mal, das erste Mal in's Dorf und dort hat sie, der Schwarze mag wissen wie? den Bauern die ganze Geschichte ihrer Gefangenschaft verrathen; der dümmste Hund hat ihre Geberden verstanden, so deutlich hat sie's gemacht. Ich habe übrigens Befehl gegeben, wer davon spricht, wird erschossen. Wir ließen ihr nachsetzen, und erwischten sie; aber Niemand weiß zur Stunde, wie sie aus dem Schlosse gekommen ist. Das zweite Mal hatte sich der Wächter betrunken; das kleine Aas war wie ein Aal zum Thor hinausgeschlüpft. Unten am Walde begegnet ihr einer unsrer Knechte zu Pferde. Kaum erblickt sie ihn, so nimmt sie Reißaus in den Wald in's dickste Gebüsch, wohin er mit dem Pferde nicht nachkam. Er hatte aber einen Hund bei sich; den hetzte er nach. Der Hund erwischt sie auch wirklich und reißt ihr, da sie nicht stehen will, ein Stück aus der Wade. Ich ließ ihr einige gutgemeinte Schläge aufzählen, das half aber nichts; denn eines Morgens war sie wieder fort. Sie konnte noch nicht aus dem Schlosse sein; das Thor war noch nicht aufgegangen, als sie

vermißt wurde. Ich ließ alles durchsuchen, man fand sie nicht. Am Abend findet sie eine Magd im Taubenhause, wohin sie mit Lebensgefahr geklettert war. Es wird mir alle Mal unheimlich, wenn ich die Kröte sehe."

Der Maler lachte und tröstete den wilden Grafen, daß er die Mädchen nicht länger mehr zu hüten haben solle. Beide stiegen hinauf in die Klause, worin der alte Graf Löwenhaupt den Augen der Menschen verborgen war.

„Macht bald, Pater, daß ich frische Luft trinke und ungehindert auf der Schwedenerde umherziehe, oder es ist aus mit mir," sprach Axel Löwenhaupt zum Maler.

„Ich bin deßhalb hier," versetzte de Change. „Schickt Euere Boten an die verbündeten Edelleute in dieser Provinz aus, damit sie hierherkommen und sich mit uns berathen. Wir wollen den Tag des Ausbruchs bestimmen und ihn den entfernten Bundesgenossen melden lassen."

„Wohlan! Wohlauf! So sei es!" jubelte der rachgierige Greis.

Die Boten wurden ausgesandt, und am dritten Tage kamen mehr denn zwanzig Edelleute auf das Schloß. Denselben Tag langte auch der Hauptmann Gyllenhielm an und wurde von den Versammelten mit Jubel empfangen. Nachdem er Alle begrüßt und ihnen Nachricht vom Stande ihrer Angelegenheit in Liefland gegeben hatte, stattete er der schönen Geraubten einen Besuch ab, um sie mit ihrem künftigen Schicksal bekannt zu machen.

22.

Die beiden Schwestern.

Rieke hatte viel von der Frische ihrer Farbe verloren. Gram und Sehnsucht und die ungewohnte Stubenluft hatten an der Blüthe ihrer Gesundheit genagt. Als Gyllenhielm hereintrat, warf sie ihm einen verächtlichen Blick zu; Christine aber sprang auf, rannte wie wüthend auf den Hauptmann ein und fuhr ihm mit den gekrümmten Händen in's Gesicht, um es ihm zu zerkratzen. Er mußte fast seine ganze Mannskraft aufbieten um sich ihrer zu entledigen. Dabei stieß sie so entsetzliche Töne aus, daß es ihm vor dem Ungethüm grauste, dessen bleiches Gesicht von der wildesten Leidenschaft verzerrt war. Sie machte, durch einen kräftigen Stoß nicht abgeschreckt, neue Versuche ihrem Feind an den Hals zu kommen, und Gyllenhielm sah sich genöthigt, um Ruhe zu haben und sein Liebesgewerb bei Rieken ferner nicht so unangenehm gestört zu sehen, nach einigen Knechten zu rufen. Diesen befahl er zornig, die Kleine fortzubringen und durchzupeitschen. Kaum aber hatte er diesen grausamen Befehl gegeben, als Rieke sich vor ihm niederwarf und Hände ringend mit rührender Bitte um Schonung für die arme Schwester flehte.

„Diese kannst Du nur durch gehorsame Fügung in meinen Willen erlangen," versetzte Gyllenhielm höhnisch.

„Und was ist Euer Wille, Herr Hauptmann?" fragte die Geängstete.

„Daß Du mein Liebchen bist," versetzte der Soldat.

„Nimmermehr! ich bin Tycho Lilie's verlobte Braut und nichts soll mich vermögen, ihm die Treue zu brechen."

„Wohlan, so soll die Kleine die Knute fühlen, bis sie schwarz wird," rief Gyllenhielm.

„Entsetzlicher Mensch!" jammerte Rieke: „Ihr werdet's vor Gott zu verantworten haben, wie Ihr an ein paar unschuldigen Schwestern handelt."

„Das ist meine Sache!" hohnlachte Gyllenhielm.

Während diesem Gespräche hatte Christine mit Luxaugen und bitterbösem Gesicht ihre Schwester und den Hauptmann beobachtet, jetzt stellte sie sich mit einem Uebermaß von Trotz zwischen beide, bedeutete mit gebietrischem Winke ihrer Hand und ausdrucksvoller Miene Rieken zu schweigen, dann wandte sie sich zum Hauptmann, ballte ihm die Faust, stampfte dazu auf den Boden, knirschte mit den Zähnen, grinste ihn an und gab ihm zu verstehen, er möge sie nur todt schlagen lassen. Rasch drehte sie sich wieder um und machte Rieken verständlich, sie solle sich darüber nicht härmen und nur standhaft bleiben.

„Treffliches Kind, Du willst für mich sterben!" weinte Rieke. „Wenn Ihr ein menschlich Herz in der Brust tragt, Hauptmann, so müßt Ihr Mitleid mit uns haben. Ist es aber von Stein, so mordet mich lieber, als dies unglückliche Kind, das mein Unglück, Euch gefallen zu haben, in seinen schrecklichen Folgen theilen muß, ohne Euch zu gefallen. Ihr werdet mich nie vermögen, mein Leben der Schmach und der Schande zu weihen, die Ihr mir anthuet; thut Ihr nun aber diesem Wesen etwas zu leid, so schwör' ich Euch beim allgegenwärtigen Gotte, der Euern Frevel mit ansieht und gewiß nicht ungeahnet lassen wird, daß ich Mittel finden werde, mir den

Tod zu geben, und sollt' ich mich aus diesen Fenstern hinabstürzen auf das zackige Gestein."

Der Hauptmann wollte sich in eine launige Stimmung schrauben und den ganzen Vorfall zu einem Scherz verkehren, aber es gelang ihm selbst so schlecht, und Rieke sah so sauer, Christine so grimmig trotzig dazu, daß er sich bald sehr unbehaglich fühlte und sich entfernte, mit dem Vorsatz, nicht wieder so plump zuzufahren, sondern einen feinern Plan zu Rieken's Verführung auszudenken.

In Folge desselben wurde am Abend Rieke — nicht aber Christine — genöthigt, an einem Banket Theil zu nehmen, welches der Schloßherr seinen Gästen gab. Da aber Rieke bestimmt erklärte, sie werde ohne ihre Schwester nicht gehen, so mußte man, um einen zweiten unangenehmen Auftritt, der nicht in Gyllenhielms Plane lag, zu verhüten, ihr nachgeben. Die rohe Lust der Gäste brandete an den aufgepflanzten Weinkannen und von den Lippen flossen die rauschenden Wellen der Rede, als die Mädchen schüchtern hereintraten. Die Gegenwart einiger weiblichen Wesen, welche doch sonst die Roheit der Männer zurückzuhalten pflegt, vermochte diesmal die schon durchgebrochene Dämmung nicht wieder herzustellen; man wünschte ringsum in rohen Ausbrüchen Gyllenhielm zu dem schönen Liebchen Glück und ließ sich von ihm die Geschichte seiner Bekanntschaft mit Rieke Strämfeld erzählen. Dann zechten und schimpften die Herren auf den König, die Königin, Oxenstierna und andere dem Könige ergebene Männer, ließen den König Sigismund von Polen als ihren rechten Herrn hoch leben und stritten sich schon um die ersten Würden des Reichs. Rieke horchte hoch auf und erfuhr

den Tag des Ausbruchs der Empörung und hörte die Opfer mit Namen nennen.

Die dienenden Hausbewohner, an die, bei der tyrannischen Strenge des Herrn, selten eine lustige Stunde kam, hatten nicht verfehlt, von der allgemeinen Fröhlichkeit Vortheil zu ziehen und sich ihren Theil vom Feste zuzueignen d. h. aus den einmal sprudelnden Fässern so viel zu zechen, als jedem möglich war. Vom Leibknappen des Herrn bis zum Troßbuben herab war an diesem Abend alles selig auf dem Schlosse. Dieser Umstand entging den beiden Schwestern nicht, und jede baute ihre besondern Pläne darauf. Als sie von ihrem vorsichtigen Wärter auf ihr Zimmer zurückgeführt wurden, bemerkte Rieke, daß Christine rasch etwas in das Schloß der Thüre schob, welche auf den Gang führte, worauf ihr Zimmer gelegen war. Diese Thür wurde, seit Christinens Versuchen zu entfliehen, bei Tag und Nacht sorgfältig verschlossen gehalten, und nicht allein in Schloß, sondern auch in Riegel gelegt. Es war also kein anderes Entkommen als durch das Fenster denkbar, und auch hier zeigte ein einziger Blick die Unmöglichkeit; eine schwindelnde Tiefe gähnte einem entgegen.

Kaum waren die Schwestern allein, als Christine hastig Kleider und Wäsche zusammensuchte und daraus eine Puppe zu drehen begann, die ihr an Größe und Stärke gleich kam. Dieser Figur zog sie ihre Kleider an, setzte ihr eine Schlafhaube auf, und legte sie in ihr Bett. Sich selbst zog sie nackend aus, schüttete das in der Nachtlampe befindende Oel in die Hand und bestrich sich damit, so das sie glatt war wie ein Aal. Hierauf zog sie zu Riekens Erstaunen aus der hintersten Ecke eines Wandschranks auf dem Boden

einen Nagelbohrer hervor und bedeutete Rieken ihr zu leuchten; sie wolle entfliehen und Hülfe schaffen. Rieke sagte ihr noch, was man auf dem Schlosse gegen den König vorhabe, und Christine versetzte mit heftigen Pantomimen, sie wolle die Kunde davon schon an den rechten Mann bringen. Beide gingen bis zur Thür des Ganges; Christine zog daran und es war deutlich zu merken, daß die Thür nicht in's Schloß gefallen war, sondern nur mit einem Riegel zugehalten wurde. Christine hatte vorhin, von dem trunknen Wächter nicht bemerkt, ein Stück Holz, mit welchem sie sich zu diesem Zweck versehen, in's Schloß geschoben. Jetzt gab sie mit Genauigkeit die Stelle an, wo der Riegel außen liegen mußte, setzte den Bohrer ein und durchbohrte die Thür, bis sie an das Eisen des Riegels kam, daneben bohrte sie ein zweites, daran ein drittes Loch und durchbrach die kleinen Zwischenräume mit dem Bohrer. Dadurch gewann sie für den Bohrer Spielraum, um nun vermittels seiner Spitze den Riegel von inwendig langsam zurückzuschieben. Aber noch hat sie die Arbeit nicht vollendet, als sie plötzlich inne hält und Rieken bedeutet zu horchen. Diese hört noch nichts, aber Christine heißt ihr mit dem Lichte in's Zimmer zurückzufliehen und sich schnell in's Bett zu legen. Dies geschieht. Christine tritt knapp an die Angel. Vermöge des außerordentlich zarten Gefühls, das ihr innewohnte, hatte sie nahende Fußtritte vernommen, bevor der Schall derselben das Ohr ihrer Schwester erreichen konnte. Der Riegel wurde jetzt von außen vollends aufgeschoben, der Schlüssel im Schlosse herumgedreht und die Thüre aufgestoßen. Dadurch wurde Christine mit ihr bedeckt. Sie sah noch, daß Gyllenhielm über den Gang nach ihrem Zimmer wankte,

dann huschte sie hervor, glitt blitzschnell die Treppe hinab und war in wenigen Augenblicken auf dem Hofe. In einem der Viehställe wußte sie die Schlafstätte der Mägde. Sie schlich hinzu, nahm rasch ein Ueberkleid und war dann mit einigen Sätzen an dem verschlossenen Thore. Am untern Theil desselben, da wo die beiden Flügel zusammenstießen, hatte sich durch die Hebung des einen Flügels ein Raum zwischen dem Boden und dem Thore gebildet. Christine hatte mehre Mal gesehen, daß Hunde beim verschlossenen Thore hier durchgekrochen waren. Mit Anstrengung zwängte sie ihren schmächtigen Leib durch die Oeffnung. Die Glätte, welche das Oel ihrem Körper gegeben, half viel, aber es verhinderte nicht, daß ihr das Holz an Achseln und Lenden die Haut abstreifte. Aber sie fühlte die Schmerzen nicht, sondern warf das Kleid über sich und sprang wie eine Gazelle den Berg hinab und über das Feld. Als sie beim nächsten Dorfe anlangte, erblickte sie noch Licht im Wirthshause. Das Verlangen, sich ein besseres Kleidungsstück zu erwerben, in welchem sie vor den Richter treten könne, so wie Gewißheit über den Weg nach der Stadt zu haben, trieb sie auf das Haus zu. Doch näherte sie sich mit Vorsicht und ihre Augen leuchteten und rollten, wie die der Katzen, nach allen Seiten hin. Bis an das Haus gekommen, erkletterte sie, wiederum einer Katze gleich, den Vorsprung der Grundmauer, klammerte sich in das Fensterholz ein und lugte in die Stube. Aber kaum konnte sie einen Blick hineingeworfen haben, als sie einen freudigen Ton ausstoßend herabsprang, wie ein Pfeil nach der Thüre schoß, sie aufriß und mit wildem Jauchzen in die Stube auf einen Soldaten zustürzte, der, befremdet von dieser späten sonderbaren

Erscheinung zurückwich. Es war Tycho Lilie, welcher Gyllenhielms Spur folgend, einige Stunden später als dieser im Dorfe angelangt war und bereits seine Kundschafterei begonnen hatte. Kaum hatte er an den verworrnen Tönen und heftigen, seltsamen Gliederbewegungen die stumme Christine erkannt, als er sich ihren stürmischen Liebkosungen hingab und in sanfterer Erwiderung derselben ihre ruhigere Stimmung erwartete. Diese trat nun zwar nicht ein, aber sie riß sich plötzlich von ihm los, trat in die Mitte der Stube im Angesicht Tycho's und der Wirthsleute und suchte durch eine noch nie gesehene Heftigkeit und Schnelligkeit in der Bewegung der Glieder, der Mienen und wilder Töne so anschaulich als möglich zu machen, was auf dem Schlosse vorgehe. Bald wurde es auch Tycho klar, daß Rieke oben eingesperrt, daß Christine entwichen, Gyllenhielm zudringlich gegen Rieken und heftig abgewiesen worden sei, daß sich viele Edelleute und der Maler auf dem Schlosse befänden, und sich gegen den König verschworen hätten, daß die Empörung nächstens ausbrechen solle u. s. w. Hierauf trieb sie Tycho zu derselben Eile an, die sie angewendet hatte.

Dieser besann sich auch nicht lange, sondern sattelte sein Pferd, kaufte von der Wirthin Kleidungsstücke für Christinen, befahl ihr sich von Blut und Oel zu säubern und anzukleiden, miethete einen Boten und nahm die Stumme zu sich auf das Pferd. So ging die Reise fort und mit Anbruch des Morgens langten sie in der Stadt an. Tycho verfügte sich sogleich zum Richter und zeigte einen vom Kanzler Oxenstierna unterschriebenen und besiegelten Verhaftsbefehl gegen den Maler de Change und den Hauptmann Gyllenhielm vor, mit der Angabe, daß beide

sich auf dem Schlosse des Grafen Sten Löwenhaupt befänden. Auf diesen Befehl mußte der Richter sogleich fünfzig Mann berittener Stadtknechte mit ihren Hauptleuten, alle mit scharf geladenen Gewehren nach dem Schlosse abschicken. Tycho hatte sich ebenfalls mit Waffen versehen. Die stumme Heldin ritt auf einem eignen Pferde voran. Auch ihr hatte man eine geladene Pistole in die Hand geben müssen; sie hatte mit Ungestüm darauf bestanden.

23.

Ausgang der Verschwörung.

Gegen Abend langte der Zug am Schlosse an. Sie wurden ungehindert durch das Thor gelassen; denn man hielt sie in der Dämmerung für Mitverschworne, und dachte an nichts weniger, als einen feindlichen Ueberfall. Dazu kam, daß die meisten der Edelleute, welche hier versammelt gewesen, den Tag über wieder heimgeritttn waren und mit Gesellschaft zurückzukehren versprochen hatten. Tycho und die beiden Führer der Stadknechte gingen sogleich in das Wohnzimmer, in jeder Hand eine gespannte Pistole. Dort fanden sie den Maler, den Grafen Sten Löwenhaupt und einige andere.

„Im Namen des Königs!" sagte der eine Führer beim Eintritt. „Es sind hier zwei Männer unsere Gefangene, der Maler de Change und der Hauptmann Gyllenhielm."

„Dieser ist der Maler!“ sagte Tycho auf de Change deutend; aber dieser verlor so wenig auch nur einen Augenblick die Gegenwart des Geistes, daß er bei diesen Worten auch schon wie ein von der Bogensenne fliegender Pfeil zwischen durchfuhr, den Einen über den Haufen warf und die Thür gewann. Wohl krachten vier Pistolenschüsse hinter ihm, aber keiner traf, und er wäre sicherlich entronnen, wenn er nur erst auf der Treppe gewesen wäre; denn das Schloß hatte ihm bekannte geheime Ausgänge; aber vor der Thür erwartete ihn sein Verhängniß. An der Wand angelehnt stand nämlich draußen lauernd und funkelnden Auges auf die Thür starrend, wie ein Tiger, der im Hinterhalt gelagert auf seine Beute wartet, die kleine Christine, auf die Niemand mehr geachtet hatte, mit ihrer Pistole in der Hand. Kaum öffnete sich die Thür, so streckte sie den Arm aus; de Change ras'te heran, sie drückte ab, der Jesuit stürzte mit einem gräßlichen Fluche zusammen. Sogleich kamen die andern aus dem Zimmer nach und die Treppe quoll's herauf von bewaffneten Männern. Als der wilde Sten Löwenhaupt und seine paar Genossen diese Uebermacht erblickten, ließen sie jeden Versuch, sich zu widersetzen, unterwegs, zumal Tycho ihnen erklärte, daß der Verhaftungsbefehl blos den beiden Genannten gelte, wovon der Eine, von der Kugel des stummen Kindes durchbohrt, bereits todt am Boden lag. Löwenhaupt dachte: „Die Todten reden nicht,“ und erwiderte in gemäßigtem Tone, auf die Frage der Hauptleute nach Gyllenhielm, daß dieser seit diesem Morgen auf eine unbegreifliche Weise vom Schlosse verschwunden und bis jetzt vergebens in allen Gemächern, so wie in der nächsten Umgegend gesucht worden sei. Wahrscheinlich habe ihm sein Schicksal

geahnt oder sei ihm auf irgend eine Weise Kunde davon zugekommen und er habe sich deshalb bei guter Zeit aus den Wegen gemacht.

So ärgerlich nun auch den Hauptleuten der Stadtknechte war, einen der Vögel nur todt und den andern gar nicht zu finden, so wenig bekümmerte sich Tycho Lilie darum, sondern eilte mit der Hast der Liebe, von Christinens Hand geleitet, nach Riekens Zimmer. Ein Schrei, und Rieke hing, Wonnethränen vergießend, an Tycho's Halse. Bald kam es zu gegenseitigen Mittheilungen. Als Tycho sie fragte, ob sie nichts von Gyllenhielm wisse, entfärbte sie sich und schlug die Augen nieder. „Tycho," sprach sie dann mit gedämpfter Stimme, „ich muß Dir etwas fürchterliches entdecken. Deine Braut ist eine Mörderin."

„Um des Heilands Tod!" rief der Offizier entsetzt.

„Höre mich an, Tycho! Als Christine gestern Abend entwischte, trat Gyllenhielm berauscht zu mir herein, jedenfalls von keinem der Andern, die ebenfalls ihrer Sinne nicht mächtig waren, bemerkt. Erlaß mir die schändlichen Worte und Anträge, die er gegen mich äußerte, zu wiederholen; sie empörten meine Weiblichkeit so sehr, daß ich mich über die Grenzen derselben erhob und, von dem frechen Manne endlich mit Gewalt bedroht, wie ein wüthendes Thier mich vertheidigte, aber er würde meine sinkenden Kräfte doch noch überwältigt haben, wenn mir mein Schicksal im Augenblick der höchsten Gefahr — ich wußte ja nicht mehr was ich that oder dachte — nicht die Hand an den Griff seines Dolches, den er an der Seite trug, gelenkt hätte. Die Waffe saß ihm in demselben Augenblicke auch schon in der Brust. Wüthend zog er das Schwert, und schlug nach mir, ich floh auf den Gang; er wollte mir nachsetzen, aber ich hatte

gut getroffen, er stürzte zusammen und hauchte wenig Augenblicke darauf sein Leben aus. Nun kam eine gräßliche Angst über mich, demohngeachtet verließ mich die Besonnenheit nicht. Zuerst suchte ich die Blutspuren zu tilgen; während dem schoß mir der Gedanke durch den Kopf, mich der Leiche zu entledigen. Hier aus diesem mittlern Fenster sieht man in ein schauerlich tiefes Geklüft, welches, wie ich wohl bemerkt, schwerlich von eines Menschen Fuß betreten wird. Ich schleppte den Körper zum Fenster und stürzte ihn hinab. Nun warf ich die blutigen Tücher zusammengepackt der Leiche nach. Todesangst und Fieberhitze folterten mich die ganze Nacht. Etwas Ruhe gab mir der Tag, und Trost der Umstand, daß man zu meiner Verwunderung den Hauptmann nicht vermißte. Erst gegen Mittag wurde er bei mir gesucht. Ich stellte mich krank."

„Retterin Deiner Unschuld, laß Dich umarmen!" jubelte Tycho, und er und Christine umklammerten das starke Mädchen. Tycho erzählte ihr, was Christine gethan, und diese begleitete die Erzählung mit ihrer Darstellungsweise.

Gyllenhielms Leiche wurde von den Stadtknechten zerschmettert aus der Tiefe geholt. Dann ging der Zug, die beiden Schwestern in seiner Mitte, fort. Sten Löwenhaupt und Axel, sein Vater, reisten auch noch an diesem Tage fort, sich einzuschiffen. Der Alte starb bald darauf in Polen; Sten erhielt nach einigen Jahren auf sein Nachsuchen vom König die Erlaubniß zur Rückkehr.

Tycho's und der beiden befreiten Schwestern Weg ging gerade nach Stockholm. Dort stellten sie sich vor den Reichskanzler, und in Folge ihrer umständ-

lichen Aussagen wurden mehre verdächtige Edelleute eingezogen.

Nachdem Rieke und Christine ihrem Vater im Gefängniß einen Besuch gemacht hatten, brachte Tycho die beiden Schwestern nach Rosenberg. Ebba lächelte wehmüthig, als die glückliche Rieke an der Hand ihres Bräutigams vor sie trat. Sie beschenkte Rieken reich, zeigte aber nicht mehr die frühere Theilnahme und Herzlichkeit für sie; Christine dagegen durfte noch einige Stunden bei ihr bleiben. Das stumme Kind vergoß Thränenströme und wollte das unglückliche Fräulein immer liebkosen.

Den Tag darauf empfing das Vaterhaus in Upsala die drei lang vermißten Gäste. Meister Peter Lilie umarmte den geliebten Sohn, küßte die theure Schwiegertochter und ließ sich ungehindert von der Stummen küssen. Frau und Kinder jubelten.

Ein paar Wochen waren schnell in Lust und Freude verstrichen, und Tycho mußte, von seiner Pflicht gemahnt, daran denken, zum Heere nach Liefland zurückzukehren. Die ganze Familie begleitete ihn bis nach Stockholm. Dort aber vernahmen sie überall das Gerücht, der König werde in einigen Tagen kommen. Tycho befragte sich beim Reichskanzler und erfuhr die baldige Ankunft des Königs mit Bestimmtheit. Er beschloß daher, seine Abreise aufzuschieben, und sich dem Monarchen erst in Stockholm vorzustellen, da man nicht wissen konnte, wie weit das Friedensgeschäft vorgeschritten sei und ob eine Reise nach Liefland nicht unnütz sein dürfte.

24.

Des Königs Schmerz.

Der König war wirklich schon auf dem Meere und eilte mit der beflügelten Hast sehnsüchtiger Liebe den schmerzlich vermißten Penaten zu. Der Krieg war aber keineswegs beendigt und nur die wiederholte dringende Aufforderung des Reichskanzlers Oxenstierna und die Stimme seines eignen Herzens hatten Gustav vermocht, Flaggen und Segel seines Königsschiffs günstigen Winden Preis zu geben.

Die Untersuchung nämlich, deren Veranlassung die Gefangennehmung des Bauers Knut Strämfeld gegeben hatte, führte den Kanzler an immer tiefere Abgründe. Das scheußliche Gewebe der Bosheit und List enthüllte sich, so daß er zuletzt keinen Tag vor dem Ausbruch einer Empörung des Adels sicher zu sein glaubte. Er stattete sofort dem König Bericht ab und machte ihn auf die Verzweigung der Verschwörung im liefländischen Lager aufmerksam, forderte ihn aber zugleich auch zur schnellen Rückkehr nach Stockholm auf. Eh jedoch der Brief des Reichskanzlers nach Nowgorod kam, waren Linsky und viele seiner Anhänger entwichen. Die Boten der Jesuiten pflegen vor andern viel an Schnelligkeit voraus zu haben. Der König gedachte an den Verdächtigen die edelste Rache zu üben. Er zeichnete sie gerade durch leutseliges Wesen, Güte und Wohlwollen aus, er beschenkte manche, erhob andere zu höheren Posten, und zeigte allen durch eine beispiellose Offenheit seiner Handlungen, wie wahrhaftig ihm das Wohl des Ganzen, so wie jedes Ein=

zelnen am Herzen liege. Diese Weisheit des jungen Königs erstickte auch den letzten Funken der Empörung; die Verschworenen schämten sich, wunderten sich, daß sie sich gegen einen so trefflichen Herrn hätten einnehmen lassen können, bereuten ihre früheren Schritte mit Ernst, waren froh, daß — ihrer Meinung nach — nichts davon verlautet sei, und wurden aus des Königs Feinden seine treuesten Freunde. Einigen Schreiern wurde der Mund nachdrücklich gestopft, die giftigen Ohrenbläser überhört, und Gustav war wieder im Besitz der Liebe seiner Soldaten.

Da kamen wiederholte Mahnungen zur Rückkehr nach Stockholm von Oxenstierna. Nicht allein neue Entdeckungen in der Untersuchung, sondern auch das übermüthige Betragen der Königin Mutter und ihrer Partei machte des Königs persönliche Gegenwart nothwendig. Oxenstierna hatte bis jetzt zum Benehmen der Königin und ihrer Anhänger geschwiegen, denn er kannte Gustavs große Pietät, aber als sie sich allen seinen guten Anordnungen gerade zu opponirten, durch eine wirksame Intrigue ihn selbst von einem falschen Lichte zu zeigen suchten, von Selbstsucht, mißverstandenem Stolz, Tücke und Bosheit geleitet, überall Unheil und Unordnung anrichteten, da stellte er dem Könige die Gefahr nachdrücklich vor, in welche das Reich durch solch arges Treiben gestürzt werde. Er schrieb, daß er nie ein Wort über den Schaden, den man seiner Person zufüge, würde verloren haben, aber der unübersehbare Nachtheil, welcher dem Wohle des ganzen Schwedens aus dieser heillosen Opposition des Regiments erwachse, zwinge ihn die Hülfe des Königs anzusprechen und unablässig auf dessen Rückkehr zu bringen.

Solcher Briefe waren noch einige über Meer ge-

kommen, da entschloß sich der König zu reisen, da der herankommende Winter seine Anwesenheit ohnedies nicht dringend forderte. Ein Schnellsegler ging voran, seine baldige Ankunft in Stockholm anzusagen. Die Königin erschrak, als sie die erste Kunde davon vernahm. Sie hatte den Sohn noch lange nicht erwartet; aus der Bestallung de la Gardie's zum Statthalter von Stockholm, aus den erneuten Feindseligkeiten in Liefland und aus mehren Anordnungen war ihr klar geworden, daß Schweden wenigstens unter einem Jahre seinen Beherrscher nicht auf dem vaterländischen Boden begrüßen werde, und außer Zweifel gestellt war, daß er vor dem Spätfrühling des folgenden Jahres nicht komme. Auf diese geraume Zeit hin hatte Christine noch gar manchen Plan gebaut, noch gar vieles sollte vollführt werden, das Meiste war erst von fernher angelegt, und nichts wünschte sie mehr, als daß Ebba bei des Königs Ankunft de la Gardie's Gattin sei. Das Schlimmste für sie war, daß der König noch nicht einmal von Ebba's Verlobung unterrichtet war. Schon lagen die Briefe fertig geschrieben und gesiegelt, schon war das Schiff bestellt, welches sie hinüber an die liefländische Küste bringen sollte; sie hatte ihm geschrieben, wie der alte Reichsdrost sterbend seine Tochter mit Jakob de la Gardie, der ziemend um Ebba geworben, verlobt hätte, wie die Gräfin willig und gern des Statthalters Braut geworden sei und ihr, der Königin, auf einige geäußerte Bedenklichkeiten mit Bestimmtheit geantwortet habe: sie werde nie eines Andern als de la Gardie's Gattin werden; wie Beide glücklich und zufrieden mit ihrer Wahl wären u. s. w. So suchte sie schlau alle Schuld von sich abzuwälzen. Und als eben der Brief abgehen sollte, traf die Nachricht von des Königs bal=

diger Landung in Stockholm ein. Das war ein Schlag für die ränkesüchtige Frau. Er konnte alle ihre in Blüthe stehenden Pläne vernichten. Rathlos irrte sie durch ihre Gemächer, getrieben von ihrem Gewissen und der Furcht, Gustav könnte vermöge seiner königlichen Gewalt sich dennoch die verhaßte Gräfin zur Gattin nehmen. Die Ankunft des Herrschers war auf den Frühmorgen des folgenden Tags bestimmt, eine Stunde peinlicher Angst um die andere flog Christinen hin.

Während der Schall ihrer eignen Tritte die schuldbelastete Königin schreckte, sammelte sich unten die frohe Volksmenge, um den Empfang des geliebten Herrn würdig vorzubereiten. Da flocht man Kränze, dort erbaute man Triumphbogen und Ehrenpforten, die Schiffe im Hafen pflanzten bunte Wimpel auf und umwanden Maste und Steuer mit Laub und Blumen. Kanonen wurden auf den Wällen und im Halbkreis des Hafens aufgestellt, und so währte das geschäftige Drängen des Volks die ganze Nacht hindurch.

Ein Kanonenschuß verkündete mit dem Aufgange der Sonne, daß das Königsschiff in Sicht sei. Es stieg höher und höher mit seinen stolzen Wimpeln, mit seinen breiten Flaggen, auf denen Schwedens drei Kronen in Gold und lichtblauer Farbe glänzten, geküßt vom ersten Sonnenstrahl. Die Segel waren gebläht von günstigen Winden; schnell nahte das Schiff und begrüßte mit einer Kanonensalve die im klaren Lichte des schönsten Herbsttages daliegende Meerstadt. Und aus dem Hafen und von den Wällen der Stadt erschallte der donnernde Gegengruß und nun fiel Schuß auf Schuß, und von den Thürmen jauchzten alle Glocken, von den Ge-

rüsten schmetterte Musik, von dem Hafen und den Holmen aus ringsumher jubelte das Volk und schwang Kränze und Fahnen zum Empfang seines jungen Königshelden. Der stand auf dem Verdeck des Schiffs, eine jugendliche Göttergestalt, und in seinem ernsten Antlitz strahlte wieder die Liebe seines Volks. Er hatte das Haupt entblößt und winkte mit dem Hute der Menge zu. Das Schiff lief in den Hafen und legte an. Im Hauptgange stand der Hof, die Königin Christine an seiner Spitze, und das Regiment von Oxenstierna angeführt. Der König stieg aus, begrüßte höflich seine Mutter und küßte ihr die Hand ehrerbietig, dann wandte er sich und umarmte Oxenstierna mit freundschaftlicher Wärme. Der Zug seiner Begleiter, unter welchen sich der Herzog von Lauenburg befand, schloß sich an ihn an und unter dem unaufhörlichen Zujauchzen des Volks, dem Lärm der Instrumente, dem Klang der Glocken, dem Donner des Geschützes schritt der fromme König nach der Ritterholmskirche, dem Könige der Könige im Angesicht des ganzen Volks zu danken für Sieg und glückliche Fahrt. Nach feierlichem Gottesdienst trat er aus der Kirche, da ladete ihn das Volk auf seine Schultern und trug ihn unter Absingung alter Siegeslieder nach dem Palast. Der König vergoß Thränen der Rührung und Lust. Nun übertäubte das Jubelgeschrei der Schweden den Kanonendonner und das Glockengeläute und scholl wie ein gewaltiger Hymnus über die Inseln hin und das Meer. Das Schloß war mit Blumengewinden und kostbaren Teppichen geschmückt, Blumen waren vor seinem Eingang gestreut, die Stiegen hinauf und durch die Hallen und Gänge, und von seinen Zinnen und Thürmen wehten die Fahnen des Reichs.

Der König war angelangt in seinen Gemächern. Tausende hatte er schon begrüßt, unzählige Gesichter waren ihm schon begegnet, nur die Eine, die er tief im Herzen trug, hatte seinen Gruß noch nicht empfangen, nur das liebe sanfte Gesicht seiner Braut war ihm noch nicht entgegengeeilt, und darob befremdet wandte sich Gustav mit der Frage nach der Gräfin Brahe zu seiner Umgebung. Aber Niemand wagte ihm zu antworten, und die Königin erblaßte. Da trat Oxenstierna, der edle und wahre Freund des Königs heran — der Einzige, der, selbst frei von aller Schuld, dem Könige die Wahrheit sagen durfte, und verkündete mit wenigen Worten das Schreckliche. Gustav erbleichte. Ein drohender Blick schoß aus seinen Augen auf die Königin; sie vermochte ihn nicht zu ertragen. Von ihr sprang der Blick auf den Herzog von Lauenburg und war furchtbar, Zorn blitzte sein Auge, seine Wange war braunroth. Aber er bezwang sich und befahl sein Roß. Mit Verzweiflung seines Herzens schwang er sich darauf und jagte, nur von wenig Dienern gefolgt, Rosenburg zu.

Dorthin war ihm de la Gardie vorausgeeilt und man schien seine Ankunft erwartet zu haben; denn um die schwarzbeschlagene Pfoste des Thors waren grüne Kränze geschlungen. Leben und Tod hielten sich im schweigenden Kusse umfaßt. Das war das Sinnbild deines Glücks, großer Schwedenkönig. Die Liebe deines Volks grünt und blüht lebendig, während die Liebe deines Herzens grausam gemordet ist von der Hand deiner eignen Mutter.

Am Eingang in das Schloß war ein Triumphbogen erbaut, darunter stand de la Gardie mit seiner

Braut von schwarzen Flören umweht. Der König sprang vom Pferde und eilte auf sie zu mit den schmerzlichen Worten: „So ist es wahr, Ebba, Du bist nicht mehr mein?“

„Hier steht mein Verlobter,“ erwiderte sie mit dumpfer Stimme.

Der Statthalter warf sich vor dem König nieder und rief: „Richtet Euern Zorn nicht gegen mich, nicht gegen diese. Wir sind beide unschuldig. Verzeihe mir Ew. Majestät, was ich in Unwissenheit und von Falschheit überredet gefehlt.“

Gustav winkte mit der Hand und sagte weinend: „Bedenke doch, daß es meine Mutttr war, die es that.“

„Löst den Bund meiner Verlobung und nehmt Euern mir heiligen Schatz zurück!“ sagte de la Gardie. Aber der König und Ebba schüttelten wehmüthig das Haupt; sie fühlten Beide, daß dies nicht geschehen könne, weil die zarte Blüthe geknickt war, jene Blüthe, die ihnen allein geblüht hatte und welche de la Gardie nicht kennen konnte.

„Dem König meinem Herrn winkt ein anderes Glück,“ sprach sie. „Eine Fürstentochter wird den Ruhm seines Geschlechts auf die Nachwelt übertragen. Mir aber erlaube Ew. Majestät, Euch diese kleine Gabe überreichen zu dürfen.“ Und empor hielt sie einen vollen Lorbeerkranz, und der König senkte sein Knie vor ihr, die ihm, wie eine Ueberirdische, den Kranz in die Locken drückte.

„Ruhmstrahlender Siegesheld,“ sprach sie feierlich, „der Kranz der Unsterblichkeit hat Euere Schläfe umschlungen. Das Höchste habt Ihr errungen, was auf Erden zu erringen vergönnt ist. Ein ganzes Volk

jauchzt Euch zu in treuer Liebe, und die Nachwelt wird bewundernd nach Euch zurückschauen. Laßt Euch daran genügen! Fragt nach keinen anderen Kränzen!"

„Ich frage nicht!" erwiderte der König weinend und drückte den errungenen Lorbeer tiefer in die Stirn. Und mit dem ungeheuern Schmerz in seiner Brust ritt er wieder heim und kam ernst und trauernd an in seinen Gemächern. Die verschlossen sich fortan, und er sah seine Mutter nicht und Niemand als Oxenstierna. Da ging er denn einsam auf und ab, bald weinend, bald zürnend. Er kämpfte einen langen, schweren Kampf; es war der schwerste seines Lebens. Oft stieß er harte Worte aus, und Drohungen gegen die Elenden, die ihm die Blume seines Gartens gebrochen, und dann hörten die Kriecher und Schleicher angstvoll den gewichtigen Schritt seines Fußes in den Sälen hallen und die Donnerstimme seines ausbrechenden Zorns; da zitterten sie und wichen zurück, meinend, die Thüren würden sich öffnen und der gewaltige Herr hervorgehen und mit dem Schwerte der Vergeltung richten und strafen.

Aber die Thüren blieben verschlossen, und der König kam nicht. Er kämpfte ritterlich und blieb Sieger über sich; schlug aber der Zorn ein Mal in hellen Flammen aus, dann stand ihm ein treuer, redlicher Freund zur Seite, der löschte die Flammen und deutete auf Schwedens Reich hin, sagend: „Dort handle und schaffe, dort ist die Bahn Deiner Kraft und Deines Muthes." Dieser Freund des Königs war Axel Oxenstierna, ein edler, herrlicher Mann, nächst Ebba der größte Schatz, den Gustav besessen. Er verstand es, den König auf die Geschäfte zu len-

ken und Gustavs gebeugte Seele erstarkte allmälig in der Arbeit. Er war unermüdlich. Wenn aber der Abend kam, und er sah den Abendstern in sein Gemach leuchten, dann feuchtete sich ihm die Wimper, und er rief: Still, still, Königsherz und sei zufrieden mit dem Lorbeer! dich wird nicht die Liebe laben. Deine Sehnsucht geht mit den Sternen auf und unter. Auf den höchsten Bergen und den Thronen weht Eisluft; die Sonne bestrahlt beide zuerst und zumeist, aber sie vergoldet sie nur und erwärmt sie nicht. Du darfst nicht am Herzen deiner Liebe ruhen! Still, still, Königsherz!“ Und dann hat der hohe Jüngling Thränen vergossen. Endlich ging er gestählt und erprobt aus dem Kampfe. Sein Höchstes hatte er von sich gethan und forderte nun, was ihm kein Schicksal versagen konnte, Ersatz von seinem Königthum. Sein Scepter war mit den salzigen Thränen seines Herzens begossen, und davon grünte und blühte es, und ward der mächtige Baum, unter dessen Schatten sich Schweden wohl befand. Wer dem Leben Alles geopfert, ist schon ein großer Mensch, wie viel mehr, wenn er auf dem Thron sitzt ein großer König. Was Gustav Adolf geworden ist, das hat er sich schwer erkauft, das wurde er im Kampfe mit dem Geschick.

25.

Ausläufe.

Eine der ersten Personen, welchen vergönnt war, den König in seinen Gemächern zu sehen, war Rieke Strämfeld. Der Kanzler führte sie herein, und sie warf sich vor dem trauernden Herrn nieder und flehte um das Leben ihres Vaters.

„Wie könnt' ich Dir eine so kindliche Bitte versagen?" sprach Gustav. „Warst Du doch so lange um sie, die ich noch immer so heiß liebe, und wurdest von ihr geliebt. Dein Vater hat nicht gut gehandelt, aber ich kenne noch Eltern, die auch nicht gut gehandelt haben — ach! an ihren eignen Kindern — und denen auch verziehen wird. Wenn Du Hochzeit hast mit dem Goldschmied, dann lade mich dazu. Ich habe Dir einst die Aussteuer versprochen: ich will sie mitbringen."

Rieke küßte weinend den Rockzipfel des unglücklichen, guten Herrn; sie hatte ihn wohl verstanden, und der Schmerz über sein Leid schnitt ihr durch die Seele. Sie führte ihren befreiten Vater nach Upsala, dort verwaltete er ein kleines Gut des Meister Peter Lilie. Auch Martha fand sich bald dort ein. Die Hochzeit Tycho's und Riekens sollte erst nach dem Friedensschluß gefeiert werden, weil man nicht wissen konnte, ob Tycho nicht noch einmal in's Feld müsse. Die Stumme zog auf Ebba's Verlangen nach Rosenberg und trennte sich nicht mehr von ihr; sie war

der Gräfin unentbehrlich geworden. Den Grafen de la Gardie hielt seine Pflicht meist in Stockholm; doch besuchte er seine trauernde Braut oft, sie aber sah die Königsstadt nicht mehr. Niemals verließ sie fortan Rosenberg, und aus den Fenstern des Schlosses erschallte in den Dämmerstunden ein wehmüthiger Gesang und die Saiten weinten und klagten tiefschmerzlich dazu.

Als der König die Untersuchung der Verschwörung gegen ihn beendigt hatte, verzieh er mild und gnädig den Verblendeten und baute dadurch seinen Thron unerschütterlich fest.

Der Herzog Johann von Ostgothland war auf die Nachricht von des Königs Heimkehr nach Stockholm geeilt und berichtete schlau von den Umtrieben des Malers, dessen Tod er erfahren hatte, mit Verschweigung derjenigen Umstände, welche auf ihn selbst ein zweideutiges Licht hätten werfen können. Der König lächelte und forschte nicht weiter. Als Johann nach Norköping zurückkehrte, brachte man ihm die Nachricht, daß die Gräfin Lodoiska während seiner Abwesenheit plötzlich auf dem Schlosse Elmenstein verstorben sei. Er nickte gleichgültig, und es blieb zweifelhaft, ob das Gift, das sie zweifelsohne erhalten, von der jesuitischen Partei in Ostgothland oder von der Herzogin Maria herkomme. Die Letztere litt, seit dem heftigen Auftritt auf Elmenstein, wohin sie auf de Change's Veranlassung geritten war und ihren Gatten in Lodoiska's Armen überrascht hatte, an temporärer Geistesverwirrung, die im folgenden Jahre in völlige Zerrüttung ausartete. Eine bösartige Geschlechtskrankheit kam hinzu und machte den Wahnsinn unheilbar. Drei Jahre

darauf endete ihr Leben, im Jahre 1618. Fünf Monate vorher war Herzog Johann an den Folgen seiner Ausschweifungen in seinem acht und zwanzigsten Jahre gestorben. Auch Christinens Lieblingssohn, der Herzog Karl Philipp von Södermannland, starb jung, nachdem er sich heimlich mit einer Tochter des Reichsschatzmeisters Ribbing vermählt hatte. Die beiden großen Provinzen Ostgothland und Södermannland kamen durch diese Sterbefälle an das Reich, und es ward dem König Gelegenheit zur zweckmäßigen Organisation derselben gegeben. Sein Regiment wurde dadurch stärker.

Der König ging im Frühjahr wieder nach Liefland, de la Gardie begleitete ihn und übernahm den Oberbefehl über das Heer. Es wurden ihm neue Siege zu Theil. Endlich kam es zum Frieden. Schweden gewann große Provinzen und Geldsummen. Heimgekehrt ließ sich der König zu Upsala krönen. Die Krone war von Tycho Lilie gefertigt, der Tags darauf seine Hochzeit ausrichtete. Der König hielt ihm Wort und erschien auf die Einladung des Meisters. Er brachte auch Riekens Aussteuer mit. Tycho wurde Hofgoldschmied.

Eines Tages saß er fleißig an der Werkbank, neben ihm sein blühendes Weib mit seinem Ebenbilde auf dem Schoße; da trat ein großer Bettler an das Fenster und bat um ein Almosen. Tycho hatte ihm kaum ins Gesicht geblickt, als er über-

rascht ausrief: „Der Gehenkte! — Ei Elof Olofssohn Sonnenschild, woher kommst Du in diesem schlechten Aufzuge?"

„Ach daß sich Gott erbarme!" erhob der ehemalige Hellebardier seine klagende Stimme. „Jetzt weiß ich, wer Ihr seid. Ihr habt das Glück gehabt und die Braut heimgeführt; denn ich sehe dort Rieke Strämfeld als Euer Weib sitzen. Als ich Euch vor ein paar Jahren zuerst sah, Meister, glaubt' ich bestimmt, sie werde in einigen Monaten die Meinige und ich Schloßkastellan werden. Aber ich bin ein Bettler geworden. Zum Soldaten, sagen sie, sei ich zu schlecht, mein gnädiger Herr ist todt und Sten Wytt ist stolz und brutal gegen mich geworden. Nehmt Ihr mich, Meister; ich will Euch als Knecht dienen."

Rieke winkte ihrem Manne bittend zu, und Tycho hieß den langen Elof hereinkommen. Rieke empfahl sich seinem ausgehungerten Magen sehr nachdrücklich. Er wurde noch denselben Tag auf Peter Lilie's Gütchen unter Aufsicht des Bauers Strämfeld gesteckt, den er sonst so sehr geplagt hatte. Dieser übte indessen keine Vergeltung aus, und Elof erlebte noch gute Tage.

Erst zwei Jahre nach ihres Vaters Tode, nach dem Friedensschlusse und der Krönung des Königs ward Ebba de la Gardie's Gattin. Erst hatte der Krieg den Oberfeldherrn in Liefland zurückgehalten,

dann hielt Ebba's fortdauernde Kränklichkeit sie von einer engern Verbindung ab. De la Gardie hatte noch einen geheimen Grund, sich mit der Hochzeit nicht zu übereilen. Es war ihm nämlich während dem Feldzug und den Friedensunterhandlungen, wo er stets in des Königs Gesellschaft war, mehr als zu klar geworden, daß Gustav noch nicht alle Hoffnungen auf Ebba's Besitz aufgegeben hatte. Wenn de la Gardie an Ebba schrieb, legte Gustav Briefe bei, in denen er ihr die wehmüthigen Gefühle seines Herzens schilderte. Den deutlichsten Beweis, wie warm der König noch an seinem schönen Jugendtraum hange, gab er de la Gardie, daß er auf den Vorschlag eines deutschen Gesandten zu einer Verbindung mit der Prinzessin Maria Eleonore von Brandenburg nicht einging. Was tief in einem solchen Herzen gewurzelt, läßt sich nicht ausreuten, wie ein Unkraut; dazu gehören Jahre und viel Schmerzen, bis jede Wurzel abgestorben oder herausgewühlt ist. De la Gardie wagte selbst einmal in zarten Andeutungen bei Ebba anzufragen. Aber jeder Versuch scheiterte an ihrer Standhaftigkeit. Sobald sie sich einigermaßen gesund fühlte, mahnte sie den Grafen selbst an sein Wort.

„Geh hin," sagte der König, „meine Blüthen sind jung verdorrt und blühen nicht wieder. Du bist der einzige Mensch, dem ich Ebba gönne."

Still wurde das Paar auf Rosenberg von Pelargus getraut. Niemand war zugegen, als die Bewohner des Schlosses. Die Stumme vergoß Thränenströme, kein Auge blieb trocken. Ebba war sehr angegriffen, sie hatte sich mehr zugetraut, als sie vermochte. Bald nach der Hochzeit erkrankte sie wieder.

Schon hatte sie mehre Tage das Bett nicht verlassen, als ihr eine fremde Dame gemeldet wurde, die ohne ihren Namen nennen zu wollen, sie dringend zu sehen begehrte. Ebba lehnte die Bitte ab, aber die Fremde ließ noch heftiger bitten, ja sie wartete nicht einmal die Erlaubniß des Eintritts ab, sondern trat mit einem blondgelockten Knaben an der Hand ins Krankenzimmer. Hier warf sie sich mit dem Kinde vor dem Bette nieder, hob die Hände flehend zu der erstaunten Kranken empor und rief: „Verzeihung! Vergebung! Ich bin die unglückliche Margaretha Kabeljau, die schwer an Euch gesündigt hat. Und dies Kind — nun es trägt ja die Züge seines Vaters*)." Ebba hob den Knaben gerührt auf und küßte ihn mit Thränen im Auge.

„Seht," fuhr die Knieende fort, „der Schmerz hat meine verführerische Schönheit vertilgt. Nun frißt er an der Wurzel meines Lebens. Aber ich kann nicht sterben, bevor ich nicht Euere Verzeihung erlangt habe, edle Dulderin."

Ebba reichte ihr die Hand. In ihrem Gesichte strahlte etwas von der Glorie eines Engels.

Als der König im Jahre 1620 seine Gattin, Marie Eleonore, Prinzessin von Brandenburg, von

---

*) Dieser natürliche Sohn Gustav Adolfs wurde von seiner Tochter, der Königin Christine, später zum Grafen von Wasaborg erhoben.

Calmar, wo er sie erwartet, nach Stockholm geführt hatte, leitete er sie eines Tags auf das einsame Schloß Rosenberg. Es war ein schmerzlich schöner Herbsttag. In der Kapelle ließ der König die Gruft öffnen. Beide stiegen hinab. Vornan stand ein frischer Sarg, auf welchem ein zerrissener und verwelkter Kranz lag.

„Ehren Sie diese Asche!" sagte der König mit tiefer zitternder Stimme. „Hier schlummert Ebba Gräfin Brahe."

Ende.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Ausgewählte
Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Siebzehnter Band:

Für stille Abende.

Erster Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

Für stille Abende.

Erzählungen

von

Ludwig Störch.

Erster Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1856.

Inhaltsverzeichniß.

Der Prinz von Viana.

1.

Moralische Fäulniß der Fürstenhäuser im 15. und 16. Jahrhundert.

Die Familiengeschichte der Fürsten, fast immer das traurige Resultat treuloser Politik, hat selten ein erfreuliches Bild gegeben, am häßlichsten verworrensten, von gemeinen wilden und rasenden Leidenschaften entstelltesten zeigt sie sich im funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte und in diesem Zeitraume wiederum am gräßlichsten in den südlichen Staaten Europa's. Nichts gereicht z. B. dem Adel der Menschennatur mehr zur Schande, nichts ist für die sanften und hochherzigen Gefühle der Seele empörender als das Leben und die Thaten der Könige und Königinnen von Neapel in dieser heillosen Zeit. Alle verworfenen Gräuel, Mord, Raub, Unzucht beflecken dieses Königshaus, alle gemeinen und nichtswürdigen Verbrechen sind unter dem Deckmantel der Macht von diesen Kronenträgern und ihren nächsten Verwandten vollbracht worden. Welch eine Unsumme von Abscheulichkeiten, vor welchen ein schuldloses Herz entsetzt zurückbebt, ketten sich nicht an den Namen zweier Königinnen, Selbstherrscherinnen jenes von der schaffenden Natur mit den höchsten Reizen ausgestat-

teten Landes, der zwei Purpurträgerinnen Johanna der Ersten und der Zweiten! Aber wahrlich die Beherrscher der andern Staaten blieben in dem Bestreben nicht zurück, ihr Andenken mit Schande und Schmach besudelt der Nachwelt zu überliefern. Und selbst das Oberhaupt der Kirche, der „Statthalter Christi auf Erden" suchte gar oft den übrigen gekrönten Häuptern auf der Bahn der Laster und Verbrechen den Vorrang abzulaufen. Saß jemals ein größeres Scheusal auf einem Throne als der von Mit- und Nachwelt verfluchte Papst Alexander der Sechste, der Verbrecher Borgia? Gab es jemals einen treulosern, ränkesüchtigern, tückischern Menschen, als den König Ludwig den Elften von Frankreich? Sind nicht alle Höfe Italiens Pflanzschulen der Laster gewesen? Wohin auch das Auge des Geschichtsforschers sich wendete, es würde zurückschaudern vor der maßlosen Verworfenheit dieser Fürsten und ihrer Umgebung, wenn es nicht wiederum angezogen und entschädigt würde für das gräuliche Getriebe der Leidenschaften durch die herrlichsten Blüthen der Kunst und Poesie, welche neben jenen Giftblumen aus demselben Boden üppig emporwuchsen. Denn die schönsten Gebilde des schaffenden Genius, welche das Mittelalter hat entstehen sehen, gediehen an jenen Höfen, schossen gleichsam aus dem Pfuhle der Laster und Gemeinheit auf, eine wunderbare Erscheinung, ein psychologisches Räthsel! Ist es denn nicht der Tugend, der Reinheit des Herzens, der edeln Gesinnung vorbehalten das Höchste und Schönste, was der menschliche Geist erzeugen kann, in's Leben zu rufen? Die Geschichte hat leider auf diese unserm seelischen Bedürfnisse so entsprechende Frage keine bestimmt bejahende Antwort.

Zu den von Schmach und Sünde grauenhaft besudelten Königshäusern jener Zeit gehören auch die beiden nahverwandten Herrscherfamilien von Kastilien und Aragonien. Aber aus dem trüben Wirwarr zügelloser Leidenschaften leuchtet hier in Spanien ein reines edles Bild hervor und fesselt unser von so viel Laster und Schmutz ermüdetes und angeekeltes Auge um so lebhafter, weil wir in keinem andern Fürstenhause jener Jahrhunderte ein ähnliches Geist und Gemüth gleich labendes und erhebendes Leben erblicken. Und wenn uns auch die tiefste Wehmuth bei seiner Betrachtung übermannt, wir fühlen uns gerade dadurch nur noch mehr sittlich gestärkt und befriedigt von diesem Bilde. Wenn der Abendhimmel von schwarzen Wolken überdeckt ist, erfreut uns der Anblick eines großen klaren blitzenden Sternes um so mehr, und diese Freude bleibt in der Seele mit einer wehmüthigen trauernden Beimischung zurück, wenn wir den Stern endlich von der dräuenden Nacht der Gewitterwolken verschlungen sehen. Der Schmerz über den tragischen Untergang des Guten durch das Böse kräftigt ja unser sittliches Gefühl; die Thräne über das „Loos des Schönen auf der Erde" zittert als nährender Thautropfen unsers Herzens in seinem Blüthenkelche, dem Auge.

Das wehmüthig schöne Lebensbild, welches wir meinen, ist das des Don Carlos, Prinzen von Viana, Infanten von Aragonien und Navarra.

14.

Abstammung und Jugend des Prinzen von Viana.

Gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts war alles Land, welches wir unter dem Namen Spanien begreifen, in vier von einander streng geschiedene Königreiche getheilt, welche allmälig aus einer Anzahl kleinerer Staaten zusammengewachsen waren; es waren dies die Königreiche Kastilien, Aragonien, Navarra und Granada. Das letztere, den Ueberrest der einst großen und mächtigen Besitzungen der afrikanischen Bekenner des Islam, gewöhnlich nach einem ihnen einst von den Römern beigelegten Namen Mauren genannt, schied eine von Religion und Sitte gebildete große Kluft weit von den andern, und doch nicht weit genug, um nicht manches von der leichten Sitte und heitern gefälligen Lebensweise der Araber auf den strengen Ernst und die fast finstere Würde der christlichen Rittertugend und die eintönige und nüchterne Lebensart der Nachkommen der alten Westgothen abzustrahlen. Aus der Mischung des ursprünglichen gothischen Ernstes, altspanischer oder keltiberischer Tapferkeit und dem leichten Anfluge glänzender Maurensitte entstand der eigenthümliche neuspanische Charakter, der sich in den verschiedenen Königreichen, je nachdem das eine oder das andere dieser Elemente vorwaltete, wieder individuell gestaltete, so daß der leichtblütige Andalusier, der stolze prachtliebende Kastilier, der ernste Aragonier, der strenge freiheitglühende

Katalonier und der dem westgothischen (deutschen) Volkscharakter am treusten gebliebene, treuherzige Navarrese sich sehr augenscheinlich von einander unterschieden. Die langsame Wiedereroberung des Landes war von Obernavarra ausgegangen, und das Königshaus dieses Landes hatte den andern allmälig entstehenden Königreichen die Herrscher gegeben, so daß die Dynastien der iberischen Halbinsel, selbst die von Portugal, sich eines gemeinsamen Ursprungs erfreuten und mit einander blutsverwandt waren.

In Kastilien hatte sich nach langen und blutigen Parteikämpfen, in welchen zuletzt der König Peter der Grausame seinem unehelichen Bruder, dem Grafen Heinrich von Trastamara, erlegen war, mit diesem eine neue Dynastie auf den Thron geschwungen (1369), und als vierzig Jahre später das alte aragonische Herrscherhaus (das der Grafen von Barcelona) mit dem König Martin ausgestorben war (1410), wählten die Stände der drei zu dieser Krone gehörigen Königreiche Aragonien, Katalonien und Valencia einen kastilischen Infanten, den Enkel jenes Heinrich von Trastamara, zu ihrem Könige, so daß dieses Haus nun über den größten Theil von Spanien herrschte. Der neue König von Aragonien, Ferdinand, dem die Geschichte den Beinamen „der Gerechte" gegeben hat, war bei seiner Thronbesteigung 1412 schon sechs Jahre Regent von Kastilien gewesen; denn 1406 war sein älterer Bruder, der König von Kastilien Heinrich III., im achtundzwanzigsten Lebensjahre gestorben und sein Sohn und Nachfolger, der nachherige König Johann II. stand bei diesem frühzeitigen Todesfalle erst im zweiten Lebensjahre. Aber nur noch vier Jahre wurden Aragonien und Sicilien von Ferdinands Weisheit und trefflichem Willen regiert, denn

auch er wurde 1416 von einem frühzeitigen Tode zum Nachtheile beider Königreiche hinweggerafft. Er hinterließ zwei Söhne, Alfons und Johann, von welchen der erstere, zwanzig Jahre alt, nicht nur die Krone von Aragonien, Katalonien, Valencia, Sicilien und Sardinien überkam, sondern auch vier Jahre später von der Königin Johanna II. von Neapel adoptirt wurde. Doch entzweite sie sich wieder mit ihm und wies die Nachfolge dem Hause Anjou zu, welches Alfons später nach Johanna's Tode (1435) verdrängte und sich (1442) in den ruhigen Besitz Neapels setzte, wo er, von der reizenden Natur und von einem geschmeidigen fügsamen Volke mehr angelockt als von den rauhen Bergen Aragoniens und der trotzigen Freiheitsliebe der Katalonier, seinen bleibenden Wohnsitz aufschlug. Die Regentschaft seiner Stammländer übertrug er seinem jüngern Bruder Johann. Dieser war mit Blanka, der Erbin des Königreichs Navarra, vermählt. Sie war die Witwe des Königs Martin des Jüngern von Sicilien, des Sohnes Martin des Aeltern, Königs von Aragonien, mit welchem 1410 das Königshaus (der Grafen von Barcelona) ausgestorben war. Nur kurze Zeit war sie Königin von Sicilien gewesen, als ihr Gemahl jung und ohne Leibeserben in den Tod ging, aber selbst in dieser kurzen Frist und später als Witwe hatte sie so viel Segen auf der Insel ausgestreut, daß die Sicilier mit begeisterter Liebe an ihr hingen. Nach zehnjährigem Witwenstande reichte sie, achtundzwanzig Jahre alt, auf den Wunsch ihres Vaters, des Königs Karl III. von Navarra, und ihres Vetters, des Königs Alfons von Aragonien, dessen zweiundzwanzigjährigem Bruder Johann ihre Hand. Nicht die Herzen hatten diesen Bund geschlossen. Wie selten schließen

fürstliche Herzen einen Ehebund! Der Infant Johann von Aragonien hatte keine Aussicht zu einer Krone; um solche zu erwerben gab es nur ein Mittel: die Hand der verwitweten Königin von Sicilien, der Kronerbin von Navarra. Blanka und Johann wurden also verbunden, aber eben nur ihre Hände, nicht ihre Herzen und Seelen. Dies wäre auch unmöglich gewesen; denn gänzlich Ungleiches und einander Widerstrebendes läßt sich nicht in Eins verschmelzen und verbinden. Blanka, von sanfter stiller Gemüthsart, menschenfreundlich, wohlthätig, theilnehmend an jedem menschlichen Geschicke, eine begeisterte Freundin der limusinischen Dichtkunst, welche fast gleichzeitig mit Blanka's Geburt ein heiteres und glückliches Asyl am Hofe Johanns I. von Aragonien, des ältern Bruders Martins, ihres Schwiegervaters, gefunden und bis zu dem Tode des Letztern geblüht hatte, paßte sie wenig zu dem rauhen und wenig veredelten Charakter ihres zweiten Gemahls, der nur in der Ausübung des Waffenhandwerks eine geistige Befriedigung fand, und sie empfand dies um so schmerzlicher, als ihr erster Gemahl, der König Martin der Jüngere von Sicilien, ihr in Sinnes- und Gefühlsart gleich gewesen war und die heitere Kunst der Poesie, die Veredlerin des Herzens, geliebt hatte wie sein Oheim Johann I. und sein Vater Martin. Mit dem Geschlechte der edeln Grafen von Barcelona war aber auch die Liebe zur Kunst der Troubadours auf dem Throne von Aragonien erloschen, und die Sprossen des kastilischen Hauses Trastamara beschäftigten sich nur mit Politik und Waffen. Sie waren kastilische Ritter, aber keine aragonischen Sänger mehr. In Blanka's schwärmerischem, für alle weichen und zärtlichen Eindrücke empfänglichen Ge-

müthe grünte aber die schöne Saat der Lieder fort, die sie in früher Jugend von dem durch Johann I. in Barcelona gestifteten Flora-Dichterverein empfangen hatte.

Die Früchte dieser ungleichen und unglücklichen Ehe waren drei Kinder, ein Prinz, welcher 1421 zu Saragossa geboren den Namen seines mütterlichen Großvaters, des Königs Carlos von Navarra, erhielt, dessen Thronerbe er einst werden sollte, und zwei Prinzessinnen, Blanka und Eleonore. Für den Infanten Carlos schuf der König von Navarra den Titel „Prinz von Viana", welchen jedes Mal der muthmaßliche Thronerbe von Navarra führen sollte. Die schöpferische Hand der Natur dagegen gab dem Prinzen von Viana und seiner Schwester Blanka das sanfte und hochherzige Gemüth ihrer Mutter, der jüngern Infantin Eleonore den harten und ränkesüchtigen Sinn ihres Vaters. Aus diesem Grunde war es natürlich, daß Carlos und Blanka die Lieblinge der Mutter, Eleonore der des Vaters wurde.

Der Infant Johann und sein jüngerer Bruder, der Infant Heinrich, lebten meist am kriegerisch bewegten Hofe ihres ältesten Bruders, des Königs Alfons und folgten diesem in den Heerzügen gegen die Königin Johanna von Neapel und deren Adoptivsohn, den Herzog Ludwig von Anjou, sowie gegen ihren Nachfolger, den Bruder des Letztern, René von Anjou, Herzog von Lothringen, und sie kämpften die Schlachten desselben bis zu René's Vertreibung aus Neapel und Alfons' Befestigung des neapolitanischen Thrones. Johanns Gemahlin dagegen brachte ihre Tage meist auf einem einsamen Schlosse tief in den aragonischen Bergen, dem Besitzthume Johanns, mit der Erziehung ihrer Kinder und mit den schönen

Künsten der Poesie, Musik und Malerei beschäftigt zu und zeigte sich nur bei besondern Gelegenheiten und auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs oder ihres Gemahls am Hofe. Außerdem wurde ihre Thätigkeit bald durch den Tod ihres Vaters in Anspruch genommen. Karl III., König von Navarra, starb 1425, fünf Jahre nach Blanka's Vermählung mit Johann von Aragonien und einige Monate nach der Geburt ihrer jüngsten Tochter Eleonore. Schon in ihrem Heirathsvertrage, welchen ihr Vater stipulirt hatte, war festgestellt worden, daß im Falle ihres Todes ihr ältester männlicher Erbe und in Ermangelung von Söhnen der weibliche das Königreich Navarra, unter Ausschließung ihres Gemahls, erben sollte. Diese Bestimmung fand sich jetzt im Testamente des verstorbenen Königs wiederholt, und der Sinn derselben war so klar, daß Johann nicht wagte, die königliche Gewalt, die Würde und den Titel eines Königs von Navarra sogleich anzunehmen oder zu begehren, obgleich seine Gemahlin die rechtmäßige Königin dieses Landes war. Dieser Umstand entfremdete ihr aber das Herz ihres Gemahls noch mehr als zeither der Fall gewesen war, und er begleitete sie selbst nicht nach Pampelona, der Haupt- und Residenzstadt ihres Königreichs, als sie mit ihren Kindern dorthin ging, die Krone und die Erbhuldigung der Stände des Volkes anzunehmen. Getreu ihrer Pflicht als Gattin, kehrte sie nach einiger Zeit nach Aragonien zurück und erst mehrere Jahre später residirte Johann mit ihr in Pampelona, doch stets mit geheimer Eifersucht auf die unbegrenzte Verehrung, welche seine Gemahlin von ihrem Volke genoß. Aber selten verstand auch eine auf den Thron berufene Frau mit so hoher Weisheit und Liebe die Pflichten der Herr-

scherin mit denen der Mutter zu vereinigen. Die Beglückung ihres Volkes und die Erziehung ihrer Kinder waren die beiden Gegenstände ihrer unablässigen Sorge, und die letzte war insofern fast allein ihr Werk, als sie die Lehrer und Lehrerinnen derselben selbst wählte und, so oft es ihre Zeit erlaubte, dem Unterrichte beiwohnte und ihn wohl selbst leitete. Mit allen durch männliche Tugend, Talent und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männern, welche zu ihrer Zeit in Spanien lebten, stand sie in persönlicher Verbindung; sie lud sie oft an ihren Hof ein und hörte ihre Rathschläge in Bezug auf die Regierung und die Erziehung ihrer Kinder.

Der vorzüglichste unter diesen Männern, und von ihr am meisten begünstigt, war der berühmte kastilianische Hofmann Heinrich von Villena, der erste Marquis in Spanien, welcher zur Zeit der Erhebung des kastilischen Infanten Ferdinand auf den aragonischen Königsthron (1412) den aragonischen Flora-Dichterverein wieder ins Leben gerufen und nach Tortosa verlegt hatte. Dieser adelige Gelehrte, aus den Könighäusern von Aragonien und Kastilien entsprungen, widmete sein Leben und seine großen Reichthümer der Wissenschaft und Poesie, und sammelte einen zahlreichen Kreis von Gelehrten und Dichtern um sich, fast alle, die damals Spanien ihr Vaterland nannten, und unterstützte sie mit einer wahrhaft verschwenderischen Freigebigkeit. Auf die Bitte der Königin Blanka hatte ihr der Marquis von Villena einen Lehrer und Erzieher für ihre Kinder gesandt, der den Wünschen und Ansprüchen dieser hochgebildeten Frau nicht nur entsprach, sondern sie bald weit übertraf, wofür sie sich dem Marquis zum lebhaftesten Danke verpflichtet fühlte.

Dieser auf die eben erwähnte Weise in das navarrische Königshaus gekommene junge Mann war ein Ordensgeistlicher, Bruder Bartolomeo de la Vega, einem alten Geschlechte des niedern altkastilischen Adels entsprossen und als ein jüngerer Sohn schon früh zum Klerikate bestimmt. Ein genialer Kopf, mit einem edeln hochsinnigen Gemüthe gepaart, hatte er mit dem Wissensdurste und der kühnen Begeisterung ungewöhnlich begabter Geister sich den Studien ergeben und es in den Naturwissenschaften, vorzüglich der Astronomie, bald zu bedeutenden Resultaten gebracht; dabei hatte er die Pflege der Muttersprache nicht vernachlässigt und sich mit Glück in der Poesie versucht. Da nun seine Lieblingsstudien auch die des Marquis von Villena waren, so konnte es nicht fehlen, daß sie bald mit einander bekannt wurden und Bruder Bartolomeo als Mitglied in den Flora-Verein trat. Als die Königin von Navarra vom Neubegründer und Vorsteher dieser Dichterakademie einen kenntnißreichen Mann verlangte, der aber die edelsten und reinsten Eigenschaften des Herzens besitzen müsse, um als Lehrer und Erzieher des Prinzen von Viana tauglich zu sein, konnte ihr der Marquis keinen passendern und trefflichern Mann empfehlen, als den Bruder Bartolomeo de la Vega.

Die Königin lernte den jungen Geistlichen je mehr schätzen, je länger er in ihrem Hause verweilte, und als sie den ungewöhnlichen Reichthum seines Wissens und die Tiefe seiner schönen Seele ganz erkannt hatte, erhob sie ihn zum Leiter und Theilnehmer ihrer eigenen wissenschaftlichen und poetischen Beschäftigungen und fand in seinem belehrenden und gemüthlichen Umgange Ersatz für die ihr durch ihre ehelichen Mißverhältnisse bereiteten Leiden. Den entschiedensten Ein-

fluß gewann Bruder Bartolomeo auf Geist und Herz des bildungsfähigen Prinzen und seiner ihm so ähnlichen Schwester Blanka; bei weitem weniger gelang es ihm mit der Infantin Eleonore. Carlos machte glänzende Fortschritte in den Wissenschaften; es zeigte sich bald, daß er von außerordentlicher geistiger Begabung war, daß aber sein Gemüth schier noch reicher war als sein Geist; denn mit seiner Erkenntniß wuchs seine schwärmerische Liebe zu seiner Mutter und zu seinem Lehrer. In seinem dreizehnten Lebensjahre nannte sich Carlos stolz den Freund Bartolomeo's und beide schwuren sich, auf des Prinzen Verlangen, einen feierlichen Eid, sich niemals zu trennen.

3.

Die Studienjahre.

Die Königin hatte mit ihrem Gemahle, dem die Gleichgiltigkeit und Geringschätzung, die er in Navarra erfuhr, nicht behagte, auf sein Verlangen ihren Wohnsitz wieder in Aragonien genommen und einen Statthalter über ihr Königreich gesetzt; drei bis vier Monate brachte sie aber jährlich zur schönen Jahreszeit in ihrem Erbstaate zu, jedes Mal vom Prinzen von Viana und dessen Hofmeister begleitet. Sie selbst führte den Infanten so viel als möglich unter das Volk und in dem wildromantischen Berglande umher, zu dessen künftigen Beherrscher er berufen war, um seine schöne empfängliche Seele zu stärken und würdig

auf seinen großen Beruf vorzubereiten. Der Prinz wurde auf diese Weise nicht nur mit dem ganzen Adel des Königreichs, sondern auch mit dem Volke bekannt und vertraut und die früh entzündete keusche Flamme seiner Liebe zu Volk und Land, sorgsam genährt und angefacht von seiner edeln Mutter und seinem ebenso trefflichen gesinnungstüchtigen Lehrer, gewann ihm die Herzen aller Navarresen. Vierzehn Jahre alt bezog er mit Bartolomeo de la Vega die Universität zu Barcelona, welche fünf Jahre vorher (1430) vom König Alfons von Aragonien, seinem Oheime, gegründet worden war. Der König führte ihn selbst dort ein und empfahl ihn der Sorgfalt der Lehrer. Carlos fuhr hier fort, sich unter der Leitung Bartolomeo's den Studien mit Eifer zu widmen. Am meisten zogen ihn die historischen Wissenschaften und die alten Sprachen an, doch auch der Poesie blieb er nicht fremd, und in seiner reichen Bibliothek befanden sich nicht nur die Abschriften aller griechischen und römischen Klassiker, sondern auch aller Gedichte der provençalischen Troubadours, von denen viele ihre Blüthe unter dem Schutze der aragonischen Könige aus dem Geschlechte Barcelona's ruhig hatten entfalten können. als der Sturm der Verfolgung, welcher zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts das südliche Frankreich durchwüthete, sie aus den lieblichen Thälern ihres Vaterlandes vertrieben hatte. Diese Minnesänger hatten einst eine gastliche Zufluchtsstätte am kunstsinnigen Hofe von Aragonien gefunden; die gepriesenen Könige dieses Landes hatten nicht nur die „heitere Kunst“ beschützt, einige derselben hatten sie mit gutem Erfolge selbst geübt, und Alfons II., Peter II., Peter III., Jakob I., Peter IV. hatten sämmtlich Schriften in der limusinischen Sprache hinterlassen, in deren

Besitz der Prinz von Viana war, und die er mit dem größten Vergnügen studirte. Die drei erstern Könige hatten in Versen, die beiden letztern in Prosa die Geschichte ihrer Zeit beschrieben und die Zeitgeschichte Jacobs I. ward besonders wegen ihrer Treue geschätzt. In diesen gelehrten und schriftstellernden Königen sah der Infant Carlos leuchtende Muster für seine eigene Zukunft; sich wie sie auszuzeichnen war sein glühendster Wunsch; auch sein Hof sollte einst der Versammlungsort aller Dichter und Gelehrten Spaniens werden.

Von seinem lebendigen Geiste getrieben und von seiner Mutter und seinem Lehrer, deren Stolz und Freude er war, auf das Kräftigste in seinem Streben unterstützt, suchte er als Student schon die Bekanntschaft der damals lebenden berühmtesten Dichter und Gelehrten Spaniens. Diese waren, außer dem schon genannten Marquis Heinrich von Villena, Johann von Mena, die Blume der kastilischen Poesie im fünfzehnten Jahrhunderte, und Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, „der Ruhm und die Freude des kastilischen Adels," wie er von seinen Zeitgenossen nicht mit Unrecht genannt wurde. Diese drei hochbegabten Männer waren die Sterne erster Größe in dem glänzenden Kreise, welcher den prachtlustigen Hof des Königs Johann des Zweiten von Kastilien umgab und ihm zur höchsten Zierde gereichte. Dieser König, obgleich schwach von Character und gänzlich abhängig von seinem durch den tragischen Ausgang seines Schicksals fast noch mehr als durch seinen stolzen Uebermuth und durch seine Geistesgröße berühmten Minister und Günstling Alvaro de Luna, hatte doch eine unbegrenzte Liebe und Verehrung für Poesie und Wissenschaft und zeichnete die schöpferischen Träger derselben

durch reiche königliche Gnaden aus. Mit dem vierzehnten Lebensjahre von den Kortes für volljährig erklärt, im siebzehnten schon vermählt, überließ König Johann alle Regierungsgeschäfte seinem Minister Luna und beschäftigte sich fast nur mit der Lectüre poetischer Schriften und zog die Dichter an seinen Hof. Er hielt sich selbst für einen großen Kenner und Kritiker poetischer Werke. Mena's Gedichte schätzte er so hoch, daß sie nebst dem Gebetbuche stets auf seinem Tische lagen. Den Dichter hielt er in seinem nächsten Umgange und gab ihm eine glänzende Stellung.

Johann von Mena war in dem schönen Cordova geboren, „der Blume der Wissenschaft und des Ritterthums,“ wie er es selbst nannte, dem niedern Adel entsprossen und früh von glühender Leidenschaft für die Wissenschaft erfüllt, der er erst in Salamanca, dann in Rom zu genügen strebte. In der ewigen Stadt drang er tief in den Geist der unsterblichen Meister, deren Werke erst seit kurzem der staunenden Welt gezeigt hatten, was eine neuere Sprache zu leisten vermag, und er eignete sich Geschmacksregeln an, die seinem Geiste eine neue Richtung gaben. Diese theilte er dann durch eigne Schöpfungen seinen Landsleuten mit, so daß er der kastilischen Dichtkunst eine neue Gestalt gab. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland zogen seine schriftstellerischen Verdienste bald die Aufmerksamkeit und dann die allgemeine Bewunderung der Spanier auf sich und erwarben ihm die Gönnerschaft der Großen und vorzüglich die Freundschaft des gelehrten und einflußreichen Marquis von Santillana, der ihn dem jungen Könige zuführte. Die Gunst desselben fesselten Mena durch schöne süße Gedichte, die ganz Kastilien entzückten.

Der Marquis von Santillana, der zweite präch-

tige Dichterstern am kastilischen Hofe, war ein Sohn des vornehmsten Adels, der sogenannten „reichen Männer" (ricos hombres), ein Grand von Kastilien und bekleidete die ersten Civil- und Militairstellen des Staates. Obgleich ein Ritter im vollsten Sinne des Wortes, war er doch den Wissenschaften und vorzüglich der Poesie mit einer so hochbegeisterten Liebe ergeben und trat selbst als schaffender Genius mit so gediegenen Werken auf, daß sein immer wachsender Ruhm vornehme und geistreiche Ausländer aus allen Theilen Europa's herbeizog, um ihn persönlich kennen zu lernen. Sein Haus war nicht nur der Sammelplatz aller jungen Hofadeligen, denen er hier Gelegenheit gab, sich in den ritterlichen Tugenden auszubilden, sondern auch aller durch Geist und Kenntnisse ausgezeichneten Männer, die er freigebig belohnte und durch sein Beispiel ermunterte. Seine hohe Stellung, sein großer Reichthum und seine schwärmerische Liebe zu den Wissenschaften machten ihn zum natürlichen Mäcen aller spanischen Dichter und Gelehrten seines Zeitalters.

Die dritte geistige Größe jenes glänzenden Dreigestirns Kastiliens, der Marquis von Villena, widmete sich mit so beispielloser Leidenschaft den Wissenschaften und der Dichtkunst, daß er darüber seine irdischen Angelegenheiten gänzlich vernachlässigte und seine erst guten Vermögensumstände in Verwirrung gerathen ließ. Fast seine ganze Habe verwendete er auf die von ihm nach Tortosa gezogene Dichterakademie, den Floraverein und jedes Mitglied derselben hatte sich seiner reichen Unterstützung zu erfreuen.

Außer diesen lebten in Burgos noch eine Menge Dichter und Gelehrte von geringerer Bedeutung und

meist von der Gunst und Freigebigkeit des Königs und der beiden letztgenannten Marquis.

Der Prinz von Viana wurde vom kastilischen Hofe glänzend empfangen und vom Könige und den drei großen Männern mit Beweisen von Gnade und Liebe überhäuft. Der König, damals dreißig Jahre alt, ließ sich von seinem nur um die Hälfte jüngern Vetter dessen poetische Versuche vorlegen und weissagte daraus eine neue und glänzende Epoche für die göttliche Kunst in Spanien. Der Marquis von Villena betrachtete sich als Carlos natürlichen Beschützer und Leiter auf der Bahn der Kunst und Wissenschaft, und machte ihn zum Mitgliede des Floravereins; Mena dichtete ein vom süßesten Zauber der Sprache erfülltes Gedicht auf ihn, und der Marquis von Santillana gab ihm glänzende Feste. Der König aber schlug ihn mit großer Feierlichkeit im Beisein des Hofes und der kastilischen Ritterschaft zum Ritter. Es waren selige Tage für den Prinzen von Viana, die er in Gesellschaft der von ihm so hoch verehrten und bewunderten Männer verleben durfte, deren Geisteswerke ihn schon lange entzückt und nach deren persönlicher Bekanntschaft er sich in seinen bunten und heißen Jugendträumen gesehnt hatte. Mit dem Kronprinzen von Kastilien, Henriques (Heinrich), damals zwölf Jahre alt, und also nur drei Jahre jünger als er, schloß er einen innigen Freundschaftsbund, der für ihr ganzes Leben ausdauern sollte, und beide wohnten fast täglich den ritterlichen Waffenübungen des jungen Adels im Hause des Marquis von Santillana bei.

Auch der Bruder Bartolomeo wurde überall mit Auszeichnung aufgenommen und geehrt, was dem Herzen des Prinzen vorzüglich wohl that.

Dieser Besuch, in der Folgezeit noch einige Male

wiederholt, hatte auf Carlos den günstigsten Einfluß und gab nach seiner Rückkehr nach Barcelona seinen Studien neuen Schwung.

Unter den Studenten der neuen Universität befanden sich auch mehrere junge Adelige aus Navarra, welche den Prinzen von Viana als ihren künftigen König verehrten, und Carlos schloß sich ihnen besonders an. Einen derselben, Inigo de Silva, einen schönen edlen und sanften Jüngling aus einem nicht reichen Hause, zeichnete er aber besonders aus und fühlte sich so sehr zu ihm hingezogen, daß bald die schönsten und zärtlichsten Freundschaftsbeziehungen zwischen beiden sich befestigten. Inigo, vier Jahre älter als Carlos, war eine große und edle Seele, ein Muster an Fleiß und jeder ritterlichen Tugend. Den Rechtswissenschaften obliegend, vernachlässigte er doch das Studium der schönen Wissenschaften keineswegs und trieb auch die „fröhliche Kunst," wie damals fast alle junge studirende Männer aus den höhern Ständen. Seine und des Prinzen geistige Beschäftigung war also ganz gleicher Art, nur hatte Inigo weniger Begabung zur Poesie als der Prinz und betrieb das Jus mit desto größerem Eifer. Ein seiner Natur eigenthümlicher Ernst war durch frühe widerwärtige Schicksale noch mehr vertieft worden und sein sinniges Wesen bildete einen schönen und edeln Gegensatz zu Carlos' zarter Gefühlsschwärmerei. Beide ergänzten einander und fühlten sich deshalb so mächtig von einander angezogen, zumal sie eine gleich starke Liebe für ihr bergiges an wilder Schönheit und an Biedersinn seiner Bewohner so reiches Vaterland, so wie zu allem Schönen und Guten beseelte. Sie waren täglich zusammen und betrieben Studien und Waffenübungen gemeinschaftlich, und Bruder Bartolomeo war dem

wackern Silva fast mit gleicher Freundschaft ergeben, wie seinem eignen Zöglinge.

Die Königin, hoch erfreut über den edeln Freundschaftsbund der beiden Jünglinge, bezeigte dem jungen Edelmanne ihr Wohlwollen durch manche zarte Aufmerksamkeit. Jedermann sagte daher Inigo de Silva eine glänzende Zukunft voraus; es schien, daß die ersten Staatsämter des Königreichs Navarra ihm gewiß sein würden.

Nun war zu jener Zeit der Adel dieses Landes in zwei Parteien gespalten, in die Beaumonts und Agramonts, die den Namen von ihren ersten Häuptern und Leitern, von welchen der Streit, eine rein persönliche Fehde, zuerst ausgegangen, führten und an denen sich das ganze Königreich betheiligte, so daß sie sich gleich mächtig und gewaltig gegenüber standen. Zu der ersten persönlichen Veranlassung waren allmälig politische Interessen gekommen, und als die erstere längst beseitigt und vergessen war, hatten sich die letztern immer schärfer ausgebildet, wie dies bei allen politischen Parteien in allen Ländern der Fall gewesen ist. Die Namen dauern in solchen Parteien fort, obgleich ihre ursprüngliche Bedeutung ganz verloren gegangen ist. Die Familie des Inigo de Silva gehörte zu den Beaumonts und durch ihn wurde der Prinz von Viana ebenfalls zu dieser Partei gezogen. Die Agramonts, von welchen auch mehrere junge Männer in Barcelona studirten, bemühten sich deshalb auf vielfache Weise, den Prinzen von ihrer Gegenpartei abzuziehen und seine Anhänglichkeit an Inigo zu verringern; aber Carlos hörte auf keine Einflüsterungen, und das Verhältniß der beiden Freunde wurde dadurch nur noch inniger und fester.

4.

Die Regentschaft.

Auf diese Weise verflossen dem Prinzen von Viana die schönen Studienjahre. Nach Beendigung derselben machte er in Begleitung seines Hofmeisters und Inigos eine Reise durch Spanien, Frankreich und Italien, auf welcher er von allen Höfen mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Selbst das unvergleichliche Granada besuchte er, um die kunstsinnigen Mauren in der Nähe kennen zu lernen. Der König Mahomed IX. al Azafi, schon von zwei Gegenkönigen aus seiner Familie vom Throne verdrängt und wieder darauf befestigt, hatte kurz vorher einen Krieg mit Kastilien beendigt und sah den Besuch des Prinzen als eine Bürgschaft des Friedensbundes an; alle Kunst- und Literaturschätze der reichen Stadt wurden dem königlichen Jünglinge vorgelegt und er lernte das romantische Ritterthum, kriegerischen Kampf, galante Damenliebe, Roman und Rittertugend, an ihrer Quelle kennen. — Am längsten hielt er sich aber in Rom auf, wo er sich tief in das Studium der Wissenschaften und der Kunst versenkte, vom Papste Eugen IV. auf jegliche Weise unterstützt. In Aragonien war eben sein Oheim, der König Alfons, in einem Kriege mit Genua gefangen genommen worden und dessen Gemahlin, die Königin Maria zur Regentin des Landes erklärt. Doch gab sie dem Prinzen Feste, obgleich sie mit seiner Mutter nicht auf engem freundschaftlichen Fuße stand. In's Vaterland und Vaterhaus zurückgekehrt, wurde Carlos von seinen Eltern zum Statt-

halter und Regenten von Navarra ernannt und trat mit seiner ihm geistig und körperlich so ähnlichen, zur reizenden Jungfrau emporgeblühterk Schwester Blanka in das innigste und schönste Verhältniß einer zarten Geschwisterliebe, wie sie nur unter so gleichgestimmten Seelen möglich ist. Die Liebe der Navarrer begrüßte ihn mit Jubel, und selbst die beiden Parteien schienen sich unter der milden und segensreichen Regierung des jungen Regenten zu vereinigen. Inigo de Silva wurde sein treuer Rathgeber, doch auf den ausdrücklichen Wunsch desselben noch nicht mit einem Staatsamte betraut. Die wilden Bewegungen in Frankreich, welches von den Engländern fast besetzt und durch die gottbegeisterte Jungfrau von Orleans wieder erobert worden war, die Kämpfe in Spanien und die Kriege Alfons um Neapel berührten das Königreich Navarra nicht. In dem wilden und rauhen Pyrenäengebirge lebte das einfache, von keinen vornehmen Bedürfnissen und Leidenschaften entsittlichte Volk, treu der Sitte seiner Väter, arm und glücklich und im Besitze einer guten Staatsverfassung, die, der aragonischen ähnlich, den Volksvertretern einen bedeutenden Antheil an der Regierung sicherte und unter einem durch Geist und Herz gleich ausgezeichneten jungen Regenten, der des Volkes Rechte ehrte und stützte. Navarra war unter der Regentschaft des Prinzen von Viana das glücklichste und zufriedenste Land des ganzen Erdkreises, und Don Carlos, der edle liebenswürdige Königssproß, der glücklichste Mensch in diesem Lande. Gehoben und getragen von der Liebe des Volkes, seine Zeit zwischen den Geschäften der Regierung, der Sorge für das Volkswohl, den großartigen Plänen für die Zukunft, den Studien und Forschungen in den Gebieten der Geschichte und Poesie und den heiligen und

süßen Früchten der Sohnes- und Bruderliebe und der edelsten Freundschaft theilend, blühete er, an Geist und Körper gleich gesund, immer kräftiger und männlicher empor und gewährte dem Lande die reichsten Hoffnungen für die Zukunft. Bartolomeo und Inigo standen ihm rathend und helfend zur Seite, beide gleich durchglüht, wie der Prinz selbst, vom reinsten Willen und ausgestattet mit Geist, Kenntnissen und Thatkraft. Die durch den Sohn hochbeglückte Mutter, welche in Folge ihres ehelichen Looses seit einiger Zeit kränkelte, gab zu allen Regierungshandlungen des Prinzen ihre Zustimmung, und sein Vater war mehr als je in den Kriegen seines Bruders Alfons beschäftigt und störte wenigstens die segensreiche Wirksamkeit seines Sohnes nicht.

5.

Ein Vermächtniß.

Diese glückliche Jugendzeit des Prinzen von Viana wurde im dritten Jahre seiner Regentschaft durch einige für ihn äußerst schmerzliche Zwischenfälle unterbrochen. Sein geliebter Lehrer und Erzieher, der Bruder Bartolomeo de la Vega, seit wenigen Jahren zur Würde eines Bischofs von Pampelona erhoben, erkrankte von den allzugroßen Anstrengungen, deren er sich bei seinen Amts- und den ihm übertragenen Regierungsgeschäften unterzogen hatte, und da er ohnedies von schwächlicher Leibesconstitution war, so

unterlag er dem Sturme der Krankheit. Als er die Nähe des Todes fühlte, bat er den sein Lager nicht verlassenden Prinzen um eine Unterredung unter vier Augen. Sobald sie sich allein befanden, ergriff der seiner letzten Stunde mit so großer Fassung entgegengehende Prälat die Hand seines dankbaren Zöglings und sprach mit schwacher Stimme: „Mein theurer Prinz, ich muß, ehe ich aus dem Leben scheide, Euch ein mir theures Geheimniß entdecken und Euch ein heiliges Unterpfand meiner unwandelbaren Liebe zu Euch einsetzen. für das ich Eueren Schutz und Euere Vorsorge erflehe. — Ehe ich des Glückes theilhaftig wurde in das Haus Euerer Eltern als Euer Lehrer einzutreten, lebte ich den heitersten nnd schönsten Studien ergeben in Toledo. Ein von einem, wenn auch geringen poetischen Talente gehobenes lebhaftes Temperament führte mich in die Nähe einer jungen reizenden und vornehmen Dame, welche gleich mir für die erhabenen Genüsse der Dichtkunst erwärmt war, und erfüllte mich mit der gewaltigen Sehnsucht nach Liebe, welche die ewigen und unwandelbaren Gesetze der Natur geheiligt, die irdischen und wandelbaren der Kirche im Kleriker verdammt haben. Aber die Natur steht höher als die Kirche und behält im Geheimen stets Recht, wenn die Kirche auch öffentlich gegen sie Recht zu behalten scheint, und der Kleriker ist und bleibt ein Mensch, die Kirche mag das rein Menschliche in ihm verdammen, wie sie will. Genug die Natur führte mich mit süßer Gewalt ihre Wege. Ihr habt seit fast siebzehn Jahren, seit Ihr zum Selbstbewußtsein gekommen seid, täglich und stündlich Gelegenheit gehabt mich kennen zu lernen, und deshalb fürchte ich nicht, daß Ihr die zärtliche Verbindung mit der Dame meines Herzens für eins jener gemeinsinn-

lichen und tadelnswerthen Verhältnisse haltet, wie wir sie die Geistlichkeit Spaniens mit einer ekelerregenden und gleichsam zur Schau gestellten Oeffentlichkeit unterhalten sehen. Nein, mein Prinz, ich habe die Pflichten der Sittlichkeit niemals verletzt; ich habe die leidenschaftliche Liebe, die mich ergriffen und so hoch beglückte, mit der äußersten Sorgfalt vor aller Welt verborgen gehalten und gleichsam vor mir selbst mit dem Schleier eines züchtigen Geheimnisses verhüllt. Mein Glück war nur von sehr kurzer Dauer. Meine Geliebte starb, sobald sie der Welt ihr kleines Ebenbild geschenkt hatte, und mein jahrelanger Schmerz fand in der Liebe zu diesem lieblichen Kinde eine wehmüthige Genugthuung. Die heiligsten Gefühle meines Herzens, die ich für die Mutter gehegt, trug ich auf die Tochter über, ja die für das Kind wurden im Laufe der Zeit von noch erhabenerer Natur. Maria — sie heißt wie ihre Mutter — wurde der Inbegriff meiner höchsten und reinsten Wünsche, der Glanz- und Gipfelpunkt meines Lebens. Alles was ich dachte, trieb und ausführte, bezog ich fast unwillkürlich auf sie; sie war der liebliche Gegenstand, in welchem mein Streben zusammenging. Auf diese Weise wurde sie der leitende und beglückende Engel meines Lebens. Aber ich verbarg auch meinen Schatz mit eifersüchtiger Furcht vor den Augen der Welt; ich hütete ihn mit dem grillenhaften Eigensinne eines Geizigen; ich gönnte den Anblick desselben und die Freude daran den Menschen um so weniger, je schöner und kostbarer er sich entfaltete. Einer meiner Freunde kaufte für mich — er wußte selbst nicht zu welchem Zwecke — einen Meierhof im Thale Roncevales; der Meier, den ich darauf setzte, war ein armer Verwandter von mir, den ich in eine günstige Lage gebracht. Er war der

einzige Vertraute meines Geheimnisses. Dieser Mann und seine Frau waren von edler Gesinnungsart und zeigten aufrichtige Dankbarkeit und Ergebenheit. Maria bezog mit ihnen den Meierhof und wurde von ihnen für ihr ältestes Kind ausgegeben. Die Eltern sorgten für einen zweckmäßigen Unterricht der Kinder. Maria machte die herrlichsten Fortschritte. Jedes Jahr besuchte ich sie ein oder zwei Mal und schwelgte im Glücke süßester Vaterfreude. Ich galt für Maria's Taufpathen und deshalb fiel es Niemandem von den Leuten des Pächters auf, daß sie mein Liebling war. So ist sie in der Stille und Einsamkeit des Gebirges aufgewachsen und erblüht als die lieblichste Blume des lieblichen Thales. Sie steht jetzt im achtzehnten Lebensjahre und ist rein und keusch wie der Schnee der Berge, ein unschätzbares Kleinod. Da sie mit begeisterter Liebe an jenem Thale hängt, in welchem sie aufgewachsen, so habe ich all' mein Vermögen, welches ich der Gnade Euerer Mutter verdanke, darauf verwendet, ihr das schöne Schloß Castillo in der Nähe zu kaufen. Ein glücklicher Zufall setzte mich schon vor mehreren Jahren in den Besitz desselben; mit ihrem zwanzigsten Jahre sollte sie Herrin davon werden. Dort wollte ich ihr Lehrer und der Hüter ihrer süßen Unschuld werden. Das mir jetzt schon gesteckte Ziel meiner Tage macht andere Maßregeln nothwendig. Maria bedarf eines Schützers, wenn die Stürme des Lebens auch ihr nahen sollten. Wer verdiente mein Vertrauen in einem höheren Grade als Ihr, mein theurer Prinz? Wessen Herz wäre würdiger ein so kostbares Kleinod zu beschirmen, als das Eurige? Und wer besitzt zu solchem Schutze mehr Macht, als mein königlicher Herr? Euch vermache ich meinen größten Schatz, Ihr sollt der Erbe meines reichsten Gutes

sein. Und wenn Ihr, wie ich hoffe und Euch inständig bitte, die Erbschaft annehmt, so sterbe ich ruhig; denn ich weiß mein geliebtes Kind in den besten und treuesten Händen."

„Ich danke Euch für Euer Vertrauen, mein edler väterlicher Freund!" rief der Prinz bis zu Thränen gerührt. „Ihr habt mir jetzt den schönsten Beweis gegeben, wie richtig Ihr mich und Euere Stellung zu mir erkannt habt. Ihr wußtet, daß Ihr mir dieses Vertrauen schuldig waret und nur mir allein, und daß ich ein Recht hatte es zu fordern und nur ich allein. Denn Ihr seid der Bildner meines Geistes und meines Herzens. Soll ich Euch schwören, daß ich Maria als mein größtes Heiligthum halten werde, daß sie mir eine theuere Schwester sein wird, die keusche Rose, deren Jugend ich mit dem Dornenzaune meiner Macht umgeben werde?" — Der Bischof machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Nein, es bedarf weder für Euch noch für mich des bindenden Eides. Mein Herz ist Euch enger und fester verbunden als durch jeden Eid. Ihr wißt es, was ich Maria sein werde. Nur die Versicherung kann ich nicht unterdrücken, so überflüssig sie Euch auch erscheinen mag — mein Herz drängt mich dazu — die Versicherung, daß ich die Schuld der Dankbarkeit, die Euch gehört, an Maria abtragen werde."

Der Bischof umarmte seinen Zögling mit verklärten Zügen, und die Thränen der beiden trefflichen Menschen vermischten sich. — Zwei Tage später starb Bartolomeo de la Vega in den Armen des Prinzen Carlos.

6.

Maria.

Nachdem die tiefe Trauer des Infanten den irdischen Ueberresten seines väterlichen Freundes die letzte wehmüthige Ehre auf die würdigste Weise erwiesen hatte, ritt er, nur von einem Diener begleitet, nach dem hohen grünen Thale der Pyrenäen, für welches er eine romantische Vorliebe hegte, weil es durch die Sage vom ritterlichen Tode des Helden Roland im Kampfe gegen die Araber gleichsam geheiligt war. Die Gedichte, welche Rolands Tod in Roncevales feierten, hatte er oft mit jenem schwärmerischen Vergnügen gelesen, welches nur eine so hoch gestimmte, von der Glut poetischer Begabung durchwärmte Seele empfinden kann, wie das seinige. Zu dieser romantischen Vorliebe für das reizende Thal kam nun ein persönliches Interesse. Mit einem vielfach gemischten und hochgesteigerten Gefühle langte er auf dem Meierhofe an. Seine Seele war voll Trauer über den erlittenen schweren Verlust; er war der Bote der Trauerbotschaft und doch schlug ihm das Herz höher und mit einem gewissen Bangen in der Erwartung, die Blume des Thales kennen zu lernen, die der ihm theuerste Mann so reizend geschildert, die er seinen reichsten Schatz genannt hatte. Welch ein herrliches Wesen mußte diese Maria sein! Zu diesen Gedanken und Gefühlen gesellten sich die Erinnerungen an Karl des Großen Kriege mit den Arabern in Spanien und an die Rolandsschlacht in diesem Thale. Ihm war's zuweilen, als vernähme er die mächtigen

Töne des Hüfthorns des überfallenen Paladin des Kaisers und die Stellen der alten Ritterbücher fielen ihm ein, welche Rolands Tod feierten.

In dieser erhöhten und aufgeregten Stimmung betrat der Prinz den Meierhof; ein holdes schlankes Mädchenbild stand vor ihm, in dessen Zügen, in dessen träumerisch sinnenden Augen er die seines unvergeßlichen Lehrers wiedererkannte. Fast hätte ihm die Ueberraschung einen Laut der Bewunderung entlockt. Seine Phantasie hatte sich Maria mit den reizendsten Farben ausgemalt, und doch war er von ihrem Anblicke betroffen, die wirkliche Erscheinung überbot seine Phantasieschöpfung weit. Es war der lieblichste Verein von Anmuth und Züchtigkeit, Unschuld und Schönheit, der verkörpert vor ihm stand und all seiner hohen und herrlichen Eigenschaften gänzlich unbewußt, süß befangen in sich selbst erröthete und das große klare wonnig träumerische Auge niederschlug, als der fremde schöne Jüngling in den stillen häuslichen Kreis all' dieser Tugenden trat. Ja dieses Auge, der reizende Ausdruck der schönsten Seele, lag noch in den ahnungsvollen Traumschleiern süßester Jungfräulichkeit oder reinster Kindheit, wie die Seele selbst, aber es war als ob diese Schleier sich plötzlich lüfteten und ein in Morgenrothfarben entglimmendes, ihr selbst noch unbekanntes zartes Geheimniß hervorstrahlen ließen, als der Prinz ihre Hand ergriff und sie mit sanften Worten anredete. Obgleich Carlos schon im einundzwanzigsten Lebensjahre stand, hatten seine ernsten Studien und die Regierungsgeschäfte, denen er sich mit ganzer Seele und dem redlichsten Willen hingab, doch den zündenden Funken der Geschlechtsliebe von seinem weichen, für die sanfte Glut ihrer zärtlichen Gefühle so empfänglichen Herzen fern ge-

halten. Ach dieses Herz war so ganz geschaffen ein heiliges Tabernakel aller schmerzenreichen Wonnen und süßen Qualen der Liebe zu sein! Es war ja das große, reiche, heiße Herz eines Dichters. Aber nie noch war es geeigneter gewesen, von der sich ihm nähernden keuschen Vestaflamme der Liebe in Brand gesetzt zu werden, als in diesem Augenblicke, und kein weibliches Wesen auf Erden war geeigneter, diese Flamme hervorzurufen. Aus dem augenblicklichen Bunde ihrer Hände loderte sie plötzlich zwischen ihnen empor und erfaßte beider Herzen als willkommene Nahrung. Der Prinz vergaß seine Trauer, er vergaß, was er ihr mitzutheilen gekommen war; er dachte nicht daran ihr zu sagen, wer er sei, und als er sich nach einer mit der Holden verplauderten Stunde, die ihm wie eine Minute verronnen war, alles dessen erinnerte, war er schon so ganz von Liebe zu seinem Schützlinge erfüllt, daß er ihr seinen hohen Stand verhehlte. Mit den schonendsten Worten bereitete er sie auf die Nachricht vom Tode des Bischofs vor, und als er ihr endlich diesen selbst eingestanden, sog er aus ihrem innigen Schmerze neue berauschende Nahrung für die Trunkenheit seiner Gefühle. Er versuchte ihr Trost zu geben, indem er ihr versicherte, der Prinz von Viana habe von seinem sterbenden Lehrer in Bezug auf sie alle Pflichten übernommen und werde es seine heiligste Sorge sein lassen, sie gewissenhaft zu erfüllen. Da lächelte sie mild unter Thränen, und von ihrem lieblichen Munde strömte das begeisterte Lob des Prinzen; ihre Worte wurden ein beflügeltes Lied auf seine hohen Tugenden. Es entzückte und berauschte ihn nur noch mehr. Von diesem holden Engelskinde sich gekannt und verehrt zu wissen, aus dieser reinen lebendigen Schale die Flamme der Be-

geisterung für ihn emporschlagen zu sehen, war der höchste und süßeste aller Genüsse, die das Schicksal ihm noch geboten. Aber er konnte ihr nun um so weniger gestehen, daß er der Prinz selbst war. Dieses Verschweigen ließ die Liebe zu ihm in ihrem Herzen tiefe Wurzel greifen; es wurde für ihr Leben entscheidend. Erst nach einigen Tagen, die er verträumt hatte, schrieb er ihr offen und bat sie um Verzeihung, daß er sich ihr verhehlt habe.

Nicht lange darauf wiederholte er seinen Besuch. Wie schlug ihm das Herz, als er den Meierhof erblickte! Wie zitterte seine Hand als er die Thüre öffnete! Und wäre er noch unklar über sich gewesen, er hätte jetzt zur Ueberzeugung kommen müssen, daß er dieses süße Kind liebe, als sie scheu und demüthig, gleichsam in sich selbst zurückgezogen und hocherröthend sich tief vor ihm verneigte und die Worte: „mein königlicher Herr!" leise von ihren Lippen bebten, als fürchte ihr Herz durch stärkere Laute sein zartes jungfräuliches Geheimniß zu verrathen. Aber so fein organisirte Seelen, wie diese beiden, steigert die Liebe bis zur hellsehenden Kraft, und so wußten sie denn bald, was sie sich zu verbergen suchten und je scheuer und ehrfurchtsvoller die Lippen über das keusche Geheimniß schwiegen, desto sicherer und untrüglicher fühlte es ihr erhöhtes Seelenvermögen. Keins vermochte sich der süßen Gewalt zu entziehen, die das Andere auf es einübte; sie gaben sich derselben mit den Wonneschauern bezwungener Herzen hin. Der unaussprechlich reizende Frühling der Liebe zog blüthentreibend über ihre Herzen; sie waren einander unentbehrlich, ehe sie noch die klare Ueberzeugung davon hatten.

Der Prinz ritt jede Woche nach dem Meierhofe;

er durchstreifte an Maria's Hand das Thal, er bestieg die Berge mit ihr, er las die Dichter mit ihr, er theilte ihr seine eigenen Lieder mit und schwelgte in der kindlichen Trunkenheit ihres begeistrungstrahlenden Auges. Keins von beiden dachte an ihre schwierige fast gefährliche Lage. Wann hätte reine wahre Liebe im ersten Entzückungsrausche ihrer höchst gesteigerten Gefühle, emporgeflügelt auf die Sonnenhöhen des Lebens, wo die gemeine Wirklichkeit sich im Dufte der ursprünglichen Poesie zum Ideale verklärt oder im Glanze derselben gänzlich untergeht und verschwindet, wann hätte solche Liebe nüchterne Ueberlegung und Besonnenheit gehabt, ihre irdischen Verhältnisse mit ruhigem Auge zu überschauen und richtig zu würdigen?

Die Umgebung des Prinzen mußte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, bald wahrnehmen, und das Geheimniß, das er sich selbst verschwieg, war schon nach einigen Wochen für sie keins mehr. Fürsten werden stets von gemeinen Seelen umlauert, die aus den Leidenschaften derselben Vortheile zu ziehen suchen, indem sie sich ihnen als Helfer und Vermittler aufdringen, oder gegen sie dienen, je nach Lust und Laune oder welche Rolle ihnen am meisten einzubringen verspricht. Bei dem Prinzen war nichts zu vermitteln; man kannte ihn zu gut. Sein edler Sinn würde jede Zudringlichkeit mit höchster Entrüstung zurückgewiesen haben und geschäftige Dienstfertigkeit hätte nach dieser Richtung ihre Existenz gefährdet. Desto mehr beeilten sich diese Leute dem Könige (Carlos Vater, der Infant Johann hatte von den Kortes von Navarra, auf den Wunsch seiner Gemahlin, den Titel eines Königs erhalten) und der Königin zu hinterbringen, welches schöne Ziel die häu-

sigen geheimen Wege des Regenten hätten. Die Tochter eines Pächters konnte freilich keine Ansprüche auf die Hand des künftigen Königs machen, sie konnte nur seine Geliebte sein, und das war in mancher Beziehung sogar wünschenswerth. Aber die geheimen Spione hatten durch unermüdliche Nachforschung allmälig herausgebracht, daß der verstorbene Bischof diese Maria vorzüglich geliebt, daß er erst den Meierhof, dann das Schloß für sie gekauft, daß Maria nicht die Tochter des Meiers sei, und endlich kamen König und Königin über ihre Abstammung ganz in's Klare. Jetzt wurde die Sache bedenklich. Die schwärmerische Anhänglichkeit Carlos an seinen Lehrer war bekannt, eben so gut wußte die Königin, mit welch heiligem Ernste ihr Sohn alle Dinge behandelte. Ihr Gemahl hatte eine lange Unterredung mit ihr über diesen Gegenstand, deren Resultat war, daß der Prinz bald standesmäßig verheirathet werden müsse. Die Königin entschloß sich mit schwerem Herzen dazu, aber wenn sie sich dem rohen Ungestüm ihres Gemahls gegenüber nicht dem Verdachte aussetzen wollte, als stände sie, wie immer, auch dies Mal auf der Seite ihres Sohnes und setzte die königliche Würde einer krankhaften Sentimentalität nach, so mußte sie sich zu dem schweren Schritte entschließen, dem Herzen des geliebten Sohnes Gewalt anzuthun. Durch Bitten nnd festen Willen erlangte sie nur so viel, daß Carlos mit der äußersten Schonung zu behandeln sei. Die beiden Gatten beriethen sich nun über die für Carlos zu treffende Wahl; aber weder das kastilische, noch das portugiesische Königshaus hatten eine Infantin, und sich an andern europäischen Höfen umzusehen, erlaubten weder der Drang der Zeit, noch die Unruhen, welche fast überall herrschten,

noch endlich die damaligen Verhältnisse, welche später die Herrscherfamilien nicht so eng verbanden als später. Man mußte sich begnügen eine Dame auszuersehen, die irgend aus fürstlichem Blute entsprossen war. Und eine solche wurde bald gefunden. Es war Donna Juana Henriquez, die Tochter des mächtigen und hochangesehenen Admirals von Kastilien Don Frederic Henriquez, ersten Granden des Königreichs.

Donna Juana war aus königlich kastilischem Geblüte entsprossen, sechszehn Jahre alt, von hoher Schönheit und großem Reichthume und deshalb fast einer Infantin gleich zu achten. Auch standen die Granden, zumal wenn sie sich königlicher Abkunft oder ehelicher Verbindung mit einem Königshause rühmen konnten, diesem so nah, sie betrachteten den König selbst nur als einen ihres Gleichen, daß eine Verheirathung ihrer Töchter mit Prinzen durchaus nichts Ungewöhnliches war. Zur schnellen Einleitung einer Verbindung des Regenten Carlos mit der Donna Juana Henriquez bot sich eine treffliche Gelegenheit. Der König Juan von Kastilien hatte nämlich für seinen jetzt sechszehnjährigen Thronerben, den Infanten Henriquez (Heinrich), Prinzen von Asturien bei dem König und der Königin von Navarra um die Hand ihrer ältesten Tochter Blanka angehalten, die ihm natürlich mit Freuden zugesagt worden, und die Vermählung war bereits festgesetzt. An diesem Feste, zu welchem die glänzendsten Vorbereitungen gemacht wurden, wollte die Königin Blanka ihrem Sohne die Tochter des Admirals von Kastilien zuführen und ihm ihren und seines Vaters Wunsch eröffnen.

Je tiefer sich Carlos in die Seligkeit der Liebe versenkte, um so mächtiger sehnte sich sein Herz nach Mittheilung seines Glücks. Es wurde ihm zum un-

abweisbaren Bedürfnisse seine Gefühle an einer ihm befreundeten Brust auszusprechen, seine Entzückung bei einer gleichgestimmten Seele auszujubeln. Und er besaß zwei solcher Herzen, die eines solchen Vertrauens vollkommen würdig waren, das seiner Schwester Blanka und seines Freundes Inigo. Sie wurden die Mitbesitzer seines Geheimnisses. Blanka, von des Bruders gefühlvoller und begeisterter Schilderung des holden Mädchens lebhaft ergriffen, gewann durch zärtliche Bitten seine Erlaubniß, ihn zu dem einsamen Meierhofe begleiten zu dürfen, wo sie, die leicht Erregte und für alles Schöne leicht Empfängliche, die holde Blume des Thales mit tiefster Empfindung begrüßte und deren schwesterliche Freundschaft gewann. Als sie wieder von der bescheidenen züchtigen Maria schied, blieb ihre Liebe, ihr Herz bei derselben, und sie pries ihren Carlos auf dem Heimwege glücklich, ein solches Kleinod gefunden zu haben, aber sie war es auch, die des im süßesten Genusse der Gegenwart schwelgenden Jünglings von so hohem Liebesglücke trunkenen Blick in die Zukunft lenkte und ihn auf seine bedenkliche Stellung in Bezug auf Maria aufmerksam machte. Er hatte noch nicht an die Zukunft gedacht; Seligkeit hat ja keine Zukunft. Zukunft ist ein Kind der Hoffnung, der Zauberspiegel der Wünsche. Für den selig Besitzenden wie für den unselig Verzweifelten giebt es aber weder Hoffnungen noch Wünsche.

„Was soll aus ihr werden?“ fragte Blanka, und Carlos erschrak. Er hatte keine Antwort auf diese Frage. Der Prinz von Viana, der Erbe der Königskrone von Navarra, konnte die natürliche Tochter eines Mönchs nicht zu seiner Gemahlin erheben. Es gab nur eine Möglichkeit ihres Besitzes: er mußte zu ihr herabsteigen. Aber er liebte das Land und das

Volk; es war stets sein erhabener Gedanke, der Inbegriff all seines Glückes gewesen, der König und Beglücker Navarra's zu sein. Er hatte es für seine Bestimmung gehalten, den möglichst größten Segen über dieses Volk zu bringen; er fühlte dazu die Kraft, den Beruf und die Geschicklichkeit, und die feste Ueberzeugung seiner Mission, an die nie auch nur der entfernteste Zweifel in ihm aufgestiegen war, gab ihm eine unerschütterliche Sicherheit ruhig und stark auf sein großes Ziel loszugehen. Jetzt geriethen seine Liebe und sein Beruf in eine furchtbare Collision. Und nun trat ihm das Bild seiner leidenden Mutter vor die Seele. Sollte er, der sie so heiß liebte, ihre schweren Prüfungen vermehren! Sollte er über die kranke Königin, die in ihm die Hoffnung Navarra's froh begrüßte, neuen Jammer und neue Noth bringen! In diesem Augenblicke verdarb der Frost des Lebens die üppigprangenden Blüthen seines Glücks. Traurig senkten sie die Häupter. Sein letzter Besuch bei Maria war der geistige Höhenpunkt seines Lebens gewesen. Der reine Horizont seiner Liebe trübte sich plötzlich. So kurz ist die Dauer reinen wahren Glücks. —

Mit Unwillen verwarf der Prinz den Vorschlag seiner Schwester, Maria als Hofdame mit an den kastilischen Hof zu nehmen. „Nie soll der Pesthauch dieser Hofluft ihre reine Stirn berühren! In ihren Bergen soll sie bleiben und nie erfahren, daß die Könige und ihre Freunde, berufen das Beste der Menschheit zu fördern, es verfolgen und niedertreten, um sich im Pfuhle gemeiner Lüste zu wälzen. Nein, nein, sie soll diese irdischen Götter und ihre gepriesene Seligkeit nicht kennen lernen. Sie würde wie ein verwundetes Reh in ihre Wälder zurückfliehen

und am Schmerze der Wunde sterben, selbst an mir, dem Königssohne, verzweifelnd, der sie aus ihrem stillen Friedensasyle in das abscheuliche Treiben der gemeinsten Leidenschaften hinausgestoßen."

„Du hast Recht," versetzte Blanka trübe. „Nur wir Fürstentöchter können dem auf uns lastenden Fluche nicht entrinnen, in der Pestluft leben zu müssen. Wie Opferthiere werden wir willenlos zur Schlachtbank geschleppt. Die bereits Angesteckten und Verdorbenen leiden davon wenig oder nichts. Aber die da reinen Herzens in die Region der Lüge und der Leidenschaft kommen, die müssen ein qualvolles Leben fristen und einen schlimmen Tod sterben. Dieses unselige Loos wird mir beschieden sein. Ich wollte mir in Maria ein treues Herz, eine wahre Freundin gewinnen für die Tage, die mir bevorstehen, und ich bedachte nicht, daß dies nur auf Kosten ihres Friedens und stillen Glücks geschehen könnte." —

7.

Donna Juana.

Das Beilager des Pr nzen von Asturien und der Infantin Blanka von Navarra wurde zu Burgos mit großem Glanze gefeiert. Es wurde als ein Friedens- und Versöhnungsfest der beiden Höfe von Kastilien und Aragonien betrachtet. Der König des letztern Landes, Alfons, der Oheim der Braut und Vetter des Bräutigams, war kurz vorher aus der

Gefangenschaft der Genueser heimgekehrt und hielt mit seinen beiden Brüdern, Johann und Heinrich, von welchen der letztere den König Johann von Kastilien an der Spitze der Insurgenten sogar bekriegt und gefangen genommen hatte, einen prachtvollen Einzug in Burgos, umgeben von den Granden der Königreiche Aragonien, Katalonien, Valencia und Navarra. Die Königinnen von Aragonien, Maria, und von Navarra, Blanka, ritten auf arabischen Zeltern, gefolgt von ihrem Hofstaate und eingeholt vom König von Kastilien, dem Prinzen von Asturien, dem Prinzen von Viana und den Infantinnen Blanka (der Braut) und ihrer Schwester Eleonore, welche schon früher in Burgos eingetroffen waren. Am Thore der Stadt wurden die Gäste von der Königin von Kastilien mit ihrem Hofstaate empfangen. Bei diesem befanden sich auch Donna Juana Henriquez und ihre Mutter als erste Hofdamen, sowie ihr Vater, dem Prinzen von Asturien als erster Ritter beigegeben. Donna Juana war eine strahlende stolze Schönheit und stellte alle andern anwesenden Damen in Schatten, aber sie war eine jener brillanten Schönheiten, die man wohl bewundert und anstaunt, die aber das Herz kalt lassen und zu welchen sich gefühlvolle Herzen nicht nur nicht hingezogen, sondern sogar von ihnen abgestoßen fühlen. Donna Juana und Donna Blanka, die Braut, verhielten sich zu einander, wie die brennendrothe prächtige Granatblüthe und das dunkelblaue bescheidene Veilchen. Ueberdies beleidigte Juana's stolzes und hochfahrendes Wesen; man sah ihr an, daß sie von den Plänen der drei Königshöfe in Bezug auf sie und den Prinzen von Viana Kenntniß erhalten hatte; denn sie schien sich bereits als die Braut des Letztern und als die künftige Königin von Na-

varra zu betrachten, und die kalte und gleichgültige Entfernung, in welcher sich der Infant Carlos von ihr hielt, steigerte ihren Stolz auf eine schier beleidigende Höhe und drängte sie in eine gereizte, trotzige und ungestüme Stimmung. In der That hatte ihr der Prinz, so lang er auch schon am kastilischen Hofe verweilte, nur die herkömmlichen Formen von Höflichkeit erwiesen und selbst diese mit einer berechneten Kargheit und Kälte, daß nicht zu verkennen war, auch er sei von jenem Plane unterrichtet und bestrebe sich der stolzen Tochter des Admirals von Kastilien jede Hoffnung auf Verwirklichung desselben zu nehmen. Aber auch keiner andern Dame ließ er etwas, das einer Auszeichnung oder nur Aufmerksamkeit gleich gesehen hätte, angedeihen; er widmete seinen Umgang, sobald er der Hofetikette genügt, ausschließlich nur dem berühmten Dichterkleeblatte und zeigte sich als den aufrichtigsten Bewunderer der schöngeistigen Werke desselben.

Das Fest verlief unter den geräuschvollen und schauprangenden Vergnügungen jener Zeit, und der Hof von Kastilien setzte seinen Stolz darein, den alten Ruhm zu behaupten, daß er die prachtvollsten Ritterspiele, die glänzendsten Aufzüge und die reichsten Bankets zu veranstalten wisse; die Tapferkeit und Galanterie der Ritter aus den verschiedenen Königreichen ließ diese Gelegenheit nicht vorüber, ohne sich in ihrem höchsten Glanze zu zeigen, und zwar so, daß sie sogar mit scharfen Waffen in den Turnieren kämpften und sich mit Wunden bedeckten, an welchen einige den Geist aufgeben mußten. Der Prinz von Viana verschmähte es zum Verdrusse der Donna Juana Henriquez sich auf die eine oder die andere Weise hervorzuthun; er gab weder Proben seiner tapfern, noch seiner galanten

Gesinnung und zeigte sich überhaupt so einfach und bescheiden und nur für die erhabenste und schönste Thätigkeit des Geistes eingenommen, daß er eher einem jungen eifrigen Gelehrten aus niederm Adel als dem Erben einer Königskrone glich. Dies Alles war freilich nicht nach dem Geschmacke der Donna Juana, welche in Wahrheit von Dichtern und Gedichten und andern gelehrten Dingen wenig hielt, von fürstlicher Macht und Glanz, von ritterlicher Tapferkeit und Galanterie aber sehr viel. Sie erachtete es als eine des Prinzen von Viana sehr unwürdige Beschäftigung, sich nur mit Büchern und Bücherschreibern abzugeben, und machte ihrem kleinen stolzen und geärgerten Herzen in Spöttereien Luft, die dem Prinzen hinterbracht, nichts weniger als geeignet waren, ihn ihr näher zu bringen. Dazu kam der Prinz mit seinem Liebchen im Roncevalesthale in's heimliche Gerede der Hofleute, was die Stimmung der beiden für einander bestimmten jungen Leute gegen einander nur noch verschärfte.

Die Königin Blanka, trotz ihrer Kränklichkeit zur Hochzeitsfeier ihrer Lieblingstochter nach Burgos gekommen, sah mit großer Bekümmerniß, wie wenig Geschmack ihr Sohn an der schänen Juana fand und wie er sie absichtlich mied, obgleich sie ihn um das Gegentheil gebeten hatte. So sehr sie nun auch seine Abneigung begriff, so fühlte sie sich von den harten Worten, die ihr ihr Gemahl deshalb gab, tief gekränkt, und sie schien von Don Carlos' Herzen dasselbe Opfer zu verlangen, was auch sie ihrer fürstlichen Geburt und Stellung hatte bringen müssen und welches man von jedem Fürsten so ganz voraussetzte, daß eine andere Meinung für unmöglich, wenigstens für lächerlich gehalten wurde. Mit schwerem Herzen ließ sie den Prinzen von Viana um eine

Unterredung bitten. Er kam, wie immer, mit kindlicher Unbefangenheit und zärtlicher Liebe zu seiner Mutter.

„Mein Carlos," sprach die Mutter sanft, „es ist Dir nicht verborgen geblieben, welch einen Wunsch Dein Vater mit den Höfen von Kastilien und Aragonien hinsichtlich Deiner baldigen Vermählung theilt."

„Theilt auch Ihr diesen Wunsch, meine theure Mutter?"

„Ja, mein Sohn, es ist auch mein heißester Wunsch, Dich bald vermählt zu sehen. Ich habe die Hoffnung aufgegeben wieder zu genesen; die ärztliche Kunst vermag nichts über das Uebel, das mich höchst wahrscheinlich einem frühen Grabe zuführt. Oft beschleicht mich die trübe Ahnung, daß ich nicht lange mehr zu leben habe. Welcher meiner Wünsche kann also natürlicher und gerechtfertigter erscheinen, als Dich, so lange ich noch Königin von Navarra bin, standesmäßig vermählt und meinem Hause die Nachfolge auf meinem Throne gesichert zu sehen, zumal Gerüchte beunruhigender Art zu mir gedrungen sind, denen ich leider bei meiner genauen Kenntniß Deines Charakters nicht allen Glauben versagen darf."

„Welches sind diese Gerüchte, meine geliebte Mutter? Seid offen gegen mich und nehmt die Versicherung von Euerem gehorsamen Sohne, dem Euer Wohl und Euere Zufriedenheit über Alles geht, daß ich ganz offen gegen Euch sein werde."

„Dein Vater hat mir mit den leidenschaftlichsten Aeußerungen seines Dir nur zu gut bekannten Temperaments hinterbracht, Du liebtest die Tochter des verstorbenen Bischofs von Pampelona, der Bischof habe hinterlistiger Weise diese Leidenschaft in Deinem Herzen geweckt und, Deine Schwäche, deren Pfleger

er gewesen, wohl kennend und benutzend, Dir auf seinem Sterbebette das Versprechen abgenommen, seine Tochter zu Deiner Gemahlin zu machen; Du aber hieltest Dich nur deshalb so fern von Donna Juana, weil Du entschlossen seist, eher die Krone von Navarra aufzugeben, als jenes Mädchen in Roncevales. Der König hat mich mit Vorwürfen überhäuft, daß ich Dir jenen Lehrer gegeben, gegen den er stets eingenommen war, ja er hat mir die ganze Richtung Deiner Erziehung, die freilich mein Werk ist, zur schweren Schuld angerechnet, und hat die Weise, wie jener von mir so sehr protegirte Bartolomeo de la Vega mir vergelte, als Grund einer Anklage gegen mich hervorgehoben. Du kannst mich, Dich selbst und Deinen verstorbenen Lehrer nur von diesen Beschuldigungen reinigen, wenn Du Donna Juana Henriquez Deine Hand reichst; denn wahrlich der König ist seinem Charakter nach sehr geneigt zu glauben, ich könne aus einer tadelnswerthen Schwäche zu Dir die Ehre unseres königlichen Blutes vergessen und mir von Dir die Einwilligung zu Deiner ehelichen Verbindung mit der Bastardtochter eines Geistlichen abschmeicheln lassen. Was hast Du mir auf dies Alles zu erwiedern?“

„Wenig, meine Mutter! Es ist eine Lüge, daß mir der edle Bischof eine solche Zumuthung gemacht; er hat sein Kind sterbend nur meinem Schutze empfohlen. Es ist abermals eine Lüge, daß ich je daran gedacht, die bescheidene einfache Maria zu meiner Gemahlin zu erheben. Niemals ist zwischen mir und diesem reinen unschuldigen Kinde die Rede von Liebe gewesen. Sie würde im innersten Herzen vor solchem Worte erbebt sein und mir gewiß die Zustimmung zu einem Ehebunde mit mir fest versagt haben. Aber es

ist wahr, daß ich diesen süßen holden Engel liebe — sie ist ein verkörperter reiner Hauch Gottes — und ich darf sagen: es ist wahr, daß ich von ihr geliebt werde. Die Gewißheit, daß ich sie liebe und daß ich von ihr wieder geliebt werde, ist erst, seit ich sie nicht mehr gesehen und gesprochen, in meiner Seele aufgegangen, und als ich sie hatte, habe ich das stille Bergthal gemieden, wo die köstliche seltene Blume blüht, und habe mich dem wehmüthigen Schmerze überlassen, daß ich nicht ein einfacher Edelmann bin. Das ist Alles, was ich Euch zu gestehen habe."

„Ich glaube Dir, mein Sohn, und Du beruhigst mich durch Dein Geständniß. Aber bedachtest Du, als Du Dich dieser Liebe hingabst, Deine Stellung als künftiger König nicht?"

„Mutter, kann diese Frage Euer edles großes Herz thun? Wenn des Himmels höchste Gnade einen seiner Sterne in mein armes Leben herabsendet, dessen Strahlen ein paar Tage dieses Lebens mit dem reinsten Glanze Gottes schmücken, soll ich daran denken, daß dieser Stern nicht von irdischem Golde gemacht ist, und daß ich ihn deshalb nicht mit meiner Königskrone verschmelzen kann? Mutter, Du hast nie geliebt, sonst könntest Du mich so nicht fragen."

Die Königin wandte sich schmerzlich bewegt ab; als sie das reine Auge wieder zu ihrem edlen Sohne erhob, glänzten ein paar Thränen darin. „Doch was gedenkst Du nun zu thun?" fragte sie weiter mit zitternder Stimme.

„Was mir die Pflicht als Euer Sohn und als künftiger König von Navarra streng gebeut."

„Das heißt: Du wirst Donna Juana Henriquez Deine Hand reichen."

„Das gebeut mir keine meiner Pflichten."

„Wenn Du Dich weigerst, diesen Wunsch Deines Vaters zu erfüllen, wirst Du das holde Kind in Roncevales unglücklich machen. Nur meinen Bitten und meinem Versprechen, diese Sache mit Dir zu einem erwünschten Ende zu bringen, ist es gelungen, Gewaltschritte gegen Deine Geliebte zu verhindern. Man wird sie zwingen, die Frau des ersten besten Edelmanns zu werden, den ihr der König ausersieht."

Carlos erbleichte. Nach einigen Augenblicken tiefen und bekümmerten Nachdenkens sagte er mit leiser wehmuthbebender Stimme: „Ich werde der Donna Maria de la Vega einen Gatten geben. Aber damit erkaufe ich mir das Recht die Hand der Donna Juana Henriquez zurückzuweisen. Ich bringe mein Herz und sein kostbares Kleinod der Politik zum Opfer, aber keine Macht der Erde wird mich zu zwingen vermögen die Ehe mit einem ungeliebten Weibe zu schließen. Dies meldet meinem Vater als meinen festen unabänderlichen Bescheid."

Das Ergebniß dieser Unterredung wurde Donna Juana schnell hinterbracht und schlug ihrem Stolze eine tiefe unheilbare Wunde. Sie wurde die erbittertste Feindin des Prinzen von Viana.

8.

Das Opfer.

Don Carlos, kaum nach Pampelona zurückgekehrt, erhob Don Inigo de Silva zu seinem ersten Minister.

„Mein theurer Freund,“ sagte der Prinz mit würdiger Ruhe zu ihm, „Deine Erfüllung dieses meines Wunsches gilt dem Wohle des Landes, welches natürlich auch das meinige ist. Aber Du mußt mir einen zweiten Wunsch erfüllen, der allein meinem persönlichen Wohle gilt. Du darfst mir diese Bitte nicht versagen.“

„Kann Ew. Hoheit einen Augenblick in Zweifel sein, daß ich nicht jeden Euerer Wünsche freudig erfüllen würde?“

„Ich verlange viel von Dir, Inigo! Mehr als ich Dir, wenn unsere Stellen vertauscht wären, in diesem Falle gewähren könnte. Aber Du bist stärker und willenskräftiger als ich. Was ich nicht vermöchte, das kannst Du. Und Du wirst es aus Liebe zu mir.“

„Nennt mir Euer Begehr, damit ich ungesäumt an die Ausführung desselben gehe!“

„Dein Herz ist bis jetzt den süßen Regungen der Minne unzugänglich gewesen; jetzt sollst Du das schönste, edelste und reinste Frauenherz lieben lernen, das aus Gottes Schöpferhand hervorging; Du mußt Maria de la Vega's Gatte werden.“

„Mein Prinz —!“

„Um aller Heiligen willen, denke nichts Unwürdiges von mir! Der Argwohn, daß ein solcher Gedanke in Deiner Seele aufkeimte, könnte mich wahnsinnig machen. Maria wird ganz Dein Eigenthum. Ich will die Liebe zu ihr ritterlich bekämpfen und ersticken, und Gott wird mir dazu Kraft geben. Ich kann und darf sie nicht besitzen, aber nur der würdigste und edelste Mann, den ich kenne, soll sich ihres Besitzes erfreuen. Und der bist Du. Nur Dir gönne ich sie; nur Dein Leben soll die herrliche

Blume mit Duft und Farbe verschönen. Nur nicht trennen kann ich mich von ihr; an ihrem Anblicke mich laben und stärken, in Euerm Liebesglücke mein stilles, wehmüthiges Glück finden, das einzige, das mir auf Erden vergönnt ist, das, das muß mir gewährt werden; es ist Lebensbedingung für mich." Thränen erstickten seine Stimme.

„Und glaubt Ihr wirklich, ich könnte mit frevelhafter Hand die Blume pflücken und an meiner Brust bergen, die Euer köstliches Kleinod ist —"

„Ich will's. Ich bitte, ich beschwöre Dich darum. Ich verlange diesen Dienst von Dir als den höchsten Beweis Deiner Freundschaft und Liebe zu mir. Ich befehle es Dir als Dein Herr und künftiger König. Stürze mich durch Dein Verweigern nicht in Verzweiflung!"

„Es sei, wie Ihr begehrt!" sagte Inigo mit schwerem Herzen, und die beiden Freunde umarmten sich, um Brust an Brust sich auszuweinen.

Nach einigen Tagen ritten sie zusammen nach dem Meierhofe in Roncevales. Der Hauch schmerzlicher Sehnsucht hatte Maria's Wangen sanft gebleicht, ihre lieblichen Augen zeigten Spuren vergossener Thränen; aber ihre Züge verklärten sich, als sie den Geliebten erblickte. Ach, sie hatte ihn so lange nicht gesehen, und ihre Seele war bekümmert gewesen!

„Maria," sagte der Prinz mit erzwungener Fassung, „ich habe dem sterbenden Bischofe gelobt, stets für Dein Bestes zu sorgen, als wärst Du meine Schwester. Du weißt, wie oft ich Dir Inigo de Silva's treffliche Eigenschaften gerühmt, wie oft ich Dir gesagt, daß ich ihn unter allen Männern am meisten liebe. Dich aber verehre ich unter allen

Frauen am meisten. So kann ich denn keinen höhern Wunsch haben, als daß Ihr Beide einander angehören möget. Und auf diese Weise erfülle ich gegen Dich, gegen den Verstorbenen und gegen mich selbst am treuesten die Pflicht. Ich bitte Dich, meinem Inigo Deine Hand und Dein Herz zu schenken; ich bin gekommen, Dich mit ihm für das Leben zu verbinden."

Maria war noch mehr erbleicht; ihre Augen hatten sich wieder mit Thränen gefüllt, aber sie hatte ihn ganz verstanden. Aus Blick und Haltung des Geliebten, aus dem leisen Beben seiner Stimme, und noch mehr aus ihrer eigenen Ahnung, aus der tiefen Anschauung ihrer reinen kindlichen Seele war ihr die Größe des Opfers klar geworden, das er ihr brachte. In ihren Seelen konnte kein Gedanke, kein Gefühl aufsteigen, welches die andere nicht verstanden und mitgefühlt hätte. Sie beugte sich auf die Hand des Prinzen herab und hauchte: „Ihr wollt es so, mein hoher Herr, und Euer Wille ist mein höchstes Gesetz." Da legte Carlos die Hände des Freundes und der Geliebten in einander und verlobte sie. Dann ging er einsam hinaus in die Berge.

9.

Schwerer Verlust.

Ein Eilbote rief den Prinzen nach Saragossa. Seine Mutter war bedenklich erkrankt. Die Strapazen der Reise nach Burgos und der Feste, sowie die große Aufregung, welche ihr die Vermählungsangelegenheit ihres Sohnes und die rauhe Behandlung ihres Gemahls wegen Carlos Weigerung bereitet, hatten ihre letzten Lebenskräfte aufgezehrt. Der Prinz flog nach der Hauptstadt Aragoniens; bleich und bestürzt, ein Bild des tiefsten Schmerzes trat er an das Lager der geliebten Mutter. Sie hatte bereits die Sterbesakramente empfangen, und die scheidende Lebensflamme schien nur noch so lange an dem ausgebrannten Dochte gezittert zu haben, bis sie den geliebten Sohn noch einmal gesehen. Der König, ihr Gemahl und ihre Tochter Eleonore standen am Bette. Sie nahm Carlos' Hand in die ihrige, welche der nahende Tod schon zu durchkälten begonnen hatte. „Mein Sohn," flüsterte sie, „ich lege die irdische Krone nieder und hoffe auf die himmlische, die nach göttlicher Verheißung allen Gerechten zu Theil werden soll. Mein Leben war arm an Freuden; Du warst die schönste derselben, welche mich oft den Mangel der übrigen vergessen ließ. Das Glück Navarras und das meiner Kinder sind mein letzter Wunsch, wie es stets mein höchster war; es ist mein letztes Gebet für die Erde. Dein eigenes Glück mußt Du dem Glücke des Landes und des Volkes unterordnen, das hoffend und vertrauend auf Dich schaut. Was hast

Du gethan, um Dein letztes mir gegebenes Versprechen zu erfüllen?"

„Maria ist die Verlobte des Don Inigo de Silva; sie wird bald seine Gemahlin sein."

„Versprich mir noch ein Mal, daß sie es wirklich wird, selbst wenn ich nicht mehr bin. Mein Tod kann Dich Deines Versprechens nicht entbinden. Versprich es mir noch einmal; ich werde dann ruhiger sterben."

„Ich schwöre Euch bei Christi Blut, daß Maria niemals mein Eigenthum werden wird, nicht als Gattin, nicht als Geliebte. Sie soll für mich stets ein unantastbares Heiligthum sein."

„Du versprichst mehr als ich verlangte. Meine Bitte, Deine Hand der Donna Juana Henriquez —"

„O Mutter, nur diese Bitte wiederholt nicht! Ich beschwöre Euch bei dem Erlöser, nur diese nicht! Ich könnte in dieser ernsten Stunde aus Pflichtgefühl und Kindesliebe vermocht werden, Euch ein Versprechen zu geben, dessen Erfüllung mich namenlos unglücklich machen würde. Auch Navarra's Glück würde darunter leiden. Und Ihr wünscht doch mein und des Landes Glück. Ich beschwöre Euch: erlaßt mir ein solch unseliges Versprechen!"

„Es ist Dir erlassen. — Doch gieb mir das, Dich standesmäßig zu vermählen."

„Meine Liebe, meine Kraft gehören dem Lande. Navarra ist meine Braut. Zu seinem Wohle und Glücke werde ich alles Erforderliche thun. Nöthigt mich zu keinem Versprechen weiter."

„Die gegebenen genügen. Du hast den schwersten und schönsten Sieg, den über Dich selbst, erkämpft. Gott und ein treues Volk werden Dir lohnen. Ich aber segne Dich, mein Sohn." Und sie

legte die Hand mühsam auf sein niedergebeugtes Haupt und flüsterte ein Gebet. In der Nacht noch starb sie in Carlos' Armen, noch Segnungen für ihn auf den Lippen, und sein trostloser Schmerz brach nun unaufhaltsam hervor. Er allein wußte, was er verloren hatte. Als er in Begleitung der königlichen Leiche in Pampelona anlangte, wo sie in der Gruft der Könige von Navarra beigesetzt werden sollte, waren Inigo und Maria auf seine Anordnung bereits vermählt. Zu ihnen eilt er, den geliebten, ihm treu ergebenen Seelen, um mit ihnen zu trauern. Sie waren jetzt die einzigen Herzen, die er ganz sein nennen konnte. Aber eine tiefe Schwermuth ergriff sein Gemüth; sie hat ihn während der Dauer seines Lebens nicht wieder verlassen. Oefter noch als die Freunde suchte er die Einsamkeit, und sein Weg ging meist über die hohen stillen Berge seiner Heimath. Außerdem vergrub er sich in Arbeiten, welche theils die Regierung des Landes, theils das ernste Studium der Wissenschaften ihm darboten.

Bei Eröffnung des Testamentes der verstorbenen Königin fand Don Carlos die Bestimmung hinsichtlich der Nachfolge bestätigt, welche sein mütterlicher Großvater, der König Carlos III. von Navarra, bereits getroffen hatte, jedoch war der Wunsch hinzugefügt, daß ihr Sohn vor dem vollen Antritt der Landesherrschaft und der Uebernahme der Krone den guten Willen und die Genehmigung seines Vaters erbitten solle. Es lag dem Prinzen von Viana so wenig an dem Range und dem Titel eines Königs, und er wußte nur zu gut, wie sehr viel seinem Vater daran liege, der sie nie freiwillig an ihn abtreten werde, daß es ihm gar nicht einfiel, den König Johann um jene von der Königin gewünschte Ge=

nehmigung zu ersuchen. Er war Regent des Landes und sein Vater hieß König desselben. Beide kamen in sehr seltene Berührung miteinander; sie blieben sich fremd, wie sie es stets gewesen waren, und seit das Band zwischen ihnen zerrissen war, hatten sie nicht einmal eine Veranlassung, sich persönlich zu sehen.

10.

Der Conflict.

Auf diese Weise waren über vier Jahre vergangen. Die Infantin Eleonore hatte einen französischen Edelmann, den Grafen Gaston de Foix, geheirathet und war mit ihm auf seine Güter in Frankreich gezogen. Mit seiner Schwester Blanka, der Prinzessin von Asturien, blieb der Regent von Navarra im freundschaftlichsten Verkehre, doch vermied er den kastilischen Hof. Der König Alfons von Aragonien hatte ein Jahr nach dem Tode der Königin von Navarra mit Hülfe seiner beiden Brüder endlich das Königreich Neapel ganz erobert und den König René verdrängt, dann aber seine Residenz in dem heitern Neapel genommen, wo es ihm besser gefiel, als in dem düstern Saragossa. Dort war er unumschränkter Herrscher, hier kaum mehr als ein Gleicher unter Gleichen. Im folgenden Jahre hatte er seinen Bruder Johann zum Statthalter von Aragonien, Katalonien und Valencia ernannt, und Jedermann

hatte nun erwartet, daß dieser seinem Sohne nun den Königstitel von Navarra, der sich nicht zur Statthalterschaft Aragoniens schickte, abtreten würde. Aber der Prinz bat nicht darum und Don Juan that es nicht freiwillig. Es war also beim Alten geblieben. Einige Male war das Gerücht gegangen, der König Johann werde sich wieder vermählen und man hatte bald diese, bald jene Dame als die Erkorene bezeichnet, aber es war ebenfalls dabei geblieben. Da starb die Königin von Kastilien, Maria, eine geborne Infantin von Aragonien, und ihr Bruder Johann reisete nach Burgos, um ihr die letzte Ehre zu erweisen. Bei dieser Gelegenheit sah er die Donna Juana Henriquez wieder, die er vor fünf Jahren so lebhaft zu seiner Schwiegertochter begehrt hatte. Sie stand jetzt im zweiundzwanzigsten Lebensjahre und in der höchsten und herrlichsten Blüthe der Schönheit. Diese und ihr stolzes entschiedenes Wesen machten einen so starken Eindruck auf den Witwer, daß seine Tochter Blanka ihrem Bruder Carlos schon nach Verlauf von drei Monaten meldete, daß ihr Vater um die Hand der schönen Kastilierin geworben und das Jawort erhalten habe; Verlobung und Beilager würden nach Verlauf der Trauerzeit stattfinden.

Diese Kunde machte auf den Regenten von Navarra einen sehr übeln Eindruck. Seine ahnungsvolle Seele flüsterte ihm zu, daß diese ungleiche Verbindung ihm nur Schlimmes bringen werde. Nach einem Vierteljahre erhielt er denn auch die officielle Meldung der Verlobung und eine Einladung zum Feste des Beilagers, doch nicht von der Hand seines Vaters, sondern aus der aragonischen Hofkanzlei und im kältesten, trockensten Stile abgefaßt. Zugleich

wurde der Prinz freundschaftlich gewarnt, nicht zur Hochzeit seines Vaters zu gehen, da sie nicht ohne Kränkungen und Demüthigungen für ihn verlaufen werde. Er zog es daher vor, ein eigenhändiges, in den ehrerbietigsten Ausdrücken abgefaßtes Gratulationsschreiben durch drei der ersten Hof- und Staatsbeamte Navarra's an seinen Vater zu schicken und sein Nichtkommen mit dringenden Regierungsgeschäften zu entschuldigen. Der König Johann ließ ihm deshalb sein Mißfallen zu erkennen geben. Hierauf trat scheinbar wieder das frühere Verhältniß zwischen Vater und Sohn ein; sie nahmen keine Notiz von einander.

Der Prinz lebte wieder über drei Jahre in seiner schlichten stillen Weise, im herzlichsten Verkehre mit Inigo de Silva's Hause, wo er sein wehmüthiges Glück, seine Freude, seine Erholung fand. Diese drei Menschen, die einander so innig liebten und verehrten, sich immer seelisch reiner in einander lebten und einander ganz unentbehrlich geworden waren, lösten in der Wirklichkeit eine Lebensaufgabe, wie sie sonst nur in den idealen Träumen der Dichter als seligste Befriedigung des Gemüths in harmonischer Geselligkeit, als die warme sonnige Gipfelhöhe der Liebe und Freundschaft dargestellt wird.

Durch Inigo war der Prinz in freundschaftliche Beziehungen mit den Häuptern der Beaumonts gekommen, und ohne gerade diese Partei zu bevorzugen, stand er ihr durch seine persönlichen Verbindungen und Beziehungen doch näher als den Agramonts und wirkte durch sein Beispiel so erhebend und veredelnd auf sie ein, daß sie die Aufgabe des Ritterthums und Adels überhaupt aus seinem Gesichtspunkte, d. h. vom höchsten geistigen Standpunkte auffaßten und in

Begünstigung und Betrieb der Wissenschaften und Künste und in den edelsten Genüssen der Geselligkeit zu lösen sich bestrebten. Ein großartiger Wetteifer ergriff diese jungen Ritter, die sonst, gleich ihren Vätern, nur in Kampf- und Waffenspiel, in Waidwerke, Banket und Gelag das höchste Ziel ihres bevorrechteten Standes erblickt hatten. Der Prinz hatte sie auf die edle Spur hoher und reiner Menschlichkeit geleitet, und sie verfolgten sie theils aus Begeisterung für die Sache, die von dieser selbst in empfänglichen Gemüthern entzündet worden war, theils aus Anhänglichkeit an die liebenswürdige Persönlichkeit des Regenten, theils endlich aus Spekulation auf Bevorzugung von Seiten des künftigen Königs.

Die Agramonts widersetzten sich nicht allein aus Parteileidenschaft, sondern auch aus angeborener und liebgewonnener Gewohnheit dieser Richtung ihrer Gegner, und wenn sie auch nicht offene Partei gegen den Regenten bildeten, so doch gegen seine Neigungen, in sofern diese bei seinen Freunden zur wirklichen Erscheinung kamen. Sie gingen so weit, sich absichtlich in den Rohheiten und schlimmen Auswüchsen des Ritterthums zu gefallen. Dabei bemühten sich die Entartetsten, das reine Verhältniß zwischen dem Regenten und der Gattin seines Ministers mit der giftigen Zunge der Verleumdung zu beschmutzen und die Tugend der von den Beaumonts hochgefeierten Frau zu bespötteln. Diese Gemeinheit empörte den Prinzen am meisten und entfremdete ihn der ganzen Partei immer mehr. Diese Spannung wurde gesteigert, als verlautete, daß der Statthalter von Aragonien die Häupter der Agramonts an seinen Hof zog und mit Ehrenbezeigungen begabte, ja daß die junge Gemahlin desselben sie mit Schmeicheleien über-

häufte. Es konnte dem Prinzen von Viana endlich auch kein Geheimniß bleiben, daß, so wie die Beaumonts zu ihm standen, die Agramonts sich auf die Seite seines Vaters gestellt hatten. Aber noch lagen die Zwecke dieser unnatürlichen Scheidung im Verborgenen. Der reine Sinn des Regenten begriff nicht, was sein Vater bei dieser Parteiwerbung beabsichtigte, ihm und seinen Freunden ahnete nur, daß es nichts Gutes sei. Höchst auffallend war es diesen, daß Donna Juana um diese Zeit anfing, den Titel „Königin von Navarra" zu führen, der ihr doch in keiner Weise zustand, daß er ihr in öffentlichen Erlassen beigelegt wurde und nicht nur die Bewohner der drei Königreiche Aragonien, Katalonien und Valencia ihr denselben gaben, sondern auch die immer trotziger auftretende Partei der Agramonts und ihr großer Anhang in Navarra.

Der Anhang der Agramonts wurde leider immer größer; denn die Mehrzahl der Menschen neigt zur Gemeinheit und ist stets geneigt, das Edle und Erhabene als unleidlich und unbequem zu hassen und anzufeinden. So trefflich auch der Prinz von Viana regierte, so sehr er sich das Wohl des Landes und jedes Einzelnen seiner Bewohner die angelegentlichste Sorge sein ließ, so wurde er doch jetzt immer mehr Gegenstand rücksichtslosen und heftigen Tadels, daß er den ächten Rittersinn in weibischen Beschäftigungen verlernt habe und statt ein Krieger zu sein, ein Gelehrter und Dichter sei, dabei ein trübsinniger Träumer, der die Freude fliehe, den Glanz des Hofes verachte und den Adel seines Landes vernachlässige. Man tadelte eben so giftig, daß er sich nicht standesmäßig vermähle und in einem sündhaften und sträflichen Verhältnisse mit der Frau

seines Ministers lebe, die zu ehelichen er nur von seinen in Gesinnung und Handlung gleich edlen Eltern abgehalten worden sei. Und man zog daraus den Schluß, der Prinz besitze diesen edlen Sinn nicht, er neige vielmehr zum Gemeinen und Unwürdigen; er habe durchaus nicht die rechten Eigenschaften zu einem Könige von Navarra, ja ihm gehe jede Befähigung zur Regierung ab, denn Inigo de Silva sei es, welcher das Land regiere. Dies war das Urtheil der Gemeinheit, der Unwürdigkeit, der Leidenschaft über den edelsten, würdigsten und befähigtsten Jüngling. Die Freunde des Prinzen begriffen, woher diese Urtheile stammten und ihren Nachforschungen gelang es, zu entdecken, daß sie von Donna Juana ausgingen und daß diese junge Dame all' ihren Einfluß auf ihren schwachen Gemahl, ihrer Stellung als Gemahlin des Statthalters von Aragonien und ihres großen Reichthums aufbiete, um eine mächtige Partei in Navarra für sich und gegen den Regenten zu gewinnen, und daß ihr dies ränkevolle Verfahren nur allzu gut gelinge. Aber vergebens waren alle ernsten und dringenden Vorstellungen bei dem Prinzen, dagegen nachdrückliche Schritte zu thun und seiner Stiefmutter den Titel einer Königin von Navarra zu verwehren. Carlos war in dieser Hinsicht schwach; er verwarf jedes Ansinnen, gegen seinen Vater aufzutreten, mit Unwillen. Es wird einem reinen großen Herzen so schwer, an das Schlechte zu glauben, und es vermeidet dasselbe so viel als möglich. Uebrigens war der Prinz in seinem Rechte auf die Krone seiner mütterlichen Ahnen so fest, so unzweifelhaft und schon so lange in der faktischen Ausübung dieses Rechtes begriffen, daß er von den Intriguen seines Vaters und seiner Stief-

mutter nicht das Mindeste dagegen befürchtete. Wie groß war seine Täuschung!

Schon war durch Juana's unablässiges, kein Mittel scheuendes Bemühen der Boden unter Carlos' Füßen unterhöhlt, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, zur richtigen Einsicht in seine Lage zu gelangen, als sie, im dritten Jahre ihrer Vermählung, plötzlich in Pampelona mit einer starken und prächtigen Begleitung aragonischer und katalonischer Ritter, meist Hofherren und Waffengefährten des Statthalters, erschien und von dem ob dieses unerwarteten Besuches höchlichst verwunderten Prinzen von Viana mit fast ängstlicher Befangenheit und kalter Höflichkeit empfangen, auf eine gegen sein Benehmen sehr abstechende, herrische und schier übermüthige Weise ihre Wohnung im königlichen Schlosse nahm und die ihrer Begleiter eben daselbst beanspruchte. Der Prinz, keinen Augenblick die Pflichten der Galanterie und Ehrerbietung gegen eine Dame von so hohem Range, die noch dazu die Gemahlin seines Vaters war, aus den Augen setzend, erfüllte mit Selbstaufopferung ihr Verlangen, obgleich sich dieses zu seinem Befremden in einem Tone äußerte, welcher weit mehr dem des Befehls als dem der Bitte ähnlich sah. Kaum hatte er sich aber in seine Gemächer zurückgezogen, um sich mit Inigo de Silva, welcher ihn dort schon erwartete, über diesen seltsamen Besuch und dessen noch seltsameres Benehmen zu besprechen, als ihm die drei vornehmsten Herren aus der Begleitung der Donna Juana, als zum Hofstaate „der Königin" gehörig, gemeldet wurden. Sie ließen ihn um eine Audienz ersuchen in der Eigenschaft als Gesandte des Königs von Navarra, um ihm eine Botschaft ihres Herrn und Statthalters zu

überbringen. Der Prinz ließ sie sogleich hereinführen. Sie überreichten ihm ein Schreiben seines Vaters, dessen Siegel er löste. Mit wachsendem Erstaunen, ja mit Bestürzung nahm er Kenntniß von dem Inhalte des Briefs. Der König schrieb ihm: „Die Schwäche, die Ihr in der Regierung des Königreichs Navarra offenbart und die Bevorzugung, die Ihr einer Partei des dortigen Adels angedeihen laßt, haben die übrigen Bewohner mit Unzufriedenheit und Unwillen erfüllt und drohen das ganze Land in Verwirrung und Anarchie zu stürzen. Dieser durch Euch und Euere Günstlinge herbeigeführte gefährliche Zustand macht es mir zur heiligsten Pflicht, von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch zu machen und die Regierung des Königreichs mit Euch gemeinschaftlich zu führen. Da mir nun aber als Statthalter meines Bruders, des Königs, die Regierung seiner drei Königreiche obliegt und alle meine Kräfte beansprucht, so ist es mir nicht möglich, meine thätige Sorge auch auf die Regierung des Königreichs Navarra auszudehnen. Ich habe daher meiner Gemahlin, der Königin Juana, Auftrag und Vollmacht gegeben, Euch in der Regierung zu unterstützen und die Sorgen und Arbeiten derselben mit Euch zu theilen. Deshalb fordere ich Euch hiermit auf, ihr mit Liebe und Freundlichkeit entgegen zu kommen, ihr den mir zukommenden Antheil an der Regierung einzuräumen und keinen Regierungsact ohne sie zu vollziehen, das Volk von Navarra auch ungesäumt mit ihr gemeinschaftlich von diesem meinem Beschlusse in Kenntniß zu setzen und zum Gehorsam zu ermahnen."

Der Prinz erklärte, daß er die Antwort der Königin zukommen lassen werde, und die Gesandten ent-

fernten sich. Carlos, auf einen so unerhörten Fall auch nicht im Mindesten vorbereitet, offenbarte jetzt wirklich die seinem Charakter eigenthümliche Schwäche mehr als bei irgend einer frühern Gelegenheit. Er war so rathlos, daß er die Cortes des Landes zu einer außerordentlichen Versammlung berufen wollte, um ihnen die Entscheidung über das Verlangen seines Vaters vorzulegen, und nur auf Silva's besonnene Bemerkung, daß er mit dieser Maßnahme jenem Verlangen eine Berechtigung einräume, kam er davon zurück. Jetzt zeigte sich Inigo in seiner ganzen moralischen Größe und Charakterstärke nicht nur als erster Minister, sondern auch als wahrer Freund des Regenten, und dieser sah ein, daß er am besten thun würde, die Vorschläge des ihm treu ergebenen Mannes anzunehmen und zu befolgen. Hierauf wurde der Geheim-Rath des Regenten zusammenberufen und mit dem seltsamen und unbegreiflichen Schritte des König-Statthalters von Aragonien und seiner Gemahlin bekannt gemacht. Der Geheim-Rath bestand aber nur aus Beaumonts, und sie besorgten nicht mit Unrecht, daß die gewaltsame Verfahrungsweise des Königs den Agramonts nicht fremd sein und die gesuchte und mit Absicht herbeigeführte Veranlassung zum Ausbruche eines neuen Kampfes zwischen beiden Parteien werden würde. Inzwischen war der Eingriff in die durch die Testamente seines mütterlichen Großvaters und seiner Mutter, so wie durch die Anerkennung seiner alleinigen Regentengewalt von Seiten der Cortes ganz unbezweifelt feststehenden Rechte des Prinzen so schreiend, daß ohne Verzug der einmüthige Entschluß gefaßt wurde, denselben mit aller Kraft und allen Mitteln zurückzuweisen. Es wurde also eine kurze Antwort an den

König-Statthalter von Aragonien aufgesetzt und darin gesagt, er habe weder durch die vorhandenen Testamente, noch durch Verträge mit dem Prinzen von Viana oder den Cortes von Navarra ein Recht auf die Theilnahme an der Regierung. Mit diesem Schreiben begab sich Silva an der Spitze der Mitglieder des Geheim-Raths zu Donna Juana und forderte sie auf, die Hauptstadt und das Königreich unverzüglich wieder zu verlassen, falls sie sich nicht unangenehmen Maßregeln des Regenten aussetzen wolle, zu welchen sich dieser nur höchst ungern und im äußersten Falle entschließen würde. Donna Juana versetzte hierauf mit dem ganzen stolzen weiblichen Uebermuthe einer plötzlichen Erhebung und im Bewußtsein der Mittel und Kräfte, die ihr zu Gebote standen, gleichsam mit lachendem Hohne: Ihr Gemahl sei König von Navarra und ihm gebühre nach der testamentarischen Verfügung seiner ersten Gemahlin, der Erbin und Königin des Königreichs Navarra, der Antheil der Regierung desselben; denn in ihrem Testamente sei ausdrücklich bestimmt, daß ihr Sohn, der Prinz von Viana, nicht ohne seine Genehmigung die volle und ganze Landesherrschaft antreten könne. Der klare Sinn dieser Worte sei, daß dem Vater und dem Sohne zusammen die ganze und volle Landesherrschaft zukomme, jeder also einen gleichen Theil von Berechtigung darauf habe. Wenn der König sein klares und unbezweifelbares Recht an die Mitregierung bis jetzt nicht geltend gemacht, so liege darin keineswegs eine Verzichtleistung auf dasselbe. Hätte der Prinz nach den gerechten Wünschen seines Vaters unparteiisch, wie es einem Regenten gebühre, regiert, so würde der König sein Recht niemals geltend gemacht haben. Jetzt aber sei er dazu gezwungen, um der

vernachlässigten und zurückgesetzten Partei zu ihrem verhöhnten und unterdrückten Rechte zu verhelfen und weiterm größerm Unglücke durch energische Schritte vorzubeugen. Zu diesem Zwecke habe ihr Gemahl sie mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen und sie werde sich für die ihr übertragene Gewalt zum Besten der Unterdrückten und des allgemeinen Wohls alle nöthige Achtung zu verschaffen wissen.

Was sie mit dieser Drohung meinte, zeigte ihre aufgestellte bewaffnete Begleitung, welcher sich bereits eine Anzahl Agramonts zugestellt hatte. Zum Regenten zurückgekehrt, drang Silva auf unverzügliche Verhaftung der Donna Juana und ihrer Begleiter, aber der Prinz konnte sich nicht entschließen zu diesem Aeußersten zu schreiten und die Mehrzahl der Mitglieder stand auf seiner Seite; Silva wurde überstimmt, er mochte die Gefahr, wie sie jetzt klar vor seiner Seele stand, mit noch so feuriger Zunge schildern.

Donna Juana handelte rascher und entschiedener. Noch in derselben Stunde ließ sie durch Herolde in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt verkünden, zu welchem Zwecke sie gekommen und auf welches Recht sie Antheil an der Regierung beanspruche. Die ganze Stadt gerieth dadurch in Aufregung, und viele Agramonts eilten zu „ihrer Königin," um ihr ihre Ergebenheit zu bezeugen. Doch in noch weit größerer Anzahl strömten die Beaumonts zum Regenten, und nur die Besonnenheit des Letztern verhinderte einen blutigen Ausbruch der Leidenschaft. Viele Agramonts hielten zurück im Gefühle ihres Unrechts, als sie die Dinge, mit denen sie zeither im Geheimen gleichsam gespielt, zu solcher öffentlichen Entscheidung gedrängt sahen, und die Leidenschaftlichsten, die sich

um die Königin geschaart, bildeten gegen die beim Regenten stehenden Beaumonts einen verhältnißmäßig nur kleinen Haufen. Die Klugheit verbot ihnen daher es auf das Aeußerste ankommen zu lassen. Vor der Hand mußten sie darauf bedacht sein, die Person der Königin zu schützen, die auf einen weit größeren Zulauf gerechnet hatte und sich nun in Gefahr sah. Es wurde schnell beschlossen, daß sie vor der Hand ihre Wohnung im Hause eines der Agramontshäupter nehmen sollte.

Die Häuser des hohen Adels waren im ganzen christlichen Spanien kleine Festungen, Kastelle, und Kastilien führte sogar den Namen von der zahllosen Menge solcher Kastelle, mit welchen das ganze Land angefüllt war. Der Beschluß wurde sogleich ausgeführt, und Johanna zog in der Mitte ihrer Anhänger aus dem Schlosse, um in dem auserlesenen Hause ihre Anmaßung nur noch trotziger fortzusetzen. Vergebens hatte Silva gerathen sie festzuhalten; der Prinz und ein großer Theil seiner Freunde waren des guten Glaubens, sie werde dahin zurückkehren, woher sie gekommen und jeden fernern Versuch aufgeben. Zu spät sahen sie ihren Irrthum ein. Die Königin erließ nun Proklamationen an das Volk, denen der Prinz in andern widersprach, aber ihre Partei vermehrte sich, viel weniger aus persönlicher Abneigung gegen den Prinzen, der doch eigentlich von Allen geliebt und geehrt war, als aus Feindseligkeit gegen ihre politischen Widersacher, von welchen sie zeither mit Hohn und Härte unterdrückt worden war. Die zurückgesetzten und vielfach gekränkten Agramonts wollten natürlich die sich ihnen darbietende günstige Gelegenheit, sich Ansehung und Geltung in den Staatsangelegenheiten zu verschaffen und sich an ih-

ren Beleidigern zu rächen, nicht ungenützt vorüberstreichen lassen. Dadurch gerieth das Land in große Verwirrung, und die Regierung sah ihre Kräfte gelähmt. Sogar in die zusammengetretenen Cortes schlich sich der Geist der Parteilichkeit ein; sie stritten über den Sinn der testamentarischen Verfügung der Königin Blanka, und es gab nicht wenige, die es zu Gunsten des Königs interpretirten nnd ihm einen Antheil an der Regierung zuerkannt wissen wollten. Dagegen fehlte es unter den Beaumonts auch nicht an solchen, welche mit Heftigkeit in den Prinzen drangen, dem unseligen Zwiespalte des Landes dadurch ein Ende zu machen, daß er den Königstitel annehme und die volle Landesherrschaft antrete, die ihm ja vor Gott und Menschen rechtmäßig gebühre, und Silva war es vorzüglich, der auf einen so entscheidenden Schritt bestand. Aber es war Carlos' Unglück es nicht zur raschen durchgreifenden That bringen zu können, wie dies ja das Unglück aller stillen und gemüthlichen Menschen ist, die das Schicksal in Verhältnisse bringt, welche ganze, kräftige und schonungslose Maßregeln gebieterisch heischen. Trotzdem, daß er von seinem Vater nichts als Feindseligkeiten erfuhr, daß die Gemahlin desselben ihn mit weiblicher Unzartheit und empörendem Uebermuthe behandelte, wollte er doch weder die kindliche Pflicht, noch die der Galanterie aus den Augen setzen und hoffte immer noch Alles in Güte ausgleichen zu können. Aber die Verhältnisse wurden gewaltiger als sein guter Wille.

Die Beaumonts wollten durchaus die Königin aus der Hauptstadt und dem Königreiche entfernt wissen und zogen in starken bewaffneten Haufen dem unschlüssigen Prinzen zu; es langten Abgesandte vom kastili-

schen Hofe an, welche den Prinzen ernstlich ermahnten, die Ungebührlichkeit seines Vaters mit der ihm zu Gebote stehenden rechtmäßigen Gewalt zurückzuweisen und nachdrücklich zu zeigen, daß er Herr in seinem Hause sei. Diese Kastilier suchten sich auf solche Weise an dem Statthalter von Aragonien zu rächen, der sich auch oft genug Einmischungen in die innern Angelegenheiten ihres Königreichs erlaubt und die Schwäche ihres Königs zu Hetzereien und Stänkereien benutzt hatte. Die Bewegung wurde für die Königin immer drohender, und ihre Partei besorgte, sie möchte sich in der Hauptstadt nicht halten können. Sie zog sich also mit ihrem Anhange in die Stadt Estella zurück, von wo sie nicht weit zur aragonischen Grenze hatte. Dies geschah zwei Monate nach ihrem ersten Auftreten in Pampelona im Spätherbste des Jahres 1451. Wie sie gehofft, war hier der Zudrang der Agramonts stärker als in Pampelona und deshalb ihre öffentliche Sprache nachdrücklicher, ihre Handlungen entschiedener. Sie nahm während des Winters förmliche Waffenrüstungen vor, um sich ihr sogenanntes gutes Recht zu erkämpfen. Jetzt blieb dem Prinzen von Viana nichts übrig, als sie in der genannten Stadt zu belagern und somit den Krieg gegen sie förmlich zu eröffnen.

Auf diesen Schritt schien sein Vater gewartet zu haben. Denn kaum hatte er Kunde davon erhalten, als er mit einem wohlgerüsteten Heere aufbrach und die Grenze zwischen Aragonien und Navarra überschritt. Dadurch sah sich der Prinz von Viana genöthigt, die Belagerung von Estella aufzugeben, und die Königin verließ sofort die Stadt, um sich in das nahe an der Grenze gelegene aragonische Städtchen Sos zu begeben, um hier ihre Niederkunft zu halten,

weil auf navarresischem Grund und Boden ihr Wochenbette leicht hätte beunruhigt werden können. Es ist immerhin höchst merkwürdig, daß diese junge herrsch- und ränkesüchtige Frau ihren kühnen und abenteuerlichen Eroberungszug in das Land ihres Stiefsohnes in einem Zustande machte, welcher dem weiblichen Geschlechte vor allem Ruhe und Sorge für den eigenen Körper und die Frucht desselben nöthig macht. Am 10. März 1452 wurde sie von einem Prinzen entbunden, der von der Vorsehung bestimmt war eine der wichtigsten und einflußreichsten Rollen in der Geschichte der iberischen Halbinsel zu spielen und auch das endliche Geschick Navarra's auf eine unerwartete und gewaltthätige Weise zur Entscheidung zu bringen. Da er in der Kunst der Ränkeschmiederei und schlauester Verstellung, in Hab- und Eroberungssucht unter den in all diesen Dingen so ausgezeichneten Fürsten seiner Zeit als Meister hoch emporragt, so möchte man versucht sein zu glauben, der Eroberungszug seiner intriguanten Mutter, zur Zeit als sie ihn unter dem Herzen trug, habe den mächtigsten Eindruck auf die Bildung seines Charakters ausgeübt. Gewiß ist, daß er in allen Stücken das Gegentheil seines weit ältern Bruders, des Prinzen von Viana war. Man braucht nur den Namen des Neugebornen zu nennen, um sogleich in der Seele jedes Geschichtskundigen ein Bild von Verschlagenheit, Ränkesucht, Heuchelei und politischer Treulosigkeit hervorzurufen, das seines Gleichen in der an treulosen Zügen so überreichen Geschichte der Könige kaum haben dürfte, und es genügt zu bemerken, daß von ihm her sich der Name „spanische Treue" für solche Charaktereigenschaften schrieb. Genug es war Ferdinand, König von Aragonien, der sich den zweideutigen Namen des „Katholischen"

erwarb, welcher an jenem Tage von Donna Juana geboren wurde. Das aragonische Heer unter ihrem Gemahl deckte gleichsam das Kindbette der königlichen Wöchnerin.

Das Gemüth des Prinzen von Viana war auf das schmerzlichste ergriffen, als er sich seinem Vater auf solche Weise gegenüber sah, beide mit Heeresmacht und im Begriffe sich eine Schlacht zu liefern, welche über Rechte entscheiden sollte, die niemals zweifelhaft gewesen waren. Der Prinz befand sich in einer so gedrückten unglücklichen Stimmung, daß er, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, ihr allein Folge zu leisten, gewiß eher auf sein klares und unumstößliches Recht verzichtet hätte, als den bewaffneten Arm gegen seinen Vater zu erheben, aber er hatte Pflichten für sein Volk und für sein Recht zu erfüllen, und seine Freunde verfehlten nicht, ihm diese stets lebendig vorzuhalten. Trostlos lag er zuweilen an Inigo's Brust und vergoß Thränen des edelsten Gefühls; aber mit starker Hand richtete der charakterfeste Freund den Gebeugten empor und hielt ihn aufrecht in der verzweiflungsvollen Lage. Inzwischen gab Silva doch den Bitten des Regenten so viel nach, Alles bei der Gegenpartei zu versuchen, um einen blutigen Zusammenstoß zu verhindern. In der nächsten Umgebung des Statthalters von Aragonien fehlte es zum Glücke nicht an verständigen Männern, auch waren einige Häupter der Agramonts nicht so sehr von der Leidenschaft verblendet, daß sie nicht eingesehen hätten, in welch eine widernatürliche Stellung der König zu seinem Sohne getreten war, und sie hatten den Muth dem Erstern zu sagen, daß ein friedlicher Vergleich ihm zu größerer Ehre gereichen würde, als ein blutiger Sieg. Silva trat mit ihnen in Verbindung, und da der

König an der Stimmung seiner Rathgeber merkte, daß es nicht gut für ihn sein werde, mit rücksichtsloser Strenge gegen den Prinzen zu verfahren, so gab er zu, daß Unterhandlungen angeknüpft wurden, weniger aus väterlichen Gefühlen für seinen Sohn, die, wenn er sie jemals besessen, durch die schlauen Bemühungen seiner Gemahlin vertilgt zu sein schienen, als aus politischer Klugheit, die es bei seinem höchst zweifelhaften Rechte in Navarra nicht auf das Aeußerste treiben durfte. Von beiden Theilen wurde eine Commission ernannt, welche sich über die Friedensbedingungen einigen sollten; aber die Ansprüche des Königs und die Erklärungen des Prinzen gingen anfangs so weit auseinander, daß sich die Verhandlungen sehr in die Länge zu ziehen drohten. Beim Fortgange derselben war der König klug genug sein persönliches Interesse, welches gegen das seines Sohnes stets im schreiendsten Unrechte erschien, gänzlich fallen zu lassen, um desto nachdrücklicher das Recht der Agramonts zu vertreten; denn nun erschien der Prinz als Vertreter der Beaumonts im Unrechte. Diese waren durch seine Gunst in eine bevorzugte Stellung gegen ihre politischen Widersacher gekommen, sie hatten Alles aufgeboten, diese für sich auszubeuten und sich ihr zum Nachtheile und zur Kränkung der Agramonts oft genug übermüthig überhoben. Dies waren unläugbare Thatsachen. Ja in den Unterhandlungen suchten die Beaumonts diese ihre Stellung hartnäckig zu behaupten und verweigerten ihren Gegnern jedes Zugeständniß, so sehr auch der Prinz zu solchen geneigt war. Aber seine Schwäche war leider abhängig geworden von seiner Partei; er wurde von ihr verhindert der Stimme seines Herzens zu folgen und gerecht zu sein.

Die Agramonts, jetzt auf ein wohlgerüstetes und durch die siegreichen Kriege in Neapel wohlgeübtes und tapferes aragonisches Heer gestützt, wurden durch solches Verfahren immer erbitterter und schonten den Prinzen nicht länger, dem sie zeither immer noch mit rücksichtsvoller Ehrerbietung angehangen hatten. Statt sich freundlich zu nähern, wurde die Stimmung der beiden Heere im Laufe der Verhandlungen immer feindlicher gegen einander, und der lange unterdrückte Groll der beiden Parteien aufeinander brach endlich plötzlich los und riß die sich gegenüberstehenden Heere zur Schlacht fort. Dies geschah weniger gegen den Willen des Königs als gegen den des Prinzen von Viana. Das Verhängniß trieb ihn zu seinem unaussprechlichen Schmerze in den unnatürlichen Kampf und entblößte sein Schwert gegen seinen Vater, seine Landsleute, seine Unterthanen. Er vermochte die Dinge nicht mehr zu beherrschen, sie waren seiner Meister geworden. Sein Heer war an Zahl dem königlichen nicht unbeträchtlich überlegen, aber es war des Kampfes ungewohnt. Die Königlichen waren dagegen durch Kriegserfahrung und treffliche Mannszucht ausgezeichnet. Das Gefecht wurde lange mit der größten Erbitterung geführt; aber endlich sah der Prinz zu seiner größten Bestürzung die Seinigen überall in die Flucht geschlagen und sich selbst, da ihm die Flucht, so lange sie noch möglich war, allzuschimpflich erschien, als Gefangener in den Händen der Feinde. Er wurde in das Hauptquartier seines Vaters geführt, wo ihm die Demüthigung nicht erspart war, sich vom triumphirenden Hohne seiner Stiefmutter bewillkommnet zu sehen. Jetzt war die Stunde ihrer Rache gekommen und sie benutzte sie mit der empörenden Grausamkeit eines beleidigten Weibes. Indem sie das Herz seines

Vaters gegen den unglücklichen Carlos verhärtet, entwarf sie die Pläne zur Beugung seines vermeintlichen Stolzes. An ihrer Rache war zu erkennen, daß sie ihn geliebt und gewähnt hatte, er habe sie nur aus Stolz verschmäht. Jetzt wollte sie ihm diesen Stolz mit Zinsen zurückzahlen.

11.

Unglückliche Lage des Prinzen.

Und sie hielt ihm Wort die schlaue rachsüchtige Johanna. Unter den Augen des im harten Gefängnisse sitzenden Prinzen wurden prunkende verschwenderische Feste zu Ehren des neugeborenen Infanten gefeiert, und das Tauffest desselben übertraf Alles, was man in der Art noch am aragonischen Hofe gesehen, wo man doch an solche genußreiche Schauspiele gewöhnt war. Der König überließ sich einer Freude, die wenig zu seinem sonst mürrischen Wesen paßte und in einem alle Unparteiischen schmerzlich berührenden Gegensatze zu der ernsten Strenge stand, mit welcher er von seinem Gerichtshofe die Beleidigungen, die er von seinem ältern Sohne erfahren haben wollte, untersuchen ließ. Durch dieses unkluge Verfahren erbitterte er nicht nur die Freunde des Prinzen von Viana in Navarra, sondern selbst ein großer Theil der Agramonts sprach sich laut mißbilligend aus, aber auch in den zur aragonischen Krone gehörigen drei Königreichen war bald die öffentliche Meinung für den

Prinzen. Denn abgesehen von dem allgemein menschlichen Standpunkte, von welchem aus der edle Prinz Allen ohne Ausnahme als liebens- und verehrungswürdig galt, hatten die Aragonier, Katalonier und Valencier fast dasselbe Interesse an ihm, wie die Navarresen. Von ihrem König Alfons lebten keine ehelichen Kinder, und sein natürlicher Sohn Ferdinand konnte nach spanischen Gesetzen ihm nicht auf dem Throne folgen. Also wurde sein Bruder Johann, der jetzige Statthalter, wenn er Alfons überleben sollte, König der drei Reiche, und außerdem in Sicilien und Sardinien, welche jetzt von Neapel aus verwaltet wurden, und in jedem Falle stand dem Prinzen von Viana das unbestreitbarste Recht der Nachfolge in allen diesen Ländern wie in Navarra zu, ja dieses Recht erstreckte sich sogar auf die von Alfons neuerworbene Krone von Neapel. Man durfte in dem bescheidenen Prinzen einen zukünftigen Herrscher von einer Macht und Bedeutsamkeit erblicken, wie die damalige Welt keinen zweiten besaß. Diese Betrachtung allein war schon sehr geeignet, ihm die Stimme der öffentlichen Meinung zuzuwenden, und selbst viele blinde Anhänger des Königs Johann wurden dadurch bestimmt leiser aufzutreten und dem Könige zu rathen, daß er in dem Verfahren gegen seinen ältern Sohn einlenken möchte. Es gelangten in dieser Weise so viele Stimmen an den König, daß ihn die Klugheit, wenn auch nicht väterliches Gefühl, bestimmte den Prinzen nach dreimonatlicher Haft wieder auf freien Fuß zu setzen. Dies geschah aber unter den ungroßmüthigsten Bedingungen, in welchen der Keim zu neuen Wirren offen zu Tage lag. Die Königin, welche die unbeschränkteste Macht über ihren Gemahl erlangt hatte, konnte, da sie den Gegenstand ihres

Hasses nicht im Gefängnisse zurückzuhalten vermochte, sich wenigstens die Genugthuung nicht versagen, die Punkte zu dictiren, welche er als Bedingungen seiner Freiheit beschwören sollte; allein diese erste Fassung war von der Art, daß der Prinz ruhig erklärte, er werde eher im Gefängnisse sterben, als seinen Namen mit einer Schmach bedecken, die unwürdig mache jemals der König eines ehrliebenden Volkes zu sein. Der König Johann redigirte nun mit seinen Räthen das Dokument. Auch jetzt war noch eine Hauptbedingung, daß die Beaumonts von allen öffentlichen Aemtern und Ehrenstellen entfernt und dafür Agramonts eingesetzt werden sollten, ja der König behielt sich diese Besetzung selbst vor. In allen wichtigen Angelegenheiten der Regierung sollte der Prinz erst seinen Vater befragen und bei diesem sollte die letzte Entscheidung sein. Es war aber nicht angegeben, welche Angelegenheiten als wichtig zu betrachten seien. Dadurch gerieth der Prinz förmlich unter Vormundschaft seiner Stiefmutter. Um sich seinem Vater nicht länger widersetzlich zu zeigen und dadurch Navarra in noch größeres Unheil zu stürzen, vielmehr um das geliebte Land durch weise Nachgiebigkeit zu beruhigen, beschwur der Prinz die Punkte.

Bald genug sollte er inne werden, daß ihn sein gutes und friedliches Herz zu einer neuen Schwäche verleitet, und daß er gerade das herbeigerufen, was er hatte vermeiden wollen. Von seinem Rechte auf die Krone von Navarra war in dem unseligen Vertrage gar keine Rede, und so war er gleichsam von allen Seiten blosgestellt. Aber er sehnte sich fort aus der Nähe von Menschen, die ihn nur zu kränken suchten, er sehnte sich zu seinen Freunden und zu Maria's und Inigo's treuen Herzen, um bei ihnen

seinen unsäglichen Kummer auszuschütten. Ach ihm fehlte ja so sehr ihr treuer Rath in dieser Bedrängniß! Er kehrte nach Pampelona zurück, aber nicht in die alte glückliche Ruhe, vielmehr in ein größeres Wirrsal als es erst gewesen war. Nur sehr wenig Beaumonts legten, wie Inigo de Silva, ihre Aemter und Stellen nieder; die meisten widersetzten sich vielmehr mit den Waffen in der Hand ihren siegreichen Feinden. Diese traten dagegen um so trotziger auf, je mehr sie sich von der Königin begünstiget sahen; sie übernahmen nicht nur die übermüthige Rolle, welche die Beaumonts früher gespielt, sie übertrieben sie bis zur häßlichsten Karrikatur. Sie zeigten ganz das läppische unerträgliche brutale Wesen eines schnell aus dem Staube der Niederträchtigkeit durch zweideutige Fürstenliebe emporgehobenen geistesarmen Günstlings, und dieses Benehmen machte klar, wie recht der Prinz von Viana gehabt hatte, die Beaumonts vorzuziehen. Die rohen und beschränkten Menschen, welche nicht durch eigene Kraft, sondern mit Hülfe einer himmelschreienden Usurpation emporgekommen waren, bemüheten sich nicht nur auf's Eifrigste, ihre Macht materiell auszubeuten, sie wollten auch die Blüthe der geistigen Cultur, welche der Prinz von Viana unter den Beaumonts hervorgerufen hatte, vernichten, und unter dem Vorgeben, die zeither auf empörende Weise vernachlässigte ritterliche Tugend wieder zu Ehren zu bringen, waren sie nur daran, die Brutalitäten des Faustrechts wieder einzuführen. Der Zustand, welcher sich aus diesem Beginnen entwickelte, konnte für den Staat, für das öffentliche und häusliche Leben nur ein höchst verderblicher sein. In der That waren die Dinge bald so weit gediehen, daß ganz Navarra das Ansehen eines civilisirten Staates verlor; die

Edelleute glichen mehr Räubern als Rittern, fast kein Mann wagte sich anders als bis unter die Zähne bewaffnet auf die Straße; auch ging man in der Regel nur truppweise, um nöthigenfalls sich seiner Haut in Masse wehren zu können; die meisten Häuser waren mit hohen Mauern umgeben, hinter deren Schießluken die Diener mit geladenen Donnerbüchsen lauerten.

Der Prinz hatte sich durch seine Nachgiebigkeit die Liebe der Beaumonts fast verscherzt, ohne sich die der Agramonts erworben zu haben; auch bewarb er sich in der That um die letztere so ganz und gar nicht, daß er jeden Umgang mit ihnen noch weit mehr mied als früher und nur mit Beaumonts verkehrte. Sie rächten sich dafür an ihm, indem sie ihn als eine Null betrachteten. Auch war nicht zu läugnen, daß, seit Inigo de Silva nicht mehr an der Spitze der öffentlichen Geschäfte stand, diese vom Prinzen fast gänzlich vernachlässigt wurden. Gegen den Agramont, den die Königin an Silva's Stelle gesetzt, hatte er einen Widerwillen; er sah sich umspäht und all sein Thun und Lassen der giftigsten Kritik unterworfen; er sollte seine Regierungshandlungen der Controle seiner schlimmsten Feindin unterordnen, sich zu jeder Anordnung die Erlaubniß aus Saragossa holen lassen, und zuletzt sah er seine besten Absichten entstellt und in ihr Gegentheil verkehrt. Mit blutendem Herzen floh er zu Inigo und Maria, die in stiller Zurückgezogenheit auf einer ländlichen Besitzung lebten, und blieb tage- ja wochenlang bei ihnen; denn nur in ihrer Nähe wurde ihm die Last seiner Sorgen leichter. Wenn er Maria's Hand in der seinigen hielt und ihr in das reine, oft über sein Geschick mit Thränen gefüllte Auge sah, war's ihm

zuweilen, als rauschten die Blätter des vollen Lebenskranzes, den seine Jugend einst mit gütigem Engelslächeln über seinem glücklichen Haupte gehalten, noch einmal heilverkündend in seiner Nähe. Ach, es war nur Täuschung, hervorgerufen von der seligen Vergessenheit einer Minute, und doch war sie der einzige Lichtblick in seinem düstern Leben. Nie bietet das Glück dem Sterblichen dieselben Gaben zum zweiten Male; die irdische Seligkeit, zu deren reinstem und höchstem Genusse Carlos so ganz befähigt war, ja für den er die feinste Empfänglichkeit und das tiefste Gefühl besaß, wie wenige seiner Mitlebenden, die Seligkeit der edelsten Geschlechtsliebe und des süßesten häuslichen Glücks, sie war auf immer für ihn verloren. Er hatte auch längst schon diese Ueberzeugung gewonnen, aber die poetische Verklärung seines Schmerzes, von der rauhen und bösen Wirklichkeit verwischt, kehrte auf Minuten in Maria's Gegenwart zu ihm zurück; sie ging jetzt allein von der Person der holden Freundin aus und ihr augenblicklicher Glanz bereitete ihm die willkommene kurze Täuschung.

Wenn ihm nun auch wohler ward in der Zurückgezogenheit bei seinen Freunden, die öffentlichen Angelegenheiten wurden dadurch nicht besser, vielmehr immer schlimmer und verworrener. Silva war zu der Ueberzeugung gelangt, daß selbst ein thätigeres Eingreifen des Prinzen die Lage der Dinge wesentlich nicht mehr bessern könne und daß zu den allein noch Erfolg versprechenden gewaltsamen Schritten der Prinz sich niemals entschließen würde. Er gönnte daher dem unglücklichen Freunde die sparsamen Streiflichter ruhiger Stunden und hätte ihn um keinen Preis im Genusse derselben stören können.

Der muthigste und einsichtsvollste Mann wird doch zuweilen in eine Lage gedrängt, in welcher all seine Kräfte so gebunden werden, daß er sich entschließen muß, die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen. In einer solchen Lage befand sich Silva. Er sah die Erbitterung der beiden Parteien von Tag zu Tage steigen, das Getreibe der Königin und ihres Anhanges immer schamloser werden, den Prinzen immer trostloser in diesem Pfuhl von Leidenschaft und Gemeinheit, in welchen er — die edelste und reinste Seele — gewaltsam gerissen worden war, versinken, und er konnte nichts thun, als unthätig zusehen, wie die schönen Früchte seiner jahrelangen Arbeit, seiner gutgepflegten Saat muthwillig vernichtet und boshaft in den Koth getreten wurden. Ein wehmüthiges Lächeln flog über das kummerbleiche Gesicht des trefflichen Mannes, wenn er den Prinzen mit Maria und ihren drei Kindern auf den Rasenplätzen des Gartens spielen sah, und der Gedanke beschlich ihn oft, wie glücklich dieser ausgezeichnete Mensch geworden sein würde, wenn ihm das Schicksal eine niedere Sphäre angewiesen hätte, wenn er der Gatte dieses holden Weibes, der Vater dieser von ihm so sehr geliebten Kinder geworden wäre. Dann seufzte er wohl: „O warum lastet der Fluch der Throne auf diesem edelsten der Menschen so hart! Die da Kronen zu tragen berufen sind, dürfen kein weiches Herz haben; es wird zermalmt von der furchtbaren Last. Nur steinerne Herzen werden nicht von ihr gedrückt."

Im Stillen arbeitete Silva für seinen fürstlichen Freund, indem er alles Nöthige für den äußersten Fall vorbereitete, der, wie sein Scharfblick voraussah, endlich eintreten mußte. Eine Vermittelung, eine

gütliche Ausgleichung der sich entgegen stehenden Interessen, an welche der Prinz immer noch glaubte, war nach Inigo's Ueberzeugung nicht mehr möglich. Die eintretenden Ereignisse rechtfertigten diese Meinung. Der befürchtete äußerste Fall trat ein. Die Beaumonts und die Agramonts, in den wildesten Parteikämpfen gegeneinander rasend und von den Kreaturen der Königin immer toller auf einander gehetzt, wurden gleich stark erbittert auf den Prinzen, und er sah endlich ein, daß all seine Mühe, zu schlichten und zu vermitteln, nur zu entgegengesetzten Resultaten führte, und daß sein mehr und mehr bedrohtes Leben als Opfer dargebracht in der Verwirrung der Verhältnisse nichts ändern würde. Ein wilder Auflauf in der Hauptstadt, welcher das Schloß umtobte und die Gefangennahme des Prinzen bezweckte, der sich zu seinem Glücke eben bei Silva befand, überzeugte ihn endlich, daß seines Bleibens in Navarra nicht mehr sein könne. Aber die ungeheure Wucht des Unglücks und Schmerzes, welche mit dieser Ueberzeugung in seine Seele kam, das theure Land seiner Geburt, das zu beglücken er stets den reinsten Willen und die schönsten Pläne gehegt hatte, unter so schlimmen Umständen verlassen zu müssen, raubte ihm alle Thatkraft; um so überraschter war er, durch Silva's Vorsicht alles zur Flucht bereit zu sehen. Rüstige Maulthiere brachten Maria und ihre Kinder in einer Sänfte nach Roncevales in ihren Meierhof, von wo sie nach einigen Tagen über die Pyrenäen ging. Der Prinz und Silva setzten, nur von weniger Dienerschaft begleitet, den kürzesten Weg nach der französischen Grenze fort. Auf dem Boden Frankreichs vereinigte sich die Familie wieder. Es war ihr Plan, durch Frankreich und Italien nach

Neapel zu gehen, da König Alfons sich mit der Handlungsweise seines Bruders gegen Carlos sehr unzufrieden gezeigt und diesem selbst mehr Beweise väterlicher Liebe gegeben hatte, als der Vater. Auf ihrer Reise wurde der Prinz sowohl am französischen Hofe, wie an den verschiedenen italienischen Höfen mit der seinem Range und noch mehr seinem persönlichen Charakter und seinem Mißgeschicke gebührenden Aufmerksamkeit behandelt. Die Kunde der schuldlosen Verfolgung, der er hatte erliegen müssen, war überall hingedrungen und hatte das Mitgefühl für ihn rege gemacht. Im hohen Grade herzlich war die Aufnahme, welche er bei seinem Oheime in Neapel erfuhr. König Alfons versicherte ihm, er werde kein Mittel unversucht lassen, ihn in seine gesetzmäßigen Rechte wieder einzusetzen, und der hartgeprüfte Prinz durfte sich wieder frohen Hoffnungen überlassen.

25.

Don Carlos in Neapel.

Aber das Geschick wurde nicht müde, diesen edeln Dulder feindselig zu behandeln. Zwar sah er sich geliebt und geehrt am Hofe zu Neapel, zwar erwarb er sich wie überall, wo er persönlich auftrat, unter den Großen des Landes viele Freunde, aber die fortdauernden Kriege des Königs Alfons mit den kleinen Staaten in Oberitalien, wo er sich vergebens

bemühte, seine Macht auszudehnen und auf die Dauer zu begründen, namentlich sein erbitterter Kampf mit Genua und sein Bestreben, den Herzog Franz Sforza aus Mailand zu verdrängen, all dies wilde und kriegerische Treiben des Königs von Neapel ließ ihm keine Zeit, ernstlich gegen seinen Bruder und dessen herrschsüchtige Frau in Bezug auf den Prinzen von Viana aufzutreten, vielleicht war es ihm auch niemals wahrer Ernst, seinen unglücklichen Neffen wieder in dessen Rechte einzusetzen, wenigstens machte er nie ernstliche Anstalten dazu, und der Prinz unterließ aus Bescheidenheit und in seiner abhängigen Stellung, ihn an sein Versprechen zu erinnern. Die italienischen Angelegenheiten nahmen des Königs leidenschaftlichen Sinn so sehr in Anspruch, daß er sich nicht einmal sonderlich um die Regierung seines Stammlandes bekümmerte, und den Statthalter Johann in Aragonien gleichsam als König schalten und walten ließ. Die diplomatischen Erinnerungen, welche einige Male für den Prinzen von Viana nach Saragossa gegangen waren, hatten natürlich weiter keine Folgen gehabt, als lange schriftliche Deductionen von dort, worin alle erdenklichen Beschuldigungen auf Carlos gehäuft wurden und ihm vorzüglich zur Last gelegt war, daß er Navarra heimlich verlassen und dadurch nicht nur die feindseligsten Gesinnungen gegen seinen Vater an den Tag gelegt, sondern auch jede Möglichkeit einer Verständigung, wozu des Letztern mildväterliche Gesinnung so bereitwillig gewesen sei, abgeschnitten habe.

Es kam für den Prinzen noch ein feindliches Element in Neapel selbst hinzu. Der natürliche Sohn des Königs, Fernando, von ihm zum Erben des neapolitanischen Thrones bestimmt, damals ein Mann

in den höhern zwanziger Jahren, war von finsterm, zweideutigem Charakter, roh, gewaltthätig, verschlossen, mißtrauisch und ränkesüchtig, aber von seinem Vater mit einer fast unbegreiflichen Zärtlichkeit geliebt und durch Erfüllung all seiner Wünsche verwöhnt. Um so weniger war es aber dem Prinzen Fernando bei solchen Eigenschaften gelungen, sich die Liebe der Neapolitaner zu erwerben. Sie trauten ihm nicht; sie versahen sich nichts Gutes von seiner einstigen Regierung. Auch stand ihm seine uneheliche Geburt bei ihnen im Wege. Nun hatte, wie bereits erwähnt, nach dem klaren Rechte der Descendenz der Prinz von Viana die vollgültigsten Ansprüche an die Krone von Neapel, und obgleich er, der im Hause seines Oheims gastlich aufgenommene Flüchtling, jeden Schein vermied, als beabsichtige er in Zukunft diese Ansprüche geltend zu machen, so lagen doch in seinem offenen milden Charakter und in der großen Liebe der Neapolitaner zu ihm Gründe genug für den Prinzen Fernando, ihn zu hassen, heimlich zu verfolgen und seine Pläne zu Wiedererlangung seines Königreichs zu vereiteln. Ein Charakter, wie der Fernando's, mußte schon von Natur einem Charakter, wie der Carlos', feindlich sein, und eben so vergeblich mußte das Bestreben des Letztern sein, den Erstern durch Liebe und aufrichtige Freundlichkeit für sich zu gewinnen. Die Freundlichkeit wurde wohl durch Fernando erwidert, aber sie war in demselben Grade eine falsche und heuchlerische, wie jene eine wahre und offene war; ja je mehr sich Fernando zu verstellen strebte, desto eifriger betrieb er die geheimen Verhandlungen mit Carlos' böser Stiefmutter, und niemals paßten zwei Menschen besser zusammen, nie hatten Ränke und Verschlagenheit einander zur

Verfolgung ihrer Zwecke besser in die Hände gearbeitet. Als Fernando, angetrieben von den Zuflüsterungen seiner Späher, die ihm von der Liebe des neapolitanischen Adels zu Carlos und von den stillen Wünschen des Volkes hinsichtlich der Thronfolge berichteten, seiner Tante Juana die Hand über das mittelländische Meer bot, und diese mit Freuden angenommen wurde, da war für den Prinzen von Viana jede Hoffnung verloren, von Neapel aus wieder in Navarra eingesetzt zu werden. Aber das arglose Gemüth des edlen Prinzen wußte und ahnete nichts von dieser ihm so verderblichen Verbindung, hatte ihm Fernando doch so oft versichert, daß er mit Allen die Ueberzeugung theile, Carlos sei im vollsten Rechte, und daß er (Fernando) bei seinem Vater, dem Könige Alfons, Alles aufbiete, ihn zu vermögen, daß er den unglücklichen Vertriebenen zu seinem schmählich gekränkten Rechte verhelfe. Ein argloses reines Gemüth, dem himmelschreiendes Unrecht geschieht, ist stets geneigt zu glauben, Jedermann sei darüber empört, zumal, wenn ihm dieses in den schönsten Worten versichert wird. Die Taubenunschuld ist am leichtesten zu belügen und zu betrügen, und die plumpste Dummheit kann sie überlisten, darum soll sie, schon nach dem Bibelausspruche, mit Schlangenklugheit verbunden sein. Dem Prinzen von Viana, dem Zögling der heitern Poesie und der friedlichen Wissenschaft, fehlte die Schlangenklugheit; er war nur eine unschuldige Taubennatur und mit allen Tugenden und Schwächen einer solchen behaftet.

Dazu traf ihn im dritten Jahre seines Aufenthaltes in Neapel ein neuer höchst empfindlicher Schlag, die Trennung von Inigo de Silva, der mit seiner eigenen Schlangenklugheit die mangelnde des Prinzen gleichsam ersetzt und ihn mit der begeisterten Auf-

opferung wahrer Freundschaft von jedem Fehlgriffe seiner Taubenunschuld möglichst zurückgehalten hatte. Ein Sterbefall in der Familie Inigo's und die daraus hervorgehenden Erbschaftsangelegenheiten machten seine Rückkehr nach Navarra nothwendig, doch ging er nicht eher als bis der Prinz durch Vermittelung des Hofes von Neapel von dem in Saragossa einen Sicherheitsbrief für ihn erwirkt hatte. Dieser wurde übrigens mit großer Bereitwilligkeit ertheilt, und Silva erhielt darin das königliche Versprechen vollkommnen Schutzes seiner Person, seiner Familie und seines Eigenthums; ja es war sogar die schmeichelhafte Aeußerung hinzugefügt, man wünsche sein Talent und seine Kenntnisse wieder für die Regierung des Königreichs Navarra zu benutzen, und man erwarte von der Ehrenhaftigkeit und dem Patriotismus Silva's, daß er sich dem Dienste seines Vaterlandes ferner nicht entziehen werde. Es war erst zwischen den beiden Freunden verabredet worden, daß Silva nach abgemachten Geschäften nach Neapel zurückkehren solle, und deshalb sollte seine Familie hier zurückbleiben; aber nach einem schweren Kampfe siegte in den großen Seelen dieser beiden Männer die begeisterte Liebe zum Vaterlande über ihre persönliche Liebe.

„Navarra hat ein größeres Recht auf Dich, als ich; Du bist dem Vaterlande größere Pflichten schuldig als mir!" rief der Prinz weinend an Inigo's Brust. „Und wann hätte Navarra Deiner mehr bedurft als gerade jetzt in der Zeit der Noth? Geh' mit Deiner Maria, mit Deinen Kindern und widme Deine Kraft wieder dem Vaterlande. Es ruft Dich und Du mußt seiner Stimme folgen. Ich werde hier einsam und still zurückbleiben; denn Ihr nehmt mein Herz mit Euch fort. Aber ich werde den Schmerz

der Trennung um des Vaterlandes willen ertragen.“ — Der Abschied war tief erschütternd; der Prinz sah sich der Stützen seines Lebens beraubt, der starken Säulen, die ihn getragen und gehoben, an denen das sinnige Grün der Freundschaft und Liebe zu ihm emporgewachsen war, eine kühle schattige Laube über seinem Haupte zu wölben. Jetzt war dieses empfindliche Haupt den scharfen, verletzenden Sonnenstrahlen unbeschützt ausgesetzt. Er trauerte tief und lange. Aber als diese Trauer eben anfing in jene Wehmuth überzugehen, welche wie ein Sonnenblick durch Wolkenschleier ein edles schwergeprüftes Leben sanft überglänzt, wurde sie plötzlich zum gräßlichsten Schmerze; der leichte Wolkenschleier ballte sich zur schwarzen Wolkenmasse zusammen, der Sonnenblick verwandelte sich in einen furchtbaren Blitzstrahl, der verheerend in das stille Leben des Prinzen herabzuckte. Was sind zu allen Zeiten königliche Versprechungen gewesen! Worte, die Verlegenheit oder Arglist den Versprechern in den Mund gelegt haben. Donna Juana, die sogenannte Königin von Navarra, haßte Don Inigo de Silva weit mehr als den Prinzen von Viana; denn in jenem erblickte sie den geisteskräftigen Rathgeber und Leiter des Letztern, in diesem sah sie ja nur den gutmüthigen leitsamen Schwächling. Mit der gewaltigsten Glut des Hasses war aber ihre Seele gegen die reine und unschuldige Maria erfüllt, weil sie diese für die alleinige Ursache hielt, daß ihr die Hand des Prinzen entgangen war. Aber sie wußte ihre rachsüchtigen Pläne schlau zu verhüllen.

3.

Neue Stürme.

Don Inigo sah sich im Vaterlande von Freunden und Gegnern mit Wohlwollen aufgenommen: seine Angelegenheiten verliefen wünschenswerth; nirgends wurden ihm Hindernisse in den Weg gelegt. Auf diese Weise wurde selbst die geistesscharfe Wachsamkeit Inigo's getäuscht, sein Mißtrauen eingeschläfert, und selbst dieser starke Charakter fing an, wenn auch nicht zu vertrauen, doch die Dinge in einem milden Lichte zu betrachten. Endlich erfolgte sogar seine Wiedereinführung in den Staatsdienst, und mit frischem Muthe war eben er daran, seine Kräfte demselben zu widmen, voll Hoffnung auf diese Weise seinem Freunde nützen zu können, als plötzlich einer seiner frühern jetzt vielvermögenden Gegner auftrat und eine Rechenschaft über die frühere Staatsleitung von ihm verlangte. So bereitwillig nun auch Silva war diese zu geben und mit so gutem Gewissen er sie geben konnte, so wurden doch nun so schwere Beschuldigungen gegen ihn erhoben, und er in Folge derselben verhaftet, daß ihm die Augen aufgingen und er klar erkannte, worauf es abgesehen war. Seinen Freunden blieb dies ebenso wenig verborgen und sie hatten, schnell entschlossen, nichts Eiligeres zu thun, als seine Gemahlin und Kinder nach Kastilien zu flüchten und sie unter den Schutz der Königin Blanka zu stellen. Kurz vorher (am 21. Juli 1454) war nämlich der schwache unselbstständige König Johann II. von Kastilien gestorben und sein schier noch schwächerer und

ausschweifender Sohn Heinrich IV., der Gemahl Blanka's von Aragonien, war ihm auf dem Throne gefolgt. Blanka hatte ihrem Bruder Carlos die treueste Schwesterliebe bewahrt und an seinem traurigen Schicksale den innigsten Antheil genommen. Sie war in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm geblieben, und oft flogen ihre Boten über das mittelländische Meer hinüber nach Neapel. Sie hing um so inniger an ihm, als die Ferne sein edles Bild in ihr noch mehr verklärt und sein Schicksal dasselbe mit einem Heiligenschein umwoben hatte, und als sie selbst ein ödes und trauriges Leben zu führen verdammt war. Ihre zwölfjährige Ehe mit Heinrich von Asturien war eine mit den armseligen Papierblumen der fürstlichen Pracht und Herrlichkeit nothdürftig überkleidete Dornenbahn gewesen; an einen ungeliebten, leichtsinnigen, kindischen und dabei ausschweifenden Gatten gekettet, der ihre stille Tugend in den Armen sittenloser Weiber verhöhnte und das geringe Maß seiner geistigen und körperlichen Kraft vergeudete, bis er zu erbarmungswürdiger Schwäche herabsank, waren der armen Dulderin nicht einmal Mutterfreuden beschieden. Von der zweiten Gemahlin des Königs Johann, einer herrschsüchtigen und stolzen portugiesischen Prinzessin, wurde Blanka überdies noch in einer demüthigenden Abhängigkeit gehalten; Niemand am kastilischen Hofe war ihr mit aufrichtiger Ergebenheit zugethan, und so vertrauerte sie inmitten königlichen Prunkes ihr einsames freudenloses Leben. Um so gewaltiger wandte sich ihr tiefes Gefühl dem geliebten, gleich ihr vom Schicksale hart gedrückten Bruder zu und ihre Liebe zu ihm steigerte sich bis zur Glut der Schwärmerei. Aber dadurch verscherzte sie sich den geringen Theil von Zuneigung ihres Va-

ters, wenn dieser überhaupt einen solchen jemals für sie besessen, und bald war sie am aragonischen Hofe so unbeliebt, wie am kastilischen. Ihrer Stiefmutter, der sie von Natur aus schon zuwider war, gelang es das Herz des Vaters auch gegen die edle Tochter einzunehmen, wie sie es gegen den edlen Sohn eingenommen hatte, was ihr um so leichter gelang, als sie in diesem intriguanten Bemühen von Blanka's jüngerer Schwester Eleonore eifrigst unterstützt wurde. Diese, von Jugend auf der Liebling ihres Vaters und ihm gleich an geistiger und seelischer Begabung lebte mit ihrem Gemahle, dem französischen Grafen von Foix, am Hofe zu Saragossa und schmeichelte mit diesem den Launen ihrer Stiefmutter, der Gemüthlosigkeit und Willkühr ihres Vaters. So kam es, daß die kalte eigensüchtige und ränkevolle Eleonore von Johann und Johanna allein als Tochter betrachtet und gehalten wurde, während Carlos und Blanka gehaßt und angefeindet die Hofburg zu Saragossa nicht als Vaterhaus betrachten durften.

Als nun Blanka durch ihres Gemahls Thronbesteigung zum Range einer Königin von Kastilien emporstieg, hoffte sie mit Nachdruck und Erfolg für die Sache des geliebten unglücklichen Bruders wirken zu können; denn so wenig sie sich auch selbst von Heinrich geliebt wußte, so war ihr doch bekannt, daß er ihrem Bruder mit ungewöhnlicher Anhänglichkeit, die aus einer gewissen Bewunderung seiner geistigen Eigenschaften entsprang, zugethan war. Mit dem schwärmerischen Entzücken eines liebedurstigen Herzens, das lange Jahre den hohen ersehnten Genuß persönlicher Liebe hat entbehren müssen, empfing sie nun die geflüchtete Maria. Das waren nicht die Königin eines reichen großen Landes und die flüchtige Frau

eines gefangenen Staatsdieners, die mit herkömmlichen strengen spanischen Höflichkeitsformen einander begrüßten, es waren Schwestern, die sich in den Armen liegend den Anforderungen tieffühlender zarter Frauenherzen ein schönes rührendes Genüge thaten. Blanka weinte lange wie ein Kind an Maria's Brust vor Wonne und vor Schmerz, und der Gegenstand ihrer schwesterlichen Unterhaltung war von nun an fast ausschließlich Carlos, der von Beiden so heiß geliebte und hoch verehrte Prinz. Maria's Kinder wurden nun gleichsam auch die Kinder der Königin, und sie vergaß tausend erlittene bittere Schmerzen im innigen Umgange mit der ihr so theuern Familie.

Aber schon führte das Schicksal, gleichsam neidisch auf das junge stille Glück, ein neues Wetter über ihrem Haupte zusammen, welches sich nur zu bald entladen sollte. Kaum war nämlich Heinrich zur Regierung gekommen, als er sich jedes Zwanges, den er sich seither noch hatte anthun müssen, enthoben fühlend, an die Ausführung eines im Stillen schon lange gebildeten Planes dachte, nämlich seine Gemahlin zu verstoßen. Noch war Maria nicht drei Monate bei der Königin, als dieser der Wille ihres Gemahls angekündigt wurde. Der Scheidungsproceß wurde sofort eingeleitet und mit einer empörenden Hast betrieben. Als Grund dieser Trennung gab der leichtfertige König ein gegenseitiges eheliches Unvermögen an, er, der seit seiner frühen Jugend in den gemeinsten Ausschweifungen seine besten Kräfte vergeudet hatte und nun das Wenige, was ihm davon übrig geblieben war, zur Befriedigung der thierischen Gelüste eines verstandesschwachen Wollüstlings verwendete, einer reinen, tieffühlenden, vom Jammer über ihr Unglück niedergebeugten Frau gegenüber! Die Ehe zwischen Heinrich

und Blanka wurde vom Bischofe von Segovia öffentlich für aufgelöst erklärt, und dies vom Erzbischofe von Toledo bestätigt. Von ihrem Vater, dem König-Statthalter Johann, wurde der gemißhandelten Königin angekündigt, daß er sie nicht am aragonischen Hofe zu sehen wünsche und daß sie wohlthün werde ihren Aufenthalt im Königreiche Kastilien zu nehmen. Die überall verstoßene Dulderin wählte eins der einsamsten königlichen Schlösser im Guadaramagebirge, ein kleines vernachlässigtes Gebäude, welches frühern Königen während der Jagd kurze Zeit zum Aufenthalte gedient und nun seit langen Jahren nur von einem Kastellane bewohnt war. Dieses Haus wurde nothdürftig für sie eingerichtet, und sie bezog es mit einer Dienerschaft, wie sie die gewöhnlichste Edelfrau zahlreicher hatte. Aber ihr folgte Maria de Silva, die treuliebende, die treugeliebte Freundin, und so fehlte der Nacht ihres Leides nicht der tröstende Stern. Ja als sie in dem ärmlichen Hause angelangt waren, umarmte Blanka Maria und rief mit schmerzlichem Jubel: „Nun sind wir ganz Schwestern; nun dürfen wir uns ungestört und ohne Rücksicht auf das Gerede der Welt angehören, unzertrennlich bis zum Tode. Was wollten wir klagen! Hast Du nicht mich? Habe ich nicht Dich? Haben wir nicht Deine Kinder? O die werden uns das Leben versüßen! Haben wir nicht diese schönen waldbelaubten Berge, diese Bäche und Quellen, diese Felsen und Wiesenthäler? Können wir nicht Blumen ziehen in unserm Garten? Zur Laute wollen wir die Lieder singen, die Carlos gedichtet; die Werke unserer Dichter und Gelehrten wollen wir lesen. Wir werden glücklich, sehr glücklich sein, tausend Mal glücklicher als am kastilischen Hofe. Komm, der Schmerz, der mehr aus meinem verletzten

Ehrgefühle als aus meinem verwundeten Herzen entsprang, ist schon überwunden! Laß uns unser kleines Besitzthum durchwandeln, laß uns unsere Einrichtung besprechen. Gesegnet sei die Hand, die mich schlug! Sie hat mich mit Dir hierhergeführt, meine theure Schwester, mein köstliches Eigenthum! O wäre Carlos bei uns! Dann wäre unser Glück unaussprechlich groß; es wäre vollkommen. Aber der Mensch soll ja nie das höchste und vollkommenste Glück auf Erden erreichen. Immer soll ihm ein Wunsch übrig bleiben. Und Carlos muß handeln, um sein Recht zu gewinnen."

Aber das tückische Schicksal, das große und edle Seelen verfolgt, zeigte sich immer neidischer auf das stille und bescheidene Glück dieser beiden so schwer geprüften Frauen und auf ihren fernen Bruder und Freund; es goß ihnen einen bittern Wermuthbecher in die reine Krystallschale dieses Glücks. Noch ehe ein Jahr verstrichen war, langte die Nachricht bei ihnen an, daß Don Inigo de Silva im Gefängnisse gestorben war. In Navarra wurde öffentlich behauptet, der gesunde, kräftige Mann sei von seinen unversöhnlichen Feinden mit Gift aus dem Wege geräumt und nur zu diesem Zwecke mit schönen Versprechungen wieder in das Land gelockt worden. Man beschuldigte sogar die Königin Juana, daß sie diesem Morde nicht fremd sei.

Schwerer noch als die Witwe traf diese Trauerkunde den Prinzen von Viana in Neapel; er war Monate lang trostlos und unzugänglich. Sein von den Scorpionhieben der Bosheit blutig gegeißeltes Herz krampfte sich zusammen im wüthendsten Schmerze; er wäre fast erlegen unter dieser neuen Zerfleischung. Erst als der grausamste Sturm seiner Gefühle vor-

über war, gewährte ihm die Nachricht aus Kastilien einige Beruhigung, daß Maria sich bei seiner Schwester befinde und beide sich vor den wilden Stürmen des Lebens in einen stillen Hafen gerettet. Ihre zärtlichen Briefe erhoben ihn wieder, gaben ihn sich selbst zurück. Sie schüttelten ihm den schweren Schlaf des Leides von den müden Augenlidern und wehmüthig seufzend lebte er wieder für die beiden theuern Frauen. Doch die Schleier der Schwermuth wichen nicht mehr von seiner Seele. Er zog sich vom Hofe so viel als möglich zurück und warf sich ganz der Wissenschaft in die Arme, die mildthätig und erbarmungsvoll ihm die Ruhe des Gemüths gab, die ihm Menschen, seine nächsten Verwandten, so grausam raubten. Auf diese Weise lebte er wieder über drei Jahre in Neapel, geräuschlos und zurückgezogen und sein höchster Genuß waren die Briefe, die er aus dem Guadaramagebirge empfing und die er dorthin schrieb. Die Wiedererlangung seiner Königskrone hatte er fast aufgegeben, als gegen Ende des Jahres 1457 die Aussichten auf die Verwirklichung seines guten Rechts sich plötzlich wieder günstiger für ihn gestalteten.

Donna Juana von Aragonien, ihren Gemahl in jeder Weise beherrschend, war in ihrer ungezügelten Herrschsucht so weit gegangen, sich sogar Eingriffe in die Rechte des katalonischen Volkes zu erlauben. Aber Aragonien und Katalonien hatten die freiesten Verfassungen der damaligen Welt. Der Freiheitsgeist in diesen Königreichen überwachte mit Kraft und Vorsicht ihre verfassungsmäßigen Rechte, welche dem Könige jede Willkühr abschnitten. Es erhob sich ein Sturm unter den Cortes von Katalonien, die von ihrem König in Neapel mit Nachdruck verlangten, daß er sich mehr um die Regierung bekümmern und den Herrscherge-

lüsten seines Bruders oder vielmehr den Launen der Gemahlin desselben steuern solle, wenn sie sich nicht selbst helfen sollten, denn sie hätten nicht Lust das Schicksal Navarra's zu erdulden und würden sich mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln ungesetzlichen Anmuthungen widersetzen. Der Streit wurde so heftig, die Angelegenheit war so verwickelt, daß König Alfons für nöthig fand, seinen Sohn mit ausgedehnten Vollmachten nach Saragossa zu senden. Fernando, finster und stolz, in den feinen Formen des höhern geselligen Umganges wenig bewandert oder vielmehr sie verachtend und den Frauen, selbst wenn sie sich Königinnen nennen ließen, die geschmeidige Huldigung versagend die in Spanien von jedem Ritter vorausgesetzt wurde, trat am aragonischen Hofe als Sohn und Bevollmächtigter des Königs mit einem gewissen selbstgefälligen Dünkel auf, welcher nicht geeignet war, seinen Oheim und dessen Gemahlin zum Nachgeben geneigt zu stimmen; überdies schien er von Donna Juana, seiner Verbündeten, der er große Dienste geleistet zu haben die Ueberzeugung hatte, entgegenkommende Dankbarkeit zu verlangen; sein Vater hatte es ihm zum Ehrenpunkte gemacht, die katalonischen Streitigkeiten auf eine den Rechten des erbitterten Volks entsprechende Weise beizulegen, und er stellte nun an die reizbare stolze und herrschsüchtige Königin, die gewohnt war, daß man ihren Befehlen gehorche, das kategorische Begehren, sich seinen Anordnungen zu fügen. Dadurch wurde das Uebel schlimmer als es gewesen war; es kam zwischen Don Fernando und Donna Juana zu einem förmlichen Bruche, der Prinz reiste nach Neapel zurück und verfehlte natürlich nicht, seinem Vater ein möglichst schwarzes Bild von seinen Erfahrungen in Saragossa zu entwerfen, und König

Alfons beschloß den Uebermuth einer Schwägerin, der ihm schon längst unbequem gewesen war, auf eine feine Weise zu demüthigen. Und dazu mußte das gekränkte Recht des Prinzen von Viana dienen. Noch im Winter ging eine kurze und bestimmte Erklärung von Neapel nach Saragossa, daß König Alfons den Prinzen Carlos nach Pampelona führen, seine Krönung als König von Navarra bewerkstelligen und ihn auf dem ihm gebührenden Throne schützen werde. Diese Drohung rief am aragonischen Hofe Bestürzung hervor; an Widerstand war nicht zu denken. König Johann mußte befürchten, daß König Alfons ihn von der Statthalterstelle entfernte und sie dem jüngern Bruder Heinrich übertrüge, welcher ohnedies mit der Herrschaft der Königin Juana unzufrieden war und seine Meinung unverholen äußerte. Es wurden also diplomatische Künste aufgeboten, den König Alfons andern Sinnes zu machen, dieser aber sprach bei seinem Neffen, der plötzlich mit der größten Auszeichnung bei Hofe behandelt wurde, seinen festen Willen aus, ihn mit dem Frühjahre auf einer Flotte an die katalonische Küste und dann weiter durch das Land nach Navarra zu führen, und wirklich wurden zu dieser Expedition bereits Vorkehrungen getroffen. Carlos gab sich wieder neuer Hoffnung hin; aber ach, auch dies Mal sollte sie den so oft getäuschten unglücklichen Prinzen betrügen. Der König Alfons erkrankte plötzlich mitten in der Thätigkeit für seinen Neffen an einem Fieber und starb bald darauf (im Mai 1458). Man argwohnte sogar, der schwärzeste Verrath habe von Saragossa aus den Weg nach Neapel gefunden, um mit dem Lebensfaden des Königs die Hoffnungen des Prinzen von Viana zu zerschneiden.

14.

Flucht vor einer Krone.

Der Tod des Königs Alfons warf den Prinzen von Viana plötzlich in eine ganz andere Stellung. Die dem Prinzen Fernando feindliche Partei — und sie war die nummerisch und geistig bei weitem überwiegende — drang sogleich mit Ungestüm in ihn, den Thron von Neapel zu besteigen, auf dem sie ihn mit der Gewalt der Waffen zu stützen schwuren; nicht nur die große Königsstadt, das ganze Königreich kam schnell in Bewegung, und bei der allgemeinen Begeisterung für Carlos und dem eben so großen Hasse gegen Fernando war das Resultat des Kampfes — wenn es wirklich zu einem solchen kommen sollte — leicht vorauszusehen. Mit einem Male stand dem bisher vom Unglücke so beharrlich verfolgten Prinzen ein glänzender und unfehlbarer Weg offen, nicht nur seine Erbkrone von Navarra wieder zu gewinnen, sondern auch die ihm gebührende Thronfolge in Aragonien, Katalonien und Valencia, in Sicilien und Sardinien sich zu sichern und dazu noch das reiche köstliche Königreich Neapel, das schönste Land der Erde, zu besitzen. Wäre Inigo de Silva noch am Leben gewesen, so würde er den fürstlichen Freund mit starkem Arme auf den Thron von Neapel gehoben haben und seine Stützsäule gewesen sein; aber auf sich selbst beschränkt schwindelte dem sanften Prinzen auf der Höhe, auf welche die Gunst des Volks ihn zu tragen im Begriffe war. Seine liebenswürdige Schwäche, das Kind seines weichen Dichtergemüthes, war nicht

für die Beherrschung so vieler Königreiche geeignet; der Gedanke, der Bestimmung der Thronfolge, wie sie sein verstorbener Oheim gegeben, dessen wohlgehaltener Gast er so lange gewesen, zuwider zu handeln und dadurch den Vorwurf schwarzen Undankes auf sich zu laden, und der Gedanke einen Bürgerkrieg in Neapel aus eigennützigen Absichten hervorzurufen, waren ihm so unerträglich, daß er mit Bestimmtheit alle Anträge der ihm stürmisch zudrängenden Partei zurückwieß und fest erklärte, er werde den Thronerben Fernando nicht verdrängen. Aber die Partei, die sich nun einmal blosgegeben, ließ sich damit nicht abweisen. Was sie mit Bitten nicht erreichen konnte, wollte sie mit Gewalt erzwingen. Carlos sah sich bedroht, gegen seinen Willen an die Spitze dieser Partei getrieben und auf einen Thron gestoßen zu werden, den er fürchtete; er kam in Gefahr als Persönlichkeit ganz verläugnet zu werden und nur noch als gezwungener Träger des dem Prinzen Fernando feindlichen Princips zu gelten, und er begriff, daß dies die schlimmste aller Lagen für ihn werden müsse, in welche er durch sein seltsames Schicksal noch gerathen war. Er verlor in diesem wilden Getriebe der politischen Leidenschaften, das ihn von Tag zu Tage mächtiger und unwiderstehlicher umbrauste, so alle Fassung, daß er zur Ueberzeugung kam, nur durch die Flucht sich daraus retten zu können. In einer stillen schönen Mainacht stieg er, in unscheinbarer Kleidung in ein kleines Schiff, welches nach Sicilien zusteuerte. So floh der edle Mann, nicht reicher als ein Bettler, aus dem Lande, zu dessen König er eben ausgerufen und gekrönt werden sollte, und ließ alle seine Hoffnungen und die schimmernden Entwürfe seiner Freunde in Bezug auf seine Zukunft zurück. Als ihn die Wellen des Meeres umrauschten.

als die laue Frühlingsnacht seine fieberheiße Stirn küßte, und sein Auge sich zu den hellstrahlenden Sternen emporkehrte, zog die Ruhe, die ihm so grausam geraubt worden war, wieder in seine Seele; ein schöner Dichtertraum, buntglänzendes Wundergefieder entfaltend, trug ihn zu den Sternen empor und sang ihm die Ahnung höherer Wonnen in die reine Seele, von der der Fittich der Poesie allen Kronenstaub hinweg wehete; und als er an Siciliens reizender Küste landete, waren alle Kronen, die ihm gewinkt, vergessen.

Carlos' Ankunft in Messina war kaum bekannt geworden, als der Adel der Stadt und, diesem folgend, der der ganzen Insel sich beeilte, ihm seine Ergebenheit zu bezeigen. Auch von dem Volke wurde er mit so allgemeiner Güte und ungeheuchelter Liebe aufgenommen, daß er davon tief gerührt wurde. Die Geschichte seines Unglücks war in Sicilien eben so bekannt, wie sein Edelmuth; denn die Insel war seit dem Tode des Königs Martin des Jüngern von dessen Vater und Erben Martin dem Aeltern, König von Aragonien, mit diesem Königreiche vereinigt worden, und die Sicilianer hatten deshalb mit Recht schon lange den Prinzen von Viana als ihren künftigen König betrachtet und waren mit um so größerer Theilnahme und Aufmerksamkeit dem Gange seines widerwärtigen Schicksals gefolgt. Aber sie hatten noch einen andern Grund, dem Prinzen, abgesehen von seinen viel gerühmten persönlichen Eigenschaften, ihr besonderes Wohlwollen zuzuwenden. Noch lebte nämlich in Allen die dankbare Erinnerung an seine Mutter, welche als Königin von Sicilien, Gemahlin Martin des Jüngern, die segensreichen Tugenden eines großen weiblichen Herzens in Wohlthaten und

Segenspendungen, in Güte, Freundlichkeit und Wohlwollen au Hoch und Niedrig bethätigt hatte, und sie übertrugen ihre frühere Anhänglichkeit an die Mutter bereitwillig auf den Sohn, der ihr in äußerer Gestalt, wie an Geist und Seele so ähnlich war. Die Ständeversammlung der Insel trat seinetwegen schon nach einigen Wochen zusammen und beschloß, durch einen freiwilligen Geldbeitrag, welcher sehr reichlich ausfiel, seinen gegenwärtigen bedrängten Umständen aufzuhelfen, ja sie ging noch weiter und drang in ihn, die Königskrone von Sicilien, welche durch Alfons' Tod erledigt war, aus ihrer Hand anzunehmen, da sie in diesem Falle beschlossen hatten, seinen Vater nicht als ihren König anzuerkennen. Carlos weigerte sich auf das Entschiedenste, einem solchen Begehren zu willfahren; er sei nach Sicilien gekommen, erklärte er der Deputation der Stände, um Ruhe vor den Stürmen der Welt zu suchen, nicht um neue Stürme zu erregen und den Bewohnern der Insel Unruhe zu machen; sein Bestreben sei, erfahrenes Unrecht zu verschmerzen, nicht selbst neues zu begehen. Die Uebernahme der Krone Siciliens von seiner Seite sei aber das größte Unrecht an seinem Vater, welchem diese Krone von Gott und Rechts wegen gebühre. — Seltsames Schicksal dieses edlen, von der Natur nicht für den Thron geschaffenen Mannes! Wohin er sich flüchtet, um Ruhe zu finden, sollen ihm Königskronen aufgedrungen werden, die er beharrlich zurückweist, und die, welche sein Erbe ist und ihm nach göttlichen und menschlichen Gesetzen gehört, wird ihm beharrlich von seinem eigenen Vater verweigert. Die Sicilier beschlossen hierauf, kraft ihrer Volksrechte, vom Könige Johann zu verlangen, daß er seinem ältesten Sohne, dem Prinzen von

Viana, die Landesherrschaft der Insel als seinem Statthalter übergebe, und obgleich Don Carlos auch nicht darauf eingehen wollte und die Stände mit Thränen beschwur, ihm jede Betheiligung an der Landesherrschaft der Insel zu erlassen, so konnte er doch nicht verhindern, daß sie eine Deputation nach Saragossa sandten, um vom Könige die Erfüllung ihres Verlangens zu fordern.

Der Prinz folgte seinerseits der Neigung seines Herzens, machte Ausflüge in die reizenden Gegenden der üppigen Insel und suchte ihre literarischen Schätze auf. Dem hohen Genusse der einen wie der andern gab er sich dann mit ganzer Seele hin. So erfuhr er auch bald, daß in einem Kloster der Benedictinermönche ohnweit Messina, Namens Sancta Maria und St. Joseph, sich die beste und bändereichste Bibliothek der Insel befinde, von den gelehrten Aebten und Mönchen gesammelt und mit sorgfältiger Liebe gepflegt. Der Prinz ritt nach dem Kloster hinaus und wurde von den Mönchen auf das freundlichste empfangen und bewirthet. Das Thal, worin das Kloster lag, war verschwenderisch mit Reizen der südlichen Gebirgsnatur geschmückt, ein kleines in sich abgeschlossenes süßes Tempe, vom prächtigen Oelbaume überschattet, von der Orangeblüthe durchduftet; das Kloster selbst, ein ehrwürdiges weitläufiges zum Theil schönes Gebäude, zur Hälfte von einem lieblichen Haine umgeben und auf der andern Seite mit der Aussicht auf das Meer, war ganz zum Asyle eines stillen, vom Treiben der Welt ermüdeten und angeekelten Gemüths geschaffen, und nirgends war eine reiche und kostbare Bibliothek mehr an ihrem Platze.

Der Prinz, überrascht von der hohen Schönheit

des Ortes, angenehm berührt von der milden herzlichen Freundlichkeit der Mönche, die ganz das ächte Gepräge jener nur aus der reinsten Harmonie der Seele entspringenden Tugend trug, entzückt von den unerwarteten Schriftschätzen, die er hier fand, brauchte nicht lange Zeit zu dem Entschlusse, hier im Schoße des Friedens, der Freundschaft und der Natur, im Umgange der trefflichen gelehrten frommen Väter und im Genusse der Studien, welche die Bücher boten, seine Tage zu beschließen. Ein solcher süßer Erdwinkel hatte ihm gefehlt, um die Wunden seines Herzens zu heilen; und dieser bot fast Alles, wonach er sich gesehnt, in reinster Fülle. Ach mit vollen Zügen athmete er die reine Luft dieses Thales, die ihm ein Hauch des entbehrten Friedens, der erwünschten Ruhe schien! Hier gab er sich wieder der Hoffnung hin, doch noch das Glück zu finden, das seinem stillen Gemüthe, seinem nach Erkenntniß durstenden Geiste angemessen war. Sein Wunsch wurde von den würdigen Benedictinern mit der höchsten Freude aufgenommen; sie richteten ihrem hohen Freunde die schönsten Zimmer des Klosters mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ein, so dringend er auch das Begehren an sie stellte, eine einfache Zelle beziehen zu wollen, wie die Mönche. Sie ließen es sich nicht nehmen, die edelsinnigen Männer, ihn zu erheitern und zu erfreuen, wie sie nur konnten. Und so saß er denn in der bescheidenen Kleidung der Mönche bald unter ihnen im Schatten der hohen Bäume auf dem Vorplatze des Klosters, von der Abendröthe, die durch das dunkelgrüne Laubdach äugelte, auf die hohe gedankenreiche Stirn geküßt, und in wissenschaftlichen Gesprächen überraschte sie die Nacht, oder in der Bücherhalle, vom Pater Librarius über die vor-

handenen Manuscripte belehrt, oder auf seinem Zimmer, umgeben von vergilbten Pergamenten, in welchen sein geistreiches Auge mit dem Freudenstrahle süßester Befriedigung forschte. Wenn dann der Vollmond über dem Thale hing und die Schatten der hohen Giebeldächer und der Bäume auf die gegenüberliegende Bergwand warf, wandelte Carlos wohl allein am Ufer des dem Meere zuhüpfenden klaren Bächleins und verglich sich selbst mit ihm; ein wehmüthiges Lächeln zuckte über seine bleichen, im Mondenscheine geisterhaften Züge; denn er gedachte des schweren Königstraums, den er von den müden Augen geschüttelt, und sein von jeglichem Ehrgeize geheiltes Herz befestigte sich im friedlichen Wehen der Nachtluft in dem Entschlusse, sich in diesem stillen, vom Genius des Friedens bewohnten Thale der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen und dem Kampfe der politischen Leidenschaften für immer Valet zu sagen.

15.

Verlockung des Prinzen aus seinem Asyl.

In solcher Weise verflossen dem Prinzen über zwei Jahre; seine früher wankende Gesundheit befestigte sich, sein niedergedrückter Geist erhob sich und erstarkte; die Muse kehrte wieder bei ihm ein, er dichtete nicht nur Lieder und größere Gedichte, in welchen sich seine elegische Stimmung kund gab, er

verfaßte auch eine auf gutem Quellenstudium fußende ausführliche Geschichte von Navarra, von den frühesten Zeiten bis zu seinen Lebzeiten, die, obgleich sie nur Handschrift geblieben ist, von mehren spanischen Alterthumsforschern und Geschichtschreibern häufig benutzt, angeführt und belobt worden ist. Daneben beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der griechischen und römischen Classiker, an welchen die Klosterbibliothek ungewöhnlich reich war, so wie das der Philosophie und Weltgeschichte. Er übersetzte die Ethik des Aristoteles in seine Landessprache mit großem Fleiße und einer für sein Alter bewundernswürdigen Genauigkeit, welche Uebersetzung funfzig Jahre nach seinem Tode zu Saragossa 1509 zuerst gedruckt wurde. Aber er trieb auch zu seiner Erholung und Lust mit Liebe Musik und Malerei und sogar in verschiedenen Handfertigkeiten, die er von den Mönchen erlernt oder mit denen er schon früher sich beschäftigt, brachte er es zu großer Vollkommenheit. Oft führte der Abendwind die schwermüthigen Töne seiner Flöte oder die Klänge einer Guitarre durch das schweigende Thal, und die Mönche horchten ihnen, den tiefen, verklärten Schmerz ahnend, welcher dieses von der Welt gemißhandelte Dichterherz erfüllte. Zuweilen sang er auch mit tiefer wohlklingender Stimme, sich mit der Laute begleitend, im nahen Haine oder auf den Bergen, im Angesichte des Meeres, dessen kühler Hauch in seinen Locken wühlte, wehmüthige Volkslieder seiner Heimath oder selbstgedichtete sehnsüchtige Lieder, zu welchen er auch die Melodien gesetzt und worin sich, in Wort und Ton, die Fülle seines Schmerzes aussprach. Dann drechselte er und schnitzte in Holz allerlei schönes Bildwerk und arbeitete sogar in Metall zierliche Ge-

genstände, Schmuck und dergleichen, und sandte diese Werke seiner Hände mit langen zärtlichen Briefen als Geschenke an seine Schwester Blanka, an seine Freundin Maria, an die ihm befreundeten Dichter in Kastilien und an andere Gelehrte in Spanien, Italien und Frankreich; denn fast mit allen namhaft gelehrten Männern dieser Länder stand er im freundschaftlichen brieflichen Verkehre, er wurde geliebt und geehrt von ihnen, und das Kloster Santa Maria und St. Joseph sah manchen werthen Gast nicht allein aus den sicilischen Städten und aus Neapel, sondern auch aus Kastilien, Portugal und Italien, welcher gekommen war, den gelehrten Prinzen zu besuchen. Zuweilen waren mehrere Gelehrte zugleich da und dann verflogen die Tage in der angenehmsten Unterhaltung zwischen den humanen gastfreien Mönchen, dem allverehrten liebenswürdigen Prinzen und den willkommenen hochgehaltenen Gästen.

Wer hätte dem edlen Carlos dies bescheidene, stille, schöne Glück nicht für die Dauer gönnen wollen? Ach, sein böses Geschick gönnte es ihm nicht! Sein feindlicher Dämon, der in der Gestalt seiner Stiefmutter ihn mit Neid und Haß verfolgte, fand bald genug Mittel und Wege, ihn wieder aus seinem Asyle zu verlocken und in die heißen und giftigen Wogen des öffentlichen Lebens zurückzuschleudern. Obgleich König Johann den Siciliern abgeschlagen hatte, ihnen seinen ältesten Sohn zum Statthalter zu geben, so bildete sich doch eine mächtige, stets wachsende Partei auf der Insel, welche unzufrieden mit dem Könige und noch mehr mit dem nur nothdürftig verhüllten ränkevollen Weiberregimente der Königin, ohne Wissen und gegen den ausdrücklichen Willen des Prinzen von Viana, den Plan betrieb, diesen

zum Könige von Sicilien zu erheben; ja der neue König von Neapel, Fernando, war, da er sich Carlos nichts weniger als feindselig gesinnt und nach der Krone Neapels strebend wußte, diesem Plane nicht fremd und hatte der Partei versprochen, sie zur Ausführung desselben mit seiner Macht zu unterstützen. Dazu kam, daß die Liebe zum Prinzen in allen Schichten des Inselvolks so stark war und sich so außerordentlich steigerte, daß jeder Sicilier von ihr ergriffen war und, vom glühenden Hauche des südlichen Geistes angefacht, zum Fanatismus ausbildete. Im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Sicilien wurde Don Carlos nicht mehr geliebt im eigentlichen Sinne des Wortes, er wurde vom ganzen Volke ohne Ausnahme wie ein Heiliger angebetet, ja mit weit heißerer, stärkerer und aufkochender Leidenschaft, als ein todter Heiliger; denn der Gegenstand dieser abgöttischen Verehrung war ein lebender Mann und der gesetzliche Erbe der sicilischen Königskrone. Tausend Geschichten, wahre und erdichtete, von seinen hohen Tugenden gingen von Mund zu Munde im ganzen Volke um; jeder wußte etwas Anderes, etwas Schöneres, Herrlicheres, Edleres von ihm zu erzählen und daneben die Geschichten seiner Leiden, die teuflischen Ränke der Königin, die Härte und Grausamkeit des Königs gegen den Edelsten aller Menschen, sein rührendes Märtyrthum, Alles in's Ungeheure gesteigert, in's Abenteuerliche und fast Wunderbare entstellt. Die heißblütige, dichterische und ausschweifende Phantasie des Volkes bemächtigte sich des tragischen es so nahe angehenden Stoffes und bearbeitete ihn auf alle Weise, und Hoch und Niedrig, vorzüglich aber die Frauen, deren Liebling, ja gleichsam Schutzheiliger der Prinz geworden war,

pflegten die Begeisterung für ihn mit gleichem fanatischen Eifer. Oft kamen ganze Volkszüge mit ihren Priestern an der Spitze nach dem Kloster und begehrten den Prinzen zu sehen, und wenn er dann unter sie trat, der schöne Mann mit den bleichen leidenden Zügen, und sanfte Worte der Ergebung an sie richtete, sie von allen Excessen abmahnte und sich von ihnen versprechen ließ, nichts gegen ihren König und Herrn zu unternehmen, warfen sie sich jubelnd und weinend vor ihm nieder, küßten ihm die Hände, Füße und Kleid und schwuren ihm Treue und Ergebenheit bis in den Tod.

Es konnte natürlich nicht fehlen, daß die Kunde von dieser außerordentlichen Volksgunst an den aragonischen Hof drang; die Bestrebungen der Partei, welche den Prinzen zum König von Sicilien erheben wollte, blieben in Saragossa kein Geheimniß. Wie nun aber König Johann seinen Sohn niemals gekannt hatte, ja seiner Natur nach ihn niemals hatte kennen lernen können und stets schwankend blieb, ob er ihn für einen lächerlichen Schwärmer oder einen verächtlichen Heuchler halten sollte, so fürchtete er auch jetzt, Carlos' Schwäche möchte sich endlich von seinen Anhängern in Sicilien bestimmen lassen, ihren Wünschen nachzugeben, oder seine Schlauheit möchte, wenn er die rechte Zeit dazu gekommen meinte, die Maske abwerfen und er gegen ihn, den König, auftreten, wie er es früher in Navarra gethan. Es war aber leicht vorauszusehen, auf wessen Seite dies Mal der Sieg sein würde. Einem solchen Schritte mußte vorgebeugt, die Liebe der Sicilier mußte paralysirt, das gesunkene Ansehen des Königs auf der Insel wieder gehoben werden. Dazu gab es kein anderes Mittel, als die Entfernung des Prinzen aus

Sicilien. Die Königin nahm den Plan dazu in ihre Hände; sie hatte ihn entworfen und ihrem Gemahle zur Begutachtung vorgelegt; sie wollte auch die nicht beneidenswerthe Ehre der Ausführung genießen. Und dieser Plan ging jetzt weiter, als ihr früherer auf Navarra. Damals hatte vorzüglich Rachegefühl ihre Schritte geleitet; jetzt galt es, ihrem Sohne, dem jungen Infanten Fernando, die Kronen nach seines Vaters Tode zu verschaffen, welche nach göttlichen und menschlichen Rechten dem Prinzen von Viana gehörten. Die schlaue Königin wußte nur zu gut, daß es Carlos' sehnlichster Wunsch war, mit seinem Vater gänzlich ausgesöhnt zu sein; er hatte ja oft genug erklärt, er werde als gehorsamer Sohn gern alle möglichen Schritte seinem zürnenden Vater entgegenthun, wenn er nur die Hoffnung hätte, nicht hart zurückgewiesen zu werden. Auf diese nachgiebige und versöhnliche Gesinnung des Prinzen gründete die Königin ihren Plan, ihn sich und ihren Zwecken gänzlich unschädlich zu machen. Sie sandte geheime Beauftragte nach Sicilien, Edelleute von verschiedenem Range aus Aragonien, Katalonien, Valencia und Navarra, und aus letzterm Lande Leute von beiden Parteien und sogar persönliche Freunde des Prinzen, die im guten Glauben und ohne die tiefer gehenden geheimen Plane der Königin zu ahnen, die sie ja mit der größten Verschlagenheit sogar dem Könige zu verheimlichen wußte, mit freudiger Bereitwilligkeit die Boten der Versöhnung und des Friedens machten. Diese Männer kamen theils einzeln, theils zusammen, trafen sich, ohne selbst von einander zu wissen, daß sie alle der Königin dienten, dem Anscheine nach blos zufällig im Kloster Santa Maria und St. Joseph. Alle kamen nun in den

schmeichelhaftesten Versicherungen überein, die sie selbst aus dem Munde des Königs und der Königin gehört haben wollten, wie sehr beide zu einer Aussöhnung mit dem Prinzen geneigt seien und die wohlwollendsten Gesinnungen für ihn hegten. Man berichtete ihm einzelne Aeußerungen des Königspaars, welche der Ausdruck dieser Gesinnungen waren; man versicherte, wie jene nichts sehnlicher wünschten, als ihn mit Liebe und Freundlichkeit an ihrem Hofe zu empfangen. Der arglose Prinz, dessen einziger Kummer der Zwiespalt und die Spannung, in der er mit seinem Vater lebte, waren, fühlte bei dieser oft wiederholten Kunde sein Herz freudiger schlagen und wurde schnell geneigt, den Mahnungen der vermeintlichen Freunde zu folgen und als Sohn, wie er es für seine Pflicht hielt, dem Vater zuerst die Hand zu bieten. Aber die sicilischen Freunde warnten ihn; sie ahneten oder durchschaueten das neue schändliche verrätherische Spiel, welches mit dem edlen Infanten getrieben wurde. Um daher, wie Carlos meinte, ganz sicher zu gehen, sandte er zwei sicilische Grafen nach Saragossa, um den König ehrlich und offen zu befragen, ob er seinen verstoßenen Sohn wieder in sein Herz und sein Haus aufnehmen wolle, wenn derselbe ihm reuig um Vergebung bittend nahe. Zugleich sollten diese Gesandten sich erkundigen, ob auch die Königin Blanka von Kastilien, die geliebte Schwester des Prinzen, nach der sein Herz sich unaussprechlich sehnte, am aragonischen Hofe erscheinen dürfe und ihr dieselbe Liebe zugewendet werden solle, die ihm zugesagt sei? Die beiden Grafen wurden in Saragossa mit den ausgezeichnetsten und schmeichelhaftesten Ehrenbezeugungen empfangen und mit einer Pracht und Verschwendung bewirthet, wie man sie nicht ein=

mal den außerordentlichen Gesandten der größten Mächte angedeihen ließ. Der König und die Königin sprachen nur von der Liebe zu ihrem Sohne Carlos und von der Sehnsucht, ihm diese Liebe persönlich zu beweisen. Statt nun aus diesen Uebertreibungen Argwohn zu schöpfen, ließen sich auch die Gesandten davon bestechen und kehrten begeistert von den Gesinnungen ihres Königspaars nach Sicilien zurück, dem Prinzen die willkommene Botschaft zu überbringen. Auch brachten sie die Versicherung des Königs, daß der Bote an die Königin Blanka schon fort sei, sie mit ihrer Gesellschafterin, der Donna Maria de Silva, nach Saragossa in's Vaterhaus zu führen. Der Prinz von Viana rüstete hierauf hocherfreut seine Abreise. Vergebens beschworen ihn seine übrigen sicilischen Freunde und Rathgeber nicht zu trauen, der Unglückliche sah in ihren Warnungen und Betheuerungen nur die Absicht, ihn zurückzuhalten, ihn zum Werkzeuge gegen seinen Vater zu gebrauchen und gleichsam mit Gewalt auf den Thron zu setzen, ein Schicksal, dem er um jeden Preis auszuweichen gedachte. Er schiffte sich also, von seinen lieben frommen Vätern und den liebgewonnenen Beschäftigungen, dem trauten Asyle, dem holden Thale Abschied nehmend, im Sommer 1460 mit wenigen Freunden nach Majorka ein. Von dieser Insel, wo er mit einem wahren Sturme von Jubel begrüßt wurde, leitete er einige vorläufige Unterhandlungen mit seinem Vater ein, die so günstig für ihn verliefen, wie er es nur wünschen konnte. Seine Eltern gestanden mehr zu, als er zu wünschen gewagt hatte; er hatte ja so sehr bescheidene Wünsche: nur Liebe und immer nur Liebe. Es ward eine Zusammenkunft des Königs, der Königin und des Prinzen

in Iguilada in Katalonien verabredet, und der Letztere setzte zu diesem Zwecke von Majorka nach der Küste von Barcelona hinüber. Die Hauptstadt Kataloniens hatte zu seinem Empfange die glänzendsten Vorbereitungen getroffen, um ihm zu zeigen, wie sehr sie die ihm widerfahrenen Verfolgungen mißbillige, aber der Prinz unterließ den Einzug in die Stadt aus Furcht, dadurch bei seinem Vater Anstoß zu erregen. Nachdem er der Gesandtschaft der Stadt, die ihn bei seiner Landung ehrerbietig begrüßt und feierlich eingeladen, die Gründe angegeben, weshalb er diese Einladung nicht annehmen könne und sie seiner herzlichen Liebe und Gewogenheit versichert hatte, ging er ohne Aufenthalt nach Iguilada. Das Königspaar erwartete ihn bereits. Carlos, auf's Heftigste erschüttert, warf sich seinem Vater zu Füßen, ergriff die Hand desselben und weinte Thränen der Rührung darauf. Er war keines Wortes fähig; endlich, als der König vergebens versucht hatte, ihn aufzurichten, stammelte er mit krampfhaftem Schluchzen: „Vergebung, Vergebung, mein Vater!"

„Euch ist Alles vergeben, mein Sohn, wenn Ihr, woran ich nicht zweifle, mit aufrichtiger Reue zu uns zurückgekehrt seid." — Jetzt ergriff er die Hand der Königin und küßte sie inbrünstig mit den Worten: „So wahr mir Gott helfe, ich komme mit dem treuesten Herzen zu Euch, ja mit dem dankbarsten Herzen, daß Ihr meinen sehnlichsten Wunsch zu Euch zurückkehren zu dürfen, so liebreich erfüllt habt. Ich will Euch ein gehorsamer Sohn sein und nichts thun was nicht Euere Zustimmung und Genehmigung hat."

„Wir werden Euch allezeit eine gnädige Königin und Mutter sein und uns bestreben Euer wahres

Glück zu begründen," versetzte Donna Juana, und obgleich trotz aller Freundlichkeit, mit der sie gegeben wurde, in dieser Antwort viel kalter Stolz lag, so war der Prinz doch viel zu wehmüthig froh gestimmt, um sie argwöhnisch zu erwägen; er fuhr fort sich mit so viel Demuth, Reue und Ergebenheit zu benehmen, daß alle, deren Herzen nicht ganz verstockt, davon gerührt wurden. Diese herzliche Aufrichtigkeit wurde Seitens des Königspaars mit der größten Verstellung erwiedert; während ihr Mund von Liebe und Ergebung sprach, freuten sie sich im Herzen, den ihnen so gefährlich dünkenden Prinzen nun endlich unschädlich zu wissen. Auf Carlos' Befragen nach seiner Schwester Blanka wurde ihm ausweichend geantwortet, daß er sie in Saragossa sehen werde. Er ließ es sich gefallen, obgleich er sie gern früher begrüßt hätte. Mit stiller inniger Freude gab er sich ganz dem Genusse der Gegenwart und den schönsten Hoffnungen für die Zukunft hin. Armer Getäuschter! Sie sollten nie in Erfüllung gehen.

16.

Neue und schlimmere Täuschung.

Alle Parteien in den verschiedenen Königreichen, welche unter Johanns Scepter standen, wünschten sehnlichst, daß dieser schon lange und eben so sehnlich erwünschte Friede zwischen Vater und Sohn, der mit so anscheinender Aufrichtigkeit von beiden Seiten zu

Stande gebracht worden war, mit derselben Aufrichtigkeit gehalten und von Dauer sein und daß er den Ländern Ruhe und dem allverehrten Prinzen die Verwirklichung seiner gerechten Ansprüche bringen möchte; und da man stets gern glaubt, was man wünscht, so schenkten die Völker dem Könige das größte Vertrauen, obgleich er es noch durch nichts verdient hatte. Der Prinz hatte sich in Neapel und Sicilien wie im Allgemeinen, so im Besondern in den politischen Angelegenheiten dieser Länder so mäßig, besonnen und rechtliebend benommen, daß Jedermann erkannte, er wolle durchaus keines Andern Recht auch nur dem Scheine nach zu nahe treten, sondern allein sein Recht anerkannt und zur Wahrheit gemacht wissen, und diese allgemeine Erkenntniß verbreitete die Liebe, die Achtung, die Begeisterung für ihn und sein Recht so sehr, daß in allen vier Königreichen fast kein Mensch lebte, der nicht für ihn eingenommen gewesen wäre und vom Könige die öffentliche Anerkennung des Rechts seines Sohnes in Bälde erwartet hätte. Die Stände von Katalonien hielten sich von der Gerechtigkeit des Königs so ganz überzeugt, mit welcher er den Anspruch des Prinzen von Viana auf die Erbschaft ihrer Königskrone aussprechen müsse, daß sie, als sie den König und den Prinzen in Barcelona feierlich empfingen, den Letztern als ihren Thronerben anredeten und begrüßten. Um so schmerzlicher und aufregender war der Eindruck, welchen der ihnen vom Könige deshalb öffentlich gegebene Verweis nicht allein auf sie, sondern auch auf das ganze Volk machte. Eben so bitter und böses Blut machend war bald darauf die Enttäuschung der Aragonier. Sie hatten erwartet, der König werde sofort eine Ständeversammlung zusammenberufen und durch sie nicht nur sich als König,

sondern auch dem Prinzen von Viana als Thronfolger den Eid der Treue — wie es gebräuchlich war — leisten lassen. Damit wären dann, wie billig, die Rechte des Prinzen vor dem Volke anerkannt gewesen. Der König berief nun zwar die Cortes von Aragonien nach Fraga, aber nur um sich selbst von ihnen huldigen zu lassen; ihr ausdrückliches Verlangen denselben Gebrauch auch gegen den Kronprinzen zu erfüllen, schlug er mit herben und unwilligen Worten ab. Daraus erkannte denn Jedermann, daß der Prinz von seinem Vater und dessen Gemahlin abermals verrathen und betrogen war, und Niemand blieb in Zweifel, daß der Einfluß der Letztern diesen Treubruch verursacht und dieses neue Leid über den geliebten Prinzen gebracht habe. Man erfuhr, daß der Prinz ohne die mindeste Verschuldigung in einer Art Gefangenschaft gehalten werde, wenigstens stets von Kreaturen des Hofes umgeben sei, welche jeden seiner Schritte bewachten und der Königin fortwährend genaue Rechenschaft von seinem Thun und Lassen ablegten. Dabei betrug sich die Königin auffallend übermüthig, so sogar frech und reizte dadurch den Unwillen des Volkes in einem hohen Grade. Die Phantasie desselben, einmal mit diesem ihm liebgewordenen Gegenstande beschäftigt, war abermals unermüdlich im Erfinden und Weiterverbreiten von allerlei boshaften Geschichten, welche zu den alten Leiden des Prinzen seine neuen und die heimtückische Feindschaft der Königin gegen ihn behandelten; ja man stellte die Behauptung auf, das Leben des Prinzen sei in Gefahr; denn die Königin wolle um jeden Preis ihrem Sohne, dem kleinen Fernando, die Thronfolge verschaffen. Die Gährung im Volke stieg dadurch von Tag zu Tage höher.

Des edlen Prinzen Freude hatte sich bald wieder in den schwersten Kummer verwandelt, als er sah, daß die ihm von seinem Vater gezeigte Liebe nur Schein gewesen war; aber trotz der schlimmsten Erfahrungen sträubte sich sein kindlich frommes Herz an das zu glauben, dessen das Volk seinen Vater mit Recht offen beschuldigte. Er war sich ja keiner Schuld bewußt und meinte, der König müsse bei ruhiger Prüfung der Umstände doch noch zur rechten Einsicht kommen und ihm sein Recht angedeihen lassen. In Saragossa, wohin er sich auf Befehl des Königs begeben hatte, fand er zwar seine Schwester Blanka, aber vom Hofe in einer auffallenden Weise, gleich ihm selbst, vernachlässiget und ebenfalls von Späheraugen und Ohren umgeben, so daß es ihm durchaus unmöglich war, eine unbelauschte Unterredung unter vier Augen mit ihr zu führen. Ihr Wiedersehen war ein herzliches, aber doch ein kummervolles und trauriges. Maria de Silva hatte gar nicht einmal die Erlaubniß erhalten, nach Saragossa zu kommen; sie hatte die Königin Blanka nur bis an die Grenze von Aragonien begleiten dürfen.

Der Prinz war mehrere Tage hintereinander auf seinen Spaziergängen einer alten Bettlerin begegnet, die ihn jedes Mal im sicilischen Volksdialecte ansprach und ihm mit vielen Worten für die empfangene Gabe dankte. Der königliche Kammerherr, welcher dem Prinzen auf jedem Schritte folgte, war anfangs aufmerksam auf das zerlumpte Weib, da er aber in den ersten Tagen nichts Verdächtiges von ihrer Seite wahrnahm, so ließ seine Aufmerksamkeit auf sie nach; die des Prinzen steigerte sich aber in demselben Grade, unterstützt durch einige bedeutsame Winke der Frau. Als sie sich endlich sicher und vom Prinzen verstan=

den sah, steckte sie ihm eines Tages einen Brief zu. Zu Hause angelangt war Carlos auf das Angenehmste überrascht zu finden, daß der Brief von seiner Schwester Blanka war.

Blanka schrieb ihrem Bruder ausführlich über seine und ihre verzweifelte Lage und gab ihm Aufschlüsse, die er bis jetzt nicht gekannt hatte. Ihre Schwester Eleonore und deren Gemahl Gaston de Foix waren es vorzüglich, welche sich zu Werkzeugen der Königin Johanna brauchen ließen, alle Schritte des Prinzen und Blanka's zu überwachen. Ferner schrieb sie, daß sie, in der Ueberzeugung, ihr ehemaliger Gemahl, der König Heinrich IV. von Kastilien, werde eingedenk seiner frühern Freundschaft für Carlos gern bereit sein ihm zu helfen, sich an denselben mit der herzlichsten Bitte gewandt und ihm den Vorschlag gemacht, seine kleine Schwester Isabella mit ihrem Bruder zu verloben. Darauf habe sie bereits eine günstige Antwort; der König wolle nur wissen, ob der Prinz von Viana geneigt sei, in directe persönliche Unterhandlung mit ihm zu treten; dann werde er einen Gesandten an Carlos schicken und die Unterhandlung eröffnen, um jeden Schein vom Prinzen zu entfernen, als habe dieser ihn um Hülfe angesprochen. Zugleich bezeichnete Blanka dem Bruder ein abgelegenes Haus, worin er Jemand finden werde, welcher die Antwort an sie und auch an den König von Kastilien zu besorgen bestellt sei. — Der Prinz zögerte nicht, diese Antworten zu schreiben. In der Abenddämmerung täuschte er geschickt die Aufmerksamkeit seiner Aufpasser und suchte das ihm angegebene Haus auf. Wie groß war dort sein ihm so ganz unerwartetes Entzücken, als er in der ihm entgegentretenden katalonischen Bäuerin Maria de Silva, seine ge-

liebte Maria erkannte! Sie war die geheime Botin des Königs und der geschiedenen Königin von Kastilien. Der Prinz vergaß alle seine Leiden; er saß der ihm so unaussprechlich theuern Frau wieder gegenüber, wie in den rosigen Tagen seines stillen Jugendglücks, er durfte ihr wieder in das reine Auge sehen, ihre Hand wieder in der seinigen halten, wieder auf den süßen Ton ihrer Stimme lauschen: er durfte sie wieder seine Marie nennen und es kam wieder ein später, aber köstlicher Jugendtraum in seine Seele, der ihn für langen Kummer und bitteres Geschick entschädigte. Auch Maria gab sich eine Stunde lang mit voller Seele dem lang entbehrten süßen Genusse hin, mit ihrem geliebten Freunde vereinigt zu sein, dann aber eröffnete sie ihm, daß sie heimlich nach Saragossa gekommen sei, um ihn zu retten. Sie legte ihm den Plan vor, den König von Kastilien ganz für ihn zu gewinnen und durch seine Vermählung mit der Schwester desselben unzertrennlich an sein Interesse zu binden. Carlos gab sich wie ein Kind der Leitung des geliebten Weibes hin; er war Alles zufrieden, was sie und seine Schwester Blanka zu seinem Heile für nöthig fanden. Mit seinem Briefe an den König Heinrich ging Maria am folgenden Tage ab. Schon in der zweiten Woche darauf langte ein Gesandter des kastilischen Königs an den Prinzen an, und die Verhandlungen wegen der Vermählung des Letztern mit der Prinzessin Isabella von Kastilien begannen. Freilich war diese Isabella, die Tochter von der zweiten Gemahlin des Königs Johann II. von Kastilien, erst neun Jahre alt; der Prinz von Viana aber stand bereits in seinem vierzigsten Lebensjahre, aber die Politik hat sich ja bei der ehelichen Verbindung fürstlicher Personen niemals

an den Unterschied des Alters gekehrt. Aber das aragonische Königspaar hatte schon seit einigen Jahren den Plan gefaßt, einst ihren Sohn, den Infanten Fernando, mit jener Isabella zu vermählen, und es war dies namentlich der Lieblingswunsch der Königin Johanna. Kaum war ihr also die Nachricht von den Verhandlungen zwischen dem Könige von Kastilien und dem Prinzen von Viana, die sie nicht hindern konnte, hinterbracht worden, als sie in Zornesflammen ausbrach und hoch und theuer schwur, den ihr verhaßten Carlos zu verderben. Obgleich diese Worte in der Umgebung ihrer Vertrauten ausgestoßen wurden, so wurden sie doch verrathen und die Kunde davon kam unter das Volk. Bald darauf hatte der König die Cortes von Katalonien nach Lerida berufen; er forderte den Prinzen auf ihn dahin zu begleiten.

Carlos, schon so oft getäuscht und an Erfahrungen so reich, die ihn hätten belehren sollen, daß es sein Vater niemals aufrichtig mit ihm meine, vertraute doch wieder der mildern Gesinnung desselben; sein kindliches Herz, indem es ihm Gehorsam gegen den Vater auferlegte, spiegelte ihm die Hoffnung vor, er werde in der Ständeversammlung vom Könige öffentlich als Thronerbe anerkannt werden. Er folgte also der väterlichen Aufforderung. Kaum in Lerida angekommen, ließ ihn der König vor sich bescheiden und setzte ihn mit empörend strengen Aeußerungen über seine Absicht, sich mit der Infantin Isabella von Kastilien zu vermählen, zu Rede. Der Prinz hatte dessen kein Hehl. Der König legte ein ungeheures Gewicht darauf, daß die Unterhandlung mit dem Könige von Kastilien ohne seine Erlaubniß gepflogen worden sei und ließ den Prinzen verhaften und in hartes Ge-

fängniß legen. Die Cortes von Katalonien lösete er noch in derselben Stunde auf und schickte sich an Lerida bald wieder zu verlassen.

17.

Gerechte Volksempörung.

Die Kunde von dieser unerhörten Treulosigkeit des Königs verbreitete sich mit großer Schnelle im ganzen Königreiche; die Stadt Lerida gerieth in Bestürzung und ungewöhnliche Aufregung. Die noch nicht auseinandergegangenen Cortes sandten sogleich eine Botschaft an den König, welche ihn nach dem Verbrechen befragte, um deswillen der Prinz zur Haft gebracht worden sei. Wenige Tage später erschienen der beständige Ausschuß der Cortes von Aragonien und Abgeordnete der Stadt Barcelona mit derselben Anfrage vor ihm. Der König gab Allen eine herzlose ausweichende Antwort, indem er mit dunkeln unbestimmten Ausdrücken auf einen Argwohn gegen seinen Sohn hindeutete, zu welchem er durch zweideutige Schritte desselben gezwungen worden sei und woraus die Deputationen allenfalls schließen konnten, der König meine eine Verschwörung des Prinzen gegen sein Leben. Die Bestrafung für das Verbrechen des Sohnes, falls ein solches sich wirklich ermitteln lasse, behielt sich der König selbst vor und verbot sich ernstlich jegliche Einmischung der Stände in diese seine Hausangelegenheit. Aber das Volk war anderer

Meinung als sein König; es betrachtete den Prinzen von Viana als seinen künftigen König, es kannte seine Tugenden und wußte, daß jenes von ihm behauptete Verbrechen, namentlich eine Verschwörung gegen das Leben seines Vaters, eine niederträchtige Erdichtung sei, ein boshafter Vorwand, um die Rechte des Prinzen zu unterdrücken. Es kannte die Ränke und zornigen Aeußerungen der Königin, so wie das rachsüchtige leidenschaftliche Gemüth und die moralische Schwäche des Königs zu gut, es wußte, welche Pläne das Königspaar mit dem jungen Infanten Fernando hegte, um nicht für die Freiheit, ja selbst für das Leben des vergötterten Prinzen die ernstesten Besorgnisse zu hegen. Kaum also waren die den Deputationen der Stände gegebenen seltsamen Antworten des Königs bekannt worden — und dies ging bei dem allgemeinen Antheile, welchen das ganze Volk an diesem so wichtigen Gegenstande nahm, außerordentlich schnell — als die zeitherige Gährung plötzlich in offene Empörung ausbrach. Die stille Glut hatte allmälig das Königreich ergriffen; nun stand es aber auch im Nu in lichten Flammen. Die Katalonier erhoben sich mit den Waffen in der Hand wie ein Mann gegen ihren König. Es ging so rasch, daß der königliche Statthalter in Barcelona sich nicht durch die Flucht zu retten vermochte; er ward auf derselben ergriffen und in's Gefängniß geworfen. Diejenigen Mannschaften, welche das Kriegshandwerk verstanden, traten sogleich zusammen und stellten sich unter den Befehl erfahrener Officiere vom höchsten Range. Aber dem erhitzten und nach Rache lechzenden Pöbel ging diese geregelte kriegerische Operation gegen den treulosen König viel zu langsam. Tausende rotteten sich in Barcelona zusammen und

wälzten sich, eine furchtbare Menschenlawine, welche auf ihrer in rasender Eile dahin stürzenden Bahn von Stunde zu Stunde wuchs, da ihr von allen Orten und Enden die wuthentbrannte Bevölkerung zuströmte, auf Lerida zu, um sich der Person des Königs zu bemächtigen und Volksjustiz an ihm auszuüben. In der That gelang es kaum einem schnellen Reiter, einem dem Könige ergebenen Adeligen, den wilden Volkshaufen zu überholen und dem Könige Nachricht von der ihm drohenden Gefahr zu geben. Dieser verlor die ihm eigene Gegenwart des Geistes nicht. Er befahl die Speisen, die ihm zur Abendtafel bereitet werden sollten, entfloh aber bei anbrechender Nacht verkleidet und nur von einem Diener begleitet heimlich aus der Stadt und auf Umwegen nach Fraga im aragonischen Gebiete nahe an der Grenze, wo die Königin verweilte, um den Transport des Prinzen von Viana nach der unzugänglichen Festung Morella in einem Gebirgszuge an der Grenze von Valencia zu leiten. In diesem öden, schauerlichen und unersteigbaren Felsenneste glaubte sie sich der Person des ihr so sehr verhaßten Thronerben versichert halten zu dürfen. Hier wollte sie über sein ferneres Schicksal verfügen. Der König erreichte zwar Fraga glücklich und glaubte bei der Theilnehmerin seiner Treulosigkeit sicher zu sein vor dem Zornausbruche des katalonischen Volkes, aber die Richtung seiner Flucht war eben so schnell diesem Volke verrathen worden. Die bald nach derselben in Lerida anlangenden Pöbelhaufen fanden am Thore nur geringen Widerstand, stürmten bei Nacht durch die Straßen, drangen in das königliche Schloß, durchsuchten alle Gemächer desselben und stießen mit ihren Hellebarden und Schwertern in die Betten und in jeden

Winkel und muthmaßlichen Versteck. Ihre Wuth den König nicht zu finden, stieg zur Raserei und nur mit Mühe konnten sie von einigen Verständigen abgehalten werden, den Palast mit ihren Fackeln in Flammen zu setzen. Hätten sie den König gefunden, er wäre sicherlich in Stücke zerrissen worden.

Der militairisch geordnete Volkshaufe der Katalonier hatte nicht sobald die Richtung des Weges erfahren, welche der königliche Flüchtling eingeschlagen, als er im hastigsten Eilmarsche nach Fraga zuging und es so schnell erreichte, daß das königliche Ehepaar kaum Zeit behielt auf der Seite nach Saragossa zu aus der Stadt zu entfliehen, während auf der andern das katalonische Heer bereits durch das Thor drang. Johann und Johanna erreichten die Hauptstadt Aragoniens, und da sie den Prinzen auf dem öden steilen Felsensitze in Sicherheit wußten, so spotteten sie der Empörung der Katalonier und entwarfen die Pläne ihrer Rache mit schauderhafter Umständlichkeit. Der König raffte sogleich an aragonischen Soldaten zusammen, was er in der Eile auftreiben konnte, um sie selbst den Kataloniern entgegenzuwerfen; die Königin sollte sodann rasch neue Truppen werben und ihm nachführen. Wortreiche pomphafte Proclamationen des Königs wurden im Lande verbreitet; die Empörung gegen den König war mit den schwärzesten Farben geschildert. Die hergebrachten Redensarten von verletzter Treue sind sich stets gleich geblieben, wenn die Könige durch Gewaltstreiche die Völker zur Empörung getrieben haben. Aber dies Mal verfehlten sie ihre erprobte Wirkung oder sie riefen vielmehr eine entgegengesetzte hervor. Die Empörung gegen den König und zu Gunsten des Prinzen von Viana brach auch in Aragonien aus und theilte sich Valencia mit, ja

sie kam gleich darauf in den überseeischen Besitzungen in Sicilien und Sardinien zum Ausbruche. Zu gleicher Zeit unterstützte sie König Heinrich von Kastilien, indem er mit einem beträchtlichen Kriegsheere in Navarra einfiel, den königlichen Statthalter und die Günstlinge der Königin verjagte, die bestürzten Agramonts auf's Haupt schlug und den Beaumonts wieder emporhalf, die denn auch sofort den Prinzen von Viana zum König ausriefen. Sechs Wochen nach der Flucht des Königs aus Lerida war alles Land, das unter Johanns Botmäßigkeit stand, wider ihn erhoben, die Statthalter vertrieben, die königlichen Beamten entsetzt und gut organisirte Volksregierungen leiteten die Bewegung. Die Beaumonts machten von Navarra einen bewaffneten Einfall in Aragonien, der König von Kastilien drohte mit einem zweiten Einfalle von der andern Seite, der König von Neapel mit den Siciliern einen dritten, und Johann hatte kein Heer, keinen Bundesgenossen diesem von allen Seiten über ihn hereinbrechenden Sturme entgegenzusetzen. Da erfaßte ihn der Schrecken und selbst die Königin begriff, daß es mit ihrem stolzen Trotze zu Ende sei. Das einzige noch mögliche Rettungsmittel war schnelle Befreiung des Prinzen und vollste Anerkennung aller seiner Rechte. Der König war Abends in einer Unterredung mit der Königin zu diesem nothgedrungenen Entschlusse gekommen und am folgenden Morgen sollte der Bote nach Morella abgehen, welcher dem Prinzen die Freiheit verkündigen sollte. Die Proclamation des Königs an sämmtliche Königreiche, welche die Freilassung verkündete, wurde noch geschmiedet und sollte am andern Morgen gedruckt und durch Eilboten in alle betreffenden Länder gebracht werden. Es hieß darin, die Königin, stets für das Wohl des

Prinzen von Viana besorgt, habe durch unablässiges Bitten den König dahin vermocht, allen Groll gegen seinen Sohn fahren zu lassen und ihn in Freiheit zu setzen und seine Rechte als Thronfolger öffentlich anzuerkennen. Alle vom Prinzen ausgegangenen verdächtigen Handlungen sollten auf diese rührende Vorbitte der Königin vergeben und vergessen sein. Durch diese Lüge hoffte der König das Volk mit der Königin auszusöhnen; denn ihm war nur zu gut bewußt, daß der allgemeine Haß sie als Hauptanstifterin aller Verfolgungen des Prinzen traf.

Die Königin hatte sich nach jener Unterredung kaum in ihre Gemächer zurückgezogen, als sie einen vertrauten Kammerherrn zu sich bescheiden ließ. „Don Alvaro," redete sie den ihr schwärmerisch ergebenen jungen Mann an, „die Dinge sind, wie Ihr wißt, leider so weit gediehen, daß wir zum letzten Mittel greifen müssen; denn kein anderes will mehr verfangen und die Schmach einer solchen Niederlage ertrüge ich nicht."

„Sie muß Euch um jeden Preis erspart werden, hohe Frau. Ihr sollt und müßt als Siegerin hervorgehen und jedes Mittel Euch zum Siege zu verhelfen ist gerecht und heilig."

„Wohl, hier ist das letzte und unfehlbare Mittel. Ich lege es in Euere als die mir treueste Hand. Brecht noch in dieser Nacht auf und eilt Morella so schnell als möglich zu erreichen." Mit diesen Worten zog sie aus ihrer Spinde ein Büchschen hervor, welches sie dem Kammerherrn überreichte. Er verbarg es schnell an seiner Brust, küßte die dargebotene Hand der Königin und sagte sich verabschiedend: „in zehn Minuten habe ich Saragossa hinter mir." —

18.

Die Rache der Königin.

Drei Tage später langte der Prinz von Viana mit einer Ehrenbegleitung von Hofcavalieren und aragonischen Rittern in Saragossa an. Der König und die Königin fuhren ihm entgegen, und als wäre noch nicht genug Verrath und Betrug mit dem edlen Dulder gespielt, wurde eine neue Versöhnungsscene im Angesichte des zu Tausenden aus der Hauptstadt und vom Lande herbeigeströmten Volkes aufgeführt. König und Königin stellten sich äußerst gerührt und der gutmüthige Prinz gab sich, niemals durch Schaden klug geworden, dem Wahne hin, sie meinten die Versöhnung so aufrichtig, wie er selbst. Mit Thränen umarmte er seinen Vater, küßte er die Hand seiner Feindin, dankte er den Grüßen des Volkes und winkte ihm zu, wie glücklich er sei. Von Saragossa aus, wo ihm Feste gegeben wurden, fuhr er mit der Königin in einem offenen Wagen; sie wollte dem Volke zeigen, wie einig sie jetzt mit ihrem Stiefsohne sei; aber das Volk war weniger leichtgläubig als der Prinz. Aus dem ganzen Lande strömte es zusammen und begrüßte jubelnd seinen Liebling; die Königin aber wurde gar nicht beachtet und die ihr ununterbrochen bereiteten Demüthigungen fraßen ihr am Leben. Um ihre schönen Züge spielte ein boshaftes Lächeln und wer in ihrer Seele hätte lesen können, würde einen teuflischen Triumph darin erblickt haben, den gräßlichen stummen Jubel der Rache. Die Begeisterung des Volkes für den Prinzen war über die Maßen rüh-

rend; die Massen überboten sich, ihm ihre Liebe zu erkennen zu geben. Von Barcelona kamen große Deputationen der Landstände und der Stadt dem Prinzen entgegen. Diese erklärten der Königin ohne Umschweife, man würde ihre Anwesenheit in der Hauptstadt nicht dulden und Niemand vermöge sie vor Mißhandlungen des erbitterten Volkes zu schützen; nicht vergebens wisse es, daß erst alle Königreiche in Aufstand hätten gerathen müssen, um ihren starren feindlichen Sinn zu brechen. Sie fand deshalb für gut, in Villa franca, ungefähr zwanzig Meilen von Barcelona, zurückzubleiben, und der Prinz hielt seinen Einzug allein, begrüßt und gefeiert von dem frohlockenden Zurufe und dem Schmucke der Straßen und Häuser, der jubelnden Bewillkommnung der Stände, der Behörden und der Ritterschaft, wie sie nur einem aus einem siegreichen Feldzuge heimkehrenden Fürsten dargebracht zu werden pflegen. Dies Mal aber war das Volk der Sieger über seinen treulosen König und über seine rach- und ränkesüchtige Königin, und seine Siegesfreuden konnten gar kein Maß finden; die Menge war glückberauscht, sich endlich seinen geliebten Prinzen erobert zu haben, und Feste und Feierlichkeiten aller Art folgten Wochen lang auf einander. Aus Aragonien, aus Valencia, aus Navarra, aus Sardinien, Sicilien und den Balearen langten Volkszüge an, die Freude zu theilen und zu erhöhen und dem Prinzen ihre Ergebenheit zu bezeigen, ihm Liebesgrüße der Völker zu bringen.

Die katalonischen Stände schrieben nun ihrer Seits dem Könige die Bedingungen vor, unter welchen sie ihm die Huldigung leisten wollten; und sie waren höchst demüthigend für Johanns hochfahrenden Sinn.

Erstlich verlangten sie mit kurzen Worten, die nicht einmal in die Form herkömmlicher Bitte gekleidet waren, daß er Don Carlos öffentlich als seinen rechtmäßigen Erben und Thronfolger anerkenne und ihm auf Lebenszeit das Amt eines Generalstatthalters von Katalonien übertrage, sodann, daß weder er selbst, noch die Königin jemals ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Cortes das Königreich betrete oder sich irgendwie in die Regierung desselben mische. So weit war es mit diesem stolzherrischen König gekommen, daß er nicht nur diese schmählichen Bedingungen einging, sondern es auch mit verstellter Freundlichkeit that. Es scheint fast als habe er von seiner Gemahlin einen Wink erhalten, daß die übermüthig gewordenen Katalonier dennoch betrogen seien. Aus Navarra kamen ähnliche Forderungen: Carlos sollte ohne alle Bedingungen als König anerkannt werden. Auch sie wurden von Johann mit derselben Bereitwilligkeit zugestanden. Ebenso verlangte Sicilien den Prinzen zum Vicekönig und Aragonien und Valencia seine Anerkennung als Thronfolger. Größere Demüthigungen sind noch niemals einem hochmüthigen eigenwilligen Könige widerfahren; er nahm sie fast alle mit grinsender Ruhe hin, aber Donna Juana rasete; sie schlug zu allen diesen Dingen eine höhnische Lache auf und schwur hoch, daß der Tag der Rache nicht fern sei.

Die Königin Blanka und Donna Maria de Silva mit ihren Kindern waren natürlich schnell nach Barcelona geeilt, um sich in die Arme des geliebten Fürsten zu werfen. O mit welcher seligen Innigkeit hielt er die theuern Frauen umfangen! Wie liebkosete er die Kinder! Und doch flog dabei ein schmerzliches Lächeln über sein krankhaft bleiches Gesicht, doch

zuckte es durch diese von so vielen Leiden tiefgefurchten Züge wie eine böse Ueberzeugung. Er konnte sich selten mehr freuen; die Erfüllung seines Geschicks lag schwer und drohend vor ihm. Als ihn Maria über seine Verstimmung fragte, küßte er sie auf die Stirn und sprach: „Meine theure Freundin, bald werde ich nicht mehr bei Dir sein, sondern bei meinem Inigo. Der Tod liegt mir im Herzen. Ich habe ihn kurze Zeit vor meiner Abreise von Morella empfangen und wahrscheinlich aus den Händen der Königin. Er schleicht mir kalt durch die Adern. Sieh wie glücklich wäre ich jetzt in der Anhänglichkeit dieser tapfern, hochherzigen und mächtigen Völker, wie glücklich in Deiner und Deiner Kinder Liebe, wie glücklich in der Liebe meiner Blanka! Endlich habe ich den Hafen einer dauernden Ruhe und Sicherheit erreicht. Aber die unversöhnliche Juana gönnt mir diese Ruhe nicht; ich habe es in ihren Augen gelesen. Am lang ersehnten Ziele angelangt, muß ich sterben." — Gräßlicher Schrecken ergriff die Herzen der Frauen; die beste ärztliche Hilfe ward in Anspruch genommen, aber bald darauf erkrankte der Prinz ernstlich und starb wenige Wochen darauf in Blanka's und Maria's Armen, wie es hieß an einem abzehrenden Fieber, am 23. September 1461. Vergebens wäre es die dumpfe Verzweiflung der beiden Frauen, den ungeheuern Jammer des ganzen Volkes zu malen. Die Königin ward öffentlich der Vergiftung ihres Stiefsohnes beschuldigt. Sie durfte in mehreren Jahren nicht nach Katalonien kommen; sie wäre vom Volke zerrissen worden. Die Krone von Navarra hatte Carlos, in Folge des ursprünglichen Ehevertrages seiner Eltern, seiner Schwester Blanka vermacht. Die Königin Juana hatte ihr Ziel erreicht; ihr Sohn, der Infant Fernando, war

nun Thronerbe aller Königreiche. Er wurde später der Gatte der seinem ältern Bruder verlobten Isabella von Kastilien und diese Verbindung führte zur Vereinigung von ganz Spanien unter ihrer Tochter Juana, der Gemahlin des Erzherzogs Philipp des Schönen von Oesterreich.

19.

Schicksal der Königin Blanka. Vergeltung.

Das Trauerspiel hatte mit dem Tode des unglücklichen Prinzen von Viana keineswegs sein Ende erreicht. Noch ein zweites Opfer mußte fallen, die ihm gleichgesinnte, von ihm so heiß geliebte Blanka. Als Thronfolgerin von Navarra war sie der Gegenstand wüthender Eifersucht sowohl für ihren Vater, den jetzigen Inhaber dieses Königreichs, als für die Königin Juana, die sie stets gehaßt, und endlich für ihre Schwester Eleonore, Gräfin von Foix, welcher als seiner Lieblingstochter Johann auf Betrieb der Königin das Nachfolgerecht auf Navarra nach seinem Tode zugesagt hatte. Eleonorens Sohn, wie sein Vater Gaston de Foix genannt, hatte kurz zuvor eine Schwester des Königs Ludwig des Elften von Frankreich geheirathet. Dieser französische König, als einer der ränkesüchtigsten, kalt boshaftesten und grausamsten Menschen in der Geschichte bekannt, verband sich nun mit dem Könige von Aragonien zu Blanka's Verderben.

In einem Vertrage zwischen beiden Königen wurde ausgemacht, daß Blanka unter Gewahrsam der ältern Gräfin von Foix, der Prinzessin Eleonore, gestellt werden sollte, um ihr, der Infantin und ihrer Nachkommenschaft als Sicherheit für die Thronfolge von Navarra zu dienen. Der schändliche Johann verkaufte seine edle tugendhafte Tochter an die französische Krone, wie er erst seinen eben so trefflichen Sohn an seine Gemahlin verkauft hatte. Um diesen schmachvollen Handel zu beschönigen, wurde zum Scheine eine Verbindung zwischen der Königin Blanka und dem Herzoge von Berry, des Königs Ludwig Bruder, eingeleitet und sie von ihrem Vater bestürmt, ihm behufs dieser Verbindung nach Frankreich zu folgen. Die unglückliche Dame, deren Herz noch ganz von Trauer für ihren Bruder erfüllt war, durchschaute nur zu wohl die wahre Absicht ihres unnatürlichen Vaters; vergebens beschwor sie sein versteinertes Herz, sie ihren Feinden nicht auszuliefern, vergebens versicherte sie, daß sie sich niemals wieder vermählen könne, der grausame König ließ sie gewaltsam von ihrem friedlichen Wohnsitze zu Olit, mitten aus ihren eigenen Besitzungen entführen und nach denen des Grafen von Foix, ihres Schwagers, über die Pyrenäen bringen. Als ein dem Tode geweihtes Schlachtopfer wurde sie von rohen Söldnerknechten fortgeschleppt und ihr nicht einmal gestattet, ihre Freundin Maria mitzunehmen. Als sie in St. Jean Pied de Port, einer kleinen Stadt auf der französischen Seite des Gebirgs, angekommen war und sich überzeugt hatte, daß sie keine menschliche Hilfe mehr zu hoffen habe, entsagte sie in einem feierlichen Akte vor den Behörden der Stadt förmlich ihrem Rechte auf die Krone von Navarra

zu Gunsten ihres Vetters und frühern Gemahls, des Königs Heinrich IV. von Kastilien, welcher die Sache ihres Bruders mit warmem Eifer unterstützt hatte. In einem rührenden Briefe, den sie ihm schrieb, erinnerte sie ihn an den Morgenschimmer ihres Glücks, das sie unter seinem Schutze genossen, an seine frühern Verpflichtungen gegen sie und an ihre nachherigen schweren Trübsale. Im Vorgefühle des düstern Geschicks, das ihrer wartete, verschrieb sie ihm ihre Erbschaft von Navarra mit gänzlicher Ausschließung derer, welche so begierig danach trachteten, des Grafen und der Gräfin von Foix, ihrer lieblosen Schwester. Noch am nämlichen Tage, am 30. April 1462, ward sie einem Bevollmächtigten ihres Schwagers übergeben, der sie auf die Burg Ortes in Bearne brachte. Hier schmachtete die unglückliche Königin streng bewacht und grausam behandelt über zwei Jahre in schrecklichster Ungewißheit; denn nicht die kleinste Nachricht von der Außenwelt durfte zu ihr gelangen. Endlich wurde sie auf Befehl ihrer Schwester vergiftet und starb denselben Tod in demselben Alter, wie ihr Bruder Carlos, ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Geschwisterpaar, das der scheußlichsten Bosheit und lechzenden Herrschgierde unterlag.

Heinrich von Kastilien gelangte nicht zum Besitze von Navarra, er starb erst neunundvierzig Jahre alt, durch seine Ausschweifungen entnervt, fünf Jahre früher als der König Johann von Aragonien, welcher zweiundachtzig Jahre alt wurde. Navarra fiel an Eleonore von Foix, aber sie überlebte ihren Vater nur kurze drei Wochen. Kastilien war das Erbe Isabella's, Heinrichs Schwester, aber nicht ohne schwere Kämpfe gelangte sie zum Besitze desselben.

Sie war mit Fernando dem Erben von Aragonien vermählt. Eine schauerliche Vergeltung wollte, daß dieser Ferdinand, der Katholische genannt, den Sohn Eleonorens, Gaston de Foix, König von Navarra, später dieser Krone beraubte, ihn aus dem Lande trieb und Navarra mit Aragonien vereinigte. Sein und Isabella's Sohn und Erbe starb vor ihnen und ihre Tochter Juana ward Erbin von ganz Spanien. Sie, die Gemahlin Philipps von Oesterreich, Herzogs von Burgund, wurde aus Eifersucht wahnsinnig und lebte ein langes freudloses Leben. Mit ihrem Sohne Karl, dem deutschen Kaiser Karl dem Fünften, gelangte der habsburger Stamm zum Besitze Spaniens, zum schweren Fluche des Landes. Das Geschlecht des verbrecherischen Johann erlosch so früh, aber von Jahrhundert zu Jahrhundert schritt der finstere Geist der Rache durch das spanische Königshaus und knickte die Blüthe des Landes trotz der ungeheuern fabelhaften Reichthümer, die aus seinen eigenen reichen Quellen und aus der entdeckten neuen Welt ihm zuflossen. Der Fluch der Ermordung des edelsten und trefflichsten Menschen, des Prinzen von Viana, lastete auf ihm. Wie glücklich wäre Spanien geworden, wenn er es beherrscht hätte! Wie ganz anders wären die Völkerloose gefallen, wenn reine große Herzen, wie das seinige, ihren Segen über jene Länder gebracht hätten. Aber es ist das trübe Schicksal der Völker, daß große, reine, edle Fürstenherzen der Bosheit, der Herrschsucht, der gemeinsten blutgierigen Leidenschaft unterliegen müssen. „Nicht dem guten Geiste gehört die Erde, sondern dem bösen."

Das trauernde Volk von Katalonien und Navarra trug sich lange mit der Kunde von den Leiden

und dem Tode des geliebten Prinzen und bildete sie sagenhaft aus. Der Prinz wurde ihm zum Heiligen. Man sah den Geist desselben Nachts auf den Zinnen des königlichen Schlosses und durch die Straßen von Barcelona schleichen und hörte ihn schauerliche Klagetöne über sein frühes Ende ausstoßen. An seinem Grabe geschahen mannigfache Wunder, und das Volk strömte zu Tausenden hinzu, um dort zu beten; eben so erwies es seinem Bilde jene frommen Ehrenbezeugungen, welche die Kirche nur denen vorbehalten, die ihr Oberhaupt kanonisirt hat. Die Sagen von den wunderbaren Heilungen am Grabe des Prinzen von Viana haben sich bis auf den heutigen Tag in den katalonischen Gebirgsthälern erhalten.

Unter den Betern am Grabe des Prinzen sah man oft eine tief in schwarze Schleier gehüllte edle Frau, welche dort Stunden lang auf den Knien lag und sich meist erst in später Nacht entfernte. Stumm kam sie und stumm ging sie; aber das Volk wich ihr ehrerbietig aus und betrachtete ihre edle Gestalt mit heiliger Scheu. Es wußte, daß sie einst die Geliebte und dann die theuerste Freundin des Prinzen und seiner Schwester Blanka gewesen war. Zuweilen brachte Maria de Silva auch ihre Kinder mit, damit auch sie am Grabe des Heiligen beteten. So trieb sie es viele Jahre; dann, als ihre Kinder erwachsen und in das öffentliche Leben getreten waren, zog sich Maria in ein Kloster in Barcelona zurück, von wo sie täglich ihre Wallfahrten zu der heiligen Stätte fortsetzte, bis sie einst als Greisin eines Morgens todt am Grabe des Prinzen gefunden wurde.

Zwei Verzweifelte.

Mitternacht war vorüber. Die Laternen auf der Blackfriarsbrücke in London leuchteten nur noch einzelnen Fußgängern. Von der City her schritt ein junger Mann hastig der Mitte der Brücke zu, von Southwark her schlich ein bejahrter Mann ihm entgegen. Noch stießen sie nicht zusammen, als der Letztere sich vom Wege rechts ab nach der Brüstung wandte und die augenscheinlichsten Anstalten traf, sich über dieselbe in die Themse hinabzustürzen. Der junge Mann war ihm gefolgt, und hielt ihn plötzlich zurück.

„Herr, ich glaube Sie wollen sich ersäufen?"

„Ihr Glaube ist richtig, Herr; aber was geht das Sie an?"

„Allerdings nicht das Mindeste. Ich wollte Sie nur um die Gefälligkeit bitten, noch einige Augenblicke zu verziehen und mir zu erlauben, die Partie mitzumachen. Lassen Sie uns einander fest umarmen und so vereint den Luft- und Wassersprung machen. Die Aussicht, mich mit einem mir blutfremden Manne, den ich in diesem Augenblick hier in derselben Absicht getroffen, die auch mich hierher geführt hat, zusammen zu expediren, ist zu pikant für mich, als daß ich Sie nicht bitten sollte, sich mit

mir zu dem angegebenen Zwecke zu verbinden. Wahrlich, Herr, seit lange ist mir nichts so reizend vorgekommen; und ich hätte nicht geglaubt, daß mir in der Todesstunde noch so etwas Angenehmes widerfahren könne. Schlagen Sie ein, Herr; ich habe seit Jahren keine Bitte mehr an ein menschliches Wesen gestellt; verweigern Sie mir also die Erfüllung dieser einzigen und letzten nicht. Auch kann ich mich nicht erinnern, jemals so viele Worte gemacht zu haben, als in dieser Minute."

Damit hielt er dem Andern die Hand hin. Dieser gab denn auch die seinige, und der junge Mann fuhr in einer Art muthiger Begeisterung fort: „Also fest umschlungen, Arm in Arm! Und nun kurzen Prozeß! Es ist mir recht wohl, zuletzt noch ein paar Augenblicke an einem Menschenherzen zu liegen. Ich frage nicht, ob Du auch ein Schuft bist. Hinab!"

Der ältere Mann, der erst so große Eile gehabt hatte, in die kalten Fluthen der Themse unterzutauchen, legte jetzt der Eile des Jüngern einen Zügel an, indem er dessen Hand festhielt und ihn zurückzog. „Halt, Herr!" sagte er, indem er sein lebensmüdes Auge in den Zügen seines Gegenübers zu forschen bemüht war, so viel der ungewisse Schein der nächsten Laterne erlaubte, „Sie sind noch so jung, und wollen schon freiwillig aus dem Leben gehen. Ich fürchte, Sie übereilen sich. Für einen Mann in Ihren Jahren bietet das Leben noch tausend schöne Fernsichten und reizende Genüsse."

„Ja Moder und Gestank, Lug und Trug, Nichtswürdigkeit und Verworfenheit. Kommen Sie und machen wir der Sache ein Ende!"

„So jung Sie sind, Sie haben schon sehr schlimme

Erfahrungen gemacht, und scheinen alle Kreaturen, welche die menschliche Gestalt tragen, für Otterngezücht zu halten."

„Ottern sind edle Geschöpfe gegen den Menschen; denn sie folgen ihrem Naturtrieb; sie sind keine Heuchler, welche die Tugend im Munde führen und das Laster im Herzen."

„Sie thun mir leid; denn in der That, es giebt viele ehrenwerthe Ausnahmen von der von Ihnen aufgestellten Regel."

„Hahaha! Ausnahmen!" lachte der junge Mann bitter und höhnisch. „Ich habe keine gefunden."

„Dann darf ich Ihnen wenigstens den, wenn auch armseligen Trost geben, daß sie in dieser ernsten Stunde eine solche gefunden haben. So sehr auch das Lügen den meisten Menschen zur Gewohnheit geworden ist, in der Todesstunde, gegenüber der ernsten und stummen Ewigkeit, pflegen die Wenigsten zu lügen. Ich aber habe mein Leben lang nicht gelogen und möchte um keinen Preis der Welt mit einer Lüge auf den Lippen die dunkle Straße wandeln. Wenn ich Ihnen also sage: ich bin kein Schuft, für den Sie auch mich zu halten scheinen, sondern ein ganz ehrlicher und braver Mann, so ist das die lautere Wahrheit."

„Wirklich? Das ist interessant! So müßte ich den einzigen ehrlichen Menschen, der mir vorgekommen, gerade auf diesem letzten Wege kennen lernen, um mit ihm gemeinschaftlich der Welt Valet zu sagen."

„Lassen Sie mich allein gehen und bleiben Sie. Es giebt noch mehr, noch viel ehrliche und brave Menschen, die Ihnen ein nüchternes, einfaches, thä-

tiges Leben mit Lust und Schönheit würzen können. Suchen Sie sie nur, Sie werden sie gewiß finden."

„Nun den ersten hätt' ich ja schon gefunden. Aber wenn sich Ihnen das Leben von so paradiesischer Seite präsentirt hat, warum wollen Sie es denn gleich mir von sich werfen?"

„Weil ich ein alter blutarmer und dabei kranker und schwacher Mann bin, der nicht im Stande ist, etwas zu verdienen und es nicht länger mit ansehen kann, daß sein einziges Kind, ein Engel von Tochter, sich Tag und Nacht todtarbeitet, um mich alten unbrauchbaren elenden Menschen zu ernähren, ja mir sogar noch manche kleine Freude zu machen. Nein, Herr, das länger zu ertragen, müßte ich ein Unmensch, ein Barbar sein."

„Was, Herr!" rief der Andere wie erschrocken. Sie haben eine einzige Tochter, die sich für Sie aufopfert?"

„O und mit welcher Geduld, mit welcher Milde, mit welcher Liebe, mit welcher Ausdauer thut sie es! Ich sehe sie dahin welken unter Arbeit und Entbehrung und keine Klage entschlüpft ihren bleichen Lippen. Sie arbeitet und hungert und hat immer ein Wort der Liebe, ein seliges Lächeln für mich."

„Herr, und Sie wollen sich ersäufen? Sind Sie des Teufels?"

„Kann ich den Engel langsam ermorden? Das wühlt mir wie ein Schwert in der Seele," weinte und schluchzte der alte Mann.

„Herr, Sie müssen mit mir eine Flasche Wein dort in der Taberne trinken und mir dabei Ihr Schicksal erzählen. Wenn's Ihnen recht ist, will ich dagegen mit dem meinigen aufwarten. Im

Voraus sag' ich Ihnen, Sie brauchen nicht da hinab zu springen; denn ich bin ein reicher, ein sehr reicher Mann, und wenn Alles sich so verhält, wie Sie mir angedeutet haben, so braucht Ihre Tochter nicht mehr zu arbeiten, und Sie sollen Beide nicht hungern."

Der weinende alte Mann ließ sich fortziehen. Sie traten zusammen in die Schenkstube. Bald standen volle Gläser vor ihnen, und sie betrachteten einander beim hellen Lampenlichte.

„Mein Schicksal ist bald erzählt," nahm der Alte gefaßt und vom Feuer des Weins angenehm erregt das Wort. „Ich bin Kaufmann, aber das Glück war mir nicht hold; ich hatte kein eigenes Vermögen und liebte ein armes Mädchen. Aus diesen Gründen brachte ich es niemals zu einem eigenen Geschäfte, sondern diente in verschiedenen Häusern als Commis und Buchhalter, bis man mich nicht mehr brauchen konnte oder vielmehr wollte und jüngere Kräfte den meinigen vorzog. So beschränkt meine Verhältnisse waren, so schön und glücklich war mein Familienleben. Mein Weib war ein Engel an Liebe, Güte und Sanftmuth, fromm und gottesfürchtig, thätig und treu, und sie hat ihre einzige Tochter wiederum zu solch einem Engel erzogen. Aber durch Krankheit und Alter bin ich endlich der härtesten Noth verfallen, und mein Gewissen giebt es nicht zu, daß das beste Kind auf Erden sich für mich alten, unbrauchbaren Menschen opfert. Ich kann ja unmöglich mehr lange zu leben haben, und so wird mir Gott verzeihen, wenn ich selbst ein paar Dutzend Tage oder Wochen abstreiche, um wenigstens Gesundheit und Leben meiner Betty zu erhalten."

„Alter, Sie sind ein glücklicher Mann," rief der Jüngere. „Mir ist noch kein so glücklicher vorgekommen. Was Sie Ihr Unglück nennen, das ist Lapperei. Dem ist jetzt schon gründlich und für immer abgeholfen. Ich werde Sie morgen früh durch ein Testament zu meinem Erben einsetzen, und den Sprung von der Brücke noch um einen Tag verschieben. Erst will ich Ihre Betty kennen lernen, um doch einem Menschenkinde, das den Namen Mensch verdient, in's Auge geschaut zu haben, eh' ich zu den Todten gehe."

„Aber, Herr, was hat Sie unglücklich bei dieser Jugend gemacht?" rief der alte Mann voll Mitleid und Jammer.

„Ich glaube der Reichthum meines Vaters. Ich bin der einzige Sohn eines der ersten Handlungshäuser Londons, und auch ich bin Kaufmann, wie Sie. Wenn ich Ihnen meinen Namen nenne, werden Sie ihn kennen und von der Wahrheit meiner Angabe überzeugt sein. Mein Vater starb vor fünf Jahren und hinterließ mir ein ungeheures Vermögen. Von Stund' an bin ich von allen Menschen, die mit mir in Berührung kamen, belogen, betrogen, hintergangen und bestohlen worden. Ich war ein unschuldiges Kind an Glauben und Vertrauen; ich war in der Erziehung nicht verdorben worden und hatte von meiner guten Mutter das weiche, liebebedürftige Herz geerbt. Ich wollte mit edlen, guten Menschen im Bund der Liebe und Freundschaft leben; ich fand heuchlerische Schurken, Falschmünzer der Gesinnung, ohne andern Zweck, als mir Geld abzunehmen und sich auf meine Kosten vergnügte Tage zu machen. Freunde, oder vielmehr Schufte, die ich für Freunde hielt und denen ich mein ganzes Herz hingab, verriethen und verlachten mich als einen guten dummen

Jungen, aber mein Auge schärfte sich mit der Zeit und mein Herz sog sich voll Mißtrauen. Ich durchschaute endlich alle Betrüger. Ich verlobte mich mit einer reichen Erbin, im Besitz der höchsten Bildung unsrer Zeit; ich schwärmte für sie in kindischer Begeisterung. Ihre Liebe sollte mir alles Andere ersetzen. Bald erkannt' ich sie als eine eitle stolze Närrin, die mich zu ihrem Sklaven machen und alle Männer an ihren Triumphwagen spannen wollte. Ich brach mit ihr und wählte ein reizendes armes Kind, ein süßes, unschuldiges Täubchen, das der Engel meines Lebens werden sollte. Juchhe! Ich überraschte sie in den Armen eines andern, von ihr geliebten Jünglings. Mir hatte sie Liebe gelogen, um eine reiche Frau zu werden. Ich stürzte mich in Genüsse, ich ging auf Reisen: überall dasselbe moralische Elend. Zuletzt wurde mir das Leben zum fürchterlichsten Ekel. Wir begegneten uns, als ich der jämmerlichen Posse ein schnelles Ende machen wollte."

„Armer junger Mann!" sagte der Alte mit einer Thräne des Mitgefühls im Auge. „Wie sehr bedaure ich Sie! Ja ich armer Mann bin glücklicher gewesen als Sie. Ich hatte ein Weib und eine Tochter, die rein und tugendhaft aus Gottes Hand hervorgingen. Die Eine ist eben so wieder zu ihm zurückgekehrt, die Zweite wird es. Ich kenne meine Betty. Sie wird ihre Tugend und ihren Edelsinn bewahren. Sie kann gar nicht anders."

„Hört, Alter, gebt mir Eure Adresse und erlaubt mir, daß ich morgen Eure Tochter aufsuche. Ich muß mich selbst von Euerer Behauptung überzeugen. Aber auch Euer Ehrenwort müßt Ihr mir geben, Eurem Kinde mit keinem Worte, keiner Miene, keinem

Blick zu verrathen oder anzudeuten, daß ich ein reicher Mann bin."

Der Alte reichte die Hand hin: „Ich gebe mein Ehrenwort. Es liegt mir selbst daran, Sie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ich heiße John Smid und meine Wohnung ist auf diesem Zettel verzeichnet." Damit zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und händigte es dem Andern ein.

„Und ich heiße Lewis Stauton und bin der Sohn und Erbe von Andrew Stauton. Hier ist eine Hundertpfundnote mit der Bedingung, daß Sie in diesem Hause bleiben, bis ich Sie morgen abhole. — Knabe! Ein Zimmer mit einem guten Bett für diesen Herrn! — Sie bedürfen der Ruhe, Mr. Smid. Gute Nacht! Morgen sehen Sie mich in einer andern Gestalt. Aber in welcher auch, vergessen Sie Ihr Ehrenwort nicht."

Der Alte machte eine Geberde des Staunens über den gehörten Namen und des freudigen Schreckens über die Banknote; aber eh' er sich zu fassen vermochte, war sein neuer Bekannter zur Thür hinaus, und der Aufwärter leuchtete ihm in ein Zimmer vor, in dessen Bette er bald den schnellen Wechsel seines Geschicks vergessen hatte.

In einem armselig ausmöblirten, aber sehr reinen und fast zierlich aufgeputzten Dachstübchen in einem der hohen, schwarzgeräucherten Häuser in einer engen und dunkeln Nebengasse der City saß ein sehr hübsches blondes Mädchen von ohngefähr zwanzig Jahren und

nähete feines Weißzeug. Wahrlich, ihr ganzer Anzug war nur wenige Schillinge werth, aber er war so rein, so nett und saß ihr so trefflich, als wenn er eben so viele Pfunde gekostet hätte. Ihre hellblonden Locken umrahmten ein Gesichtchen voll süßen Seelenfriedens, in welchem ein paar Augen von reinster Himmelsbläue und von reinster Himmelsunschuld sanft leuchteten. Ueberall in ihr, an ihr, um und neben ihr der Geist der Ordnung, der Züchtigkeit, der Sitte und der Reinheit. Die Züge waren so blaß, so zart und so fein, wie die einer Fürstin. Und doch war das Auge übernächtig und voll Unruhe, und dann und wann löste sich ein banger Seufzer aus dieser jungfräulichen Brust los. Endlich hörte sie die Schritte auf der Stiege, und ihr Gesicht verklärte sich schnell; sie horchte; aufsteigende Zweifel schatteten sich in ihren reinen Zügen ab. Es klopfte an die Thür, und sie erbebte. Kaum vermochte sie die Einladung zum Eintreten auszusprechen. Ein junger Mann in einem abgetragenen und ausgebesserten Anzug schritt, sich linkisch und demüthig verbeugend, über die Schwelle. „Um Verzeihung, wohnt hier Mr. John Smid?"

„So ist's, Herr. Was wünschen Sie von ihm?"

„So sind Sie seine Tochter Miß Betty?"

„Ich bin's."

„Zu Ihnen wollt' ich gerade; denn von Ihrem Vater komme ich her."

„Um Gotteswillen wo ist er? Was ist mit ihm geschehen? Es ist ihm ein Unglück begegnet, denn noch niemals ist er Nachts aus dem Hause geblieben."

„Allerdings ein kleines Unglück —"

„O mein armer, armer Vater! Was werd' ich hören müssen."

Der junge Mann betrachtete die sichtbaren Zei-

chen ihrer Seelenangst in ihren Zügen mit großer Theilnahme und sah sich auch im Zimmer um. „Erschrecken Sie nicht, liebes Kind; mit dem Unglück hat's nichts auf sich. Ein alter Bekannter hat ihn gestern Abend getroffen und in eine Taberne gezogen. Da haben sich die beiden Herrn fest gezecht. Der Andere hat sich spitzbübischer Weise aus dem Staube gemacht, aber Ihr Vater ist als ehrlicher Mann geblieben und muß nun als Faustpfand sitzen, bis die Schuld bezahlt ist, wenn er nicht in's Gefängniß wandern will. Sonst ist er frisch und gesund."

„Mein Vater! Mein lieber Vater darf nicht in das Gefängniß!" sagte das Mädchen ängstlich. „Können Sie mir angeben, wieviel seine Schuld beträgt?"

„Zwölf Schillinge."

„Ach, mein Herr, ich habe nur drei Schillinge in meinem Besitz. Aber ich will schnell zu Miß White laufen und sie sehr bitten, daß sie mir neun Schillinge auf meine Arbeit vorstreckt."

„Wer ist Miß White?"

„Die Putzhändlerin, die mir Arbeit giebt."

„Wenn Miß White aber Ihre Bitte nicht erfüllt, was dann?"

Das Mädchen brach in Thränen aus. „Ach Gott," schluchzte sie, „ich fürchte selbst, sie thut es nicht; denn ich bin ihr schon sechs Schillinge schuldig, und sie ist eine harte Frau."

„Wofür haben Sie diese Schuld gemacht?"

Sie zögerte erröthend mit der Antwort.

„Sie dürfen sich mir anvertrauen; ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Schicksal und wollte nur, ich könnte Ihnen helfen. Aber ich bin selbst ein armer Schreiber. Wozu haben Sie die sechs Schillinge geborgt?"

„Mein Vater ist gar schwach und bedarf der Stärkung. Ich habe ihm zuweilen ein halbes Hühnchen in der Brühe gekauft oder ein Beefsteak.“

„Unter solchen Umständen wird Miß White nichts mehr borgen. Sechs Schillinge will ich Ihnen geben, aber das ist auch Alles, was ich besitze. Haben Sie keinen werthvollen Gegenstand, den wir versetzen könnten?“

„Ich habe nichts, gar nichts als das Gebetbuch meiner verstorbenen Mutter. Sie hat mich sterbend beschworen, mich nie davon zu trennen, und es ist mir nichts heiliger, als ihr Andenken und mein ihr gegebenes Versprechen, aber ich gebe es gern hin für meinen Vater.“ Zitternd holte sie das Buch herbei. „Ach, mein Herr, in mancher stillen Nacht habe ich auf die leeren Blätter hinten im Gebetbuch meine geheimsten Gedanken niedergeschrieben. Es darf Niemand erfahren, daß ich die Schreiberin bin. Wollen Sie mir das versprechen?“

„Gewiß, gute Miß. Seien Sie außer Sorgen. Es soll kein Mißbrauch mit Ihrem Heiligthum getrieben werden. Nun machen Sie sich fertig; wir wollen gehen.“

Während sie in die Kammer schlüpfte, schlug Stauton das Buch auf und las die frommen Herzensergüsse des Mädchens. Seine Augen leuchteten und füllten sich mit Thränen der Rührung und Wonne. Sie kam und hatte ein sehr geringes Tuch umgeschlagen, aber als sie auf der Straße so neben ihm hinschritt in ihrer unbewußten Würde, betrachtete er sie mit Blicken der Ehrfurcht und Verwunderung.

Miß White gab den neuen Vorschuß nicht, versicherte aber dem Begleiter des Mädchens, Betty sei ein Engel. Das war ihm aus diesem Munde lieber

als das Geld aus dieser Hand. Er versetzte also auf dem Wege das Buch bei einem Trödler, und die zwölf Schillinge kamen zusammen. Betty hatte eine große Freude darüber.

„Wovon wollen Sie aber heute und morgen leben, Miß, wenn Sie all' Ihre Baarschaft weggeben?“

„Ich weiß es nicht, aber Gott wird helfen,“ versetzte sie vertrauensvoll. „Ich werde die Nächte hindurch arbeiten.“

„Ja, Gott wird weiter helfen!“ rief er und hätte sich durch seine Bewegung fast verrathen.

Stauton ging erst allein in die Taberne und auf das Zimmer des alten Smid, um ihn mit wenig Worten in seiner Rolle zu instruiren. Dann holte er Betty herbei. Welch ein himmlischer Genuß für ihn, als das süße Kind den Vater weinend um den Hals faßte, küßte und an ihr Herz drückte. „Ach, mein Vater, mein Vater, welche schreckliche Nacht hab' ich verlebt, voll Angst und Kummer um Dich! Doch still davon! Gelobt sei Gott, daß ich Dich gesund wieder habe.“ Und nun lachte und jubelte sie.

Dann löste sie den theuern Mann ein und führte ihn im Triumphe davon.

Stauton begleitete sie und meinte, er habe noch ein paar Schillinge aufgetrieben; sie solle ein Mittagessen besorgen. Nun die frohe Geschäftigkeit, das flinke heitere Wesen, die süße Anspruchslosigkeit des herrlichen Kindes! Der junge Mann hätte vor ihr niederfallen und ihr die Füße küssen mögen.

Stauton ging spät Abends und dachte nicht mehr an den Sprung von der Blackfriarsbrücke. Er kam alle Abende, „um seinen angeblichen kleinen Verdienst mit der Familie zu verzehren.“

Nach vierzehn Tagen sagte er Abends beim Schei-

den; „Miß Betty, wollen Sie meine Frau werden? Ich bin zwar nur ein armer Schreiber, aber ich habe ein redliches Herz.“

Sie schlug die Augen erröthend nieder.

„Kannst Du mich lieben, Kind?“ fragte er mit überwallendem Gefühl.

Sie nickte stumm und reichte ihm die Hand. Er küßte diese Hand und sagte: „Ich liebe Dich unaussprechlich. Du hast mir das Leben gerettet.“

Wenige Tage später in der Morgenfrühe ging das Pärchen einfach, aber anständig gekleidet, und vom alten Smid begleitet nach der nächsten Kirche, wo es still getraut wurde. Wonnebebend schloß Stauton sein Weibchen an das Herz und küßte sie auf die Stirne. Vor der Kirche hielt ein prächtiger Stadtwagen. Der gallonirte Diener öffnete ehrerbietig den Schlag. „Hinein!“ rief der glückliche Gatte der ihn mit stumm fragendem Staunen anblickenden jungen Frau zu. Eh' sie sich's versah, saßen sie alle drei in der Kutsche, die im Fluge davon fuhr. Vor einem hohen prächtigen Hause in Westminster hielt sie. Reich gekleidete Dienerschaft hob sie heraus und führte sie in glänzend decorirte Zimmer. „Hier ist Euere Herrin!“ sagte Stauton zu der Dienerschaft. „Bezeigt ihr Eure Ehrfurcht und erfüllt ihre Befehle.“

„Mein holdes süßes Kind, ich bin Lewis Stauton, einer der reichsten Männer dieser reichen Stadt. Dieses Haus ist Dein Eigenthum, diese Diener und Dienerinnen sind die Deinigen. Ich habe die Bürgschaft von Dir in der Hand, daß der Reichthum Dein reines Kindesherz nicht verderben wird. Hier ist sie, das Gebetbuch Deiner Mutter. Sieh, was Du hineingeschrieben:

„Und wenn Du mir alle Schätze der Welt gäbest,

mein Gott, ich würde Deine demüthige Magd bleiben. Denn was ist Gold vor Dir, der Du auf die Herzen siehst? Dein ist mein Herz und soll es bleiben."

„Gott und Dein, mein Lewis," flüsterte Betty und sank sanft erröthend an seine Brust.

„Hurrah, der Sprung von der Blackfriarsbrücke!" rief Stauton seelenvergnügt und umarmte seinen Schwiegervater.

Selbstaufopferung.

An einigen bestimmten Nachmittagen pflegte ich das Feldschlößchen, einen Vergnügungsort unfern der Stadt, in welcher ich mich eben aufhielt, zu besuchen, und traf dort in der Regel mit einer kleinen auserlesenen Gesellschaft zusammen, welche sich allmälig aneinander gewöhnt hatte. Zu ihr gehörte auch ein Miniaturportraitmaler, nicht nur als Künstler, sondern auch überhaupt als Mensch von hoher Genialität, aber auch so schroffer Eigenthümlichkeit, daß man ihn erst näher kennen lernen mußte, um Geschmack an ihm zu finden. Hatte man dieses Stadium des Umgangs mit ihm überwunden, so konnte man ihn liebgewinnen. Nie habe ich einen Menschen gefunden, der weniger Umstände gemacht hätte; er war ein natürlicher Feind aller Formen und Redensarten und hielt von den Menschen der heutigen Gesellschaft gar nichts. Dies war auch der Grund, weshalb er unverheirathet geblieben war; sein einsames Junggesellenleben hatte aber seine Ecken nur noch schärfer ausgebildet. Ueberdies verdankte er Niemandem etwas; von einem armen Bäckergesellen hatte er sich durch eigene Kraft zu einem sehr geschickten und geschätzten Künstler emporgearbeitet; er hatte nie eine Stunde Unterricht im Zeichnen oder Malen gehabt. Es wurde ihm nicht leicht, sich an einen Menschen innig anzu=

schließen; hatte er aber diese Schwierigkeit besiegt, dann hing er dem Freunde um so fester und treuer an. Ich hatte das Glück, seine Zuneigung im hohen Grade zu besitzen. Er hieß Wilhelm Schmidt, und in unserm kleinen Vaterlande werden sich Viele des originellen trocknen und barocken Mannes erinnern. Er ist in Armuth und Elend in einem Armenhause des Staats gestorben.

An jenem Tage traf ich ihn allein von unserer Gesellschaft im Garten des Feldschlößchens. Unfern von uns saß ein junges hübsches Ehepaar. Der Mann war Lehrer am Gymnasium, die Frau Tochter eines gutbemittelten Kaufmanns. Man sah es den Leutchen an, daß sie „etwas hatten" und sich dabei wohlbefanden. Vorzüglich entfaltete der „Herr Doctor" eine etwas auffallende Behäbigkeit; er war bis zu seiner Hochzeit ein ganz armer Schlucker gewesen.

Der Maler Schmidt hatte die Gabe, an jedem Menschen sogleich das Lächerliche herauszufinden; er traf die Leute nicht nur mit dem Pinsel überraschend gut, er traf sie eben so mit dem scharfen Worte. In demselben Verhältniß wie er als Maler Psycholog war, war er als Psycholog Maler. So faßte er denn jetzt auch den Doctor auf's Korn und gab mir dann ein köstliches humoristisches Bild von ihm. Bei dieser Gelegenheit erkundigte er sich, aus welchem Hause die Frau Doctorin stamme. Kaum aber hatte ich den Kaufmann Rommel als den Vater derselben genannt, als Schmidt ungewöhnlich ernst wurde.

„Großer Gott!" sagte er endlich mit einer an ihm ungewohnten Wehmuth, „weder dieser junge eitle Mann mit seinem auf den Geldsack seines Schwiegervaters basirten Begriff von seiner hohen Wichtigkeit, noch seine gute zimpferliche Frau ahnten, woher die

klingende Basis ihres Wohlgefühls stammt! Kennten sie die Geschichte ihres Geldes wie ich, sie würden sich wahrscheinlich etwas weniger behaglich fühlen und dem Manne, dessen ungeheurer Selbstaufopferung sie es verdanken und an den sie vielleicht nie denken, eine Thräne des Schmerzes und der Bewunderung weinen. Aber so ist das Schicksal, ein wahres blindes unverständiges Fatum! Wem ist denn nun das furchtbare Opfer, der schauerliche, ein ganzes Jahr dauernde, stille, freiwillige Todeskampf eines der edelsten und besten Menschen zu gut gekommen? Dort diesem jungen Narrenvolk! Der Mensch macht zuweilen Anstrengungen als müsse er Berge versetzen, und der Erfolg ist, daß ein Anderer ihm Unbekannter oder Gleichgültiger mit Wohlbehagen seine Havannah zur Tasse Mokka raucht."

„Woher kommen Dir plötzlich diese trübseligen Gedanken?" fragte ich mit Theilnahme.

„Ich bin durch das junge glückliche Ehepaar an eine sehr tragische Geschichte erinnert worden, die Niemand weiter als ich in ihrem innern Zusammenhange kennt, und an einen edlen, hochherzigen jungen Mann, den ich sehr liebte, und dessen ganzen Werth ich auch allein nur kannte."

„Darfst Du mir die Geschichte mittheilen?"

„Warum nicht? Der Mann, den sie betrifft, schläft schon lange den eisernen Todesschlaf, und Du wirst keinen unedlen Gebrauch davon machen."

Wir setzten uns in eine abgelegene Partie des Gartens und er erzählte:

„Im soldatischen Felddienst unserer Friedenszeit lernte ich einen jungen Mann aus E. kennen, der als Freiwilliger zu meinem Regimente gestellt worden war. Er hieß Rommel, war Kaufmann und der

Sohn eines dortigen Handlungshauses und einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer, die ich jemals kennen gelernt habe. Was aber noch mehr war, er besaß einen festen unbeugsamen Charakter; wozu er sich entschlossen, wofür er sich entschieden hatte, davon war er durch nichts abzubringen; mit stiller eiserner Beharrlichkeit setzte er es durch, wenn nur irgend eine Möglichkeit vorhanden war. Diese Eigenschaft machte ihn nach der andern Seite hin treu und unwandelbar in der Freundschaft, pünktlich und ausdauernd im Dienst und erwarb ihm die Achtung Aller, die ihn kannten, namentlich seiner Vorgesetzten, und er avancirte deshalb schnell genug zum Feldwebel; nach der andern Seite hin gab sie seinem Wesen zuweilen etwas Starres, Bitteres und Unzugängliches, und leichtsinnige, fröhliche Bursche, wie ja die meisten Soldaten sind, fühlten sich eben nicht von ihm angezogen. Auch mied er ihre Gelage und beschäftigte sich lieber mit großem Eifer mit ernsten Studien und wissenschaftlicher Lectüre. In meinem Wesen mußte etwas ihn Ansprechendes liegen, so wie mir das seinige gefiel; wir wurden bald Umgangsfreunde, dann Herzensfreunde, ja wir liebten uns endlich, wie sich junge Männer in der Regel nicht zu lieben pflegen und wurden im Laufe der Zeit einander ganz unentbehrlich. Inzwischen bemerkte ich doch bald die Verschiedenheit zwischen uns beiden. Rudolf Rommel war zwar ein sehr tüchtiger Mensch und ehrenwerther Charakter, aber er war auch ein romantischer, in vielen Beziehungen überspannter Kopf und in manchen sogar ein Schwärmer. So beobachtete er im Umgange mit dem schönen Geschlechte eine gewisse Ritterlichkeit, die zuweilen an's Lächerliche streifte, und vergötterte eine junge Dame seiner Vaterstadt als das

Ideal von Tugend und Schönheit, dem in seiner Meinung jedes andere weibliche Wesen weit nachstand. Er verehrte diese seine Geliebte mit solcher Schwärmerei, daß er es sich für eine große Sünde angerechnet haben würde, auch nur mit einer andern zu tanzen. Und doch gestand er mir, daß die Dame seines Herzens nicht seine Verlobte sei, daß überhaupt eine Liebeserklärung zwischen ihm und ihr nicht stattgefunden habe. Es wollte mich überhanpt aus seinen begeisterten und überschwenglichen Schilderungen bedünken, als kenne er das Mädchen gar nicht recht und schiebe ihrer körperlichen Gestalt eine geistige und seelische Vollkommenheit unter, die sie in der Wirklichkeit wohl schwerlich besitzen möchte. Selten verging ein Tag, wo er nicht in eine Art dithyrambischen Wahnsinns zu ihrem Preis ausbrach. Ein zweites Steckenpferd seiner romantischen Anschauungen war die deutsche Freiheit. Ich will nicht erörtern was er darunter verstand, aber ein wunderliches Ding war es jedenfalls, um so befremdender, als die Zeit des jugendlichen Paroxismus von 1817 weit hinter uns lag, und jeder klare vernünftige Mensch ein Urtheil über die öffentlichen Dinge unseres Vaterlandes haben konnte. Er sprach aber das Wort: „der König,“ nie anders aus, als mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Schauer. Die Ideen des Königthums und der deutschen Freiheit schmolzen in ihm ganz zu einer zusammen, und sie bildete die Basis seines glühenden Patriotismus.

„Der dritte Gegenstand seiner etwas geräuschvollen und wortreichen Begeisterung war die christliche Religion, oder, um es genauer zu bezeichnen, die katholische Kirche. Obgleich als Protestant geboren und erzogen, hatte er doch als Jüngling in dem glänzen-

den Ritus der katholischen Kirche, wie ihn der zahlreiche Clerus seiner Vaterstadt beging, allein Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses gefunden. Dennoch beabsichtigte er keinen Uebertritt. So bildeten denn Religion, Vaterland, Liebe in brillanter romantischer Färbung und mit einer strahlenden Glorie umgeben die Trias, in welcher sein seelisches Leben vollkommen aufging. Damit war natürlich der mittelalterliche Ritter so ziemlich fertig. Alles, was sich nicht auf die Verherrlichung dieser drei vereinten Ideen bezog, existirte für ihn gar nicht. Die Richtungen und Anschauungen der Neuzeit waren ihm unaussprechlich zuwider; aus ihrer Pflege prophezeite er das größte Unglück für Familie und Staat. Für seinen Gott, seinen König und seine Geliebte war er aber jeden Augenblick bereit, in den Tod zu gehen.

„So abweichend meine ruhigen und besonnenen Ansichten von seinen exaltirten waren, so unterließ ich es doch, mit ihm darüber zu streiten und liebte ihn wegen seiner trefflichen Eigenschaften eben so innig, wie ich von ihm geliebt wurde.

„Nach Ablauf unserer Dienstzeit vermochte mich Rommel, mich in seine Vaterstadt behufs der Ausübung meiner Kunst zu begeben, und ich lernte nun seine Familie, seine Geliebte, seine Freunde kennen und malte auf seine Empfehlung die meisten dieser Personen.

„Seine Familie bestand aus dem Vater, einem gutmüthigen aber charakterschwachen Manne, auf welchen das gewöhnliche gesellschaftliche Leben eines Kaffeehauses einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Seine Umgangs= und Spielfreunde, seine Partie Whist, das Billard und die Kegelbahn, sein Glas

Lagerbier, seine Pfeife Kanaster, seine Zeitung, ein Ausflug mit den Freunden aufs Land, wo sie dieselben Vergnügungen fanden, eine Kirmeß und dergleichen waren seine Welt, in welcher er sich sehr wohl und glücklich fühlte. Um vier Uhr Nachmittags hätte ihn keine Macht der Erde in seinem Hause zurück halten können. Die Mutter war schon geraume Zeit todt; der lebensfrohe Wittwer vermißte sie nicht. Das Geschäft, Landesproduktenhandlung mit Material-Detailverkauf, überließ er seinen beiden Söhnen und einem Commis, Namens Veit. Die erwachsene Tochter führte das Hauswesen. Rudolf war der Jüngere der beiden Brüder; der andere um fast zwei Jahre ältere Bruder Friedrich, ein eben so schöner stattlicher Mann, ja noch um einige Zoll größer als Rudolf, und da er unter der Kavallerie gedient hatte, so trug er sich in jener stolzen, imponirenden Haltung, welche meist den graduirten Soldaten dieser Gattung eigen zu sein pflegt; hinsichtlich seines Gemüthlebens war er aber das Gegentheil des jüngern Bruders. Friedrich, durch und durch nüchterner Verstandesmensch und praktischer Geschäftsmann, konnte natürlicher Weise den Phantastereien Rudolfs keinen Geschmack abgewinnen, und Dieser fühlte sich oft von Jenem verletzt, was bei ihrem täglichen und stündlichen Zusammenwirken in demselben Geschäfte, in dessen regelrechtem und förderlichem Betrieb der Aeltere den Jüngern weit übersah, gar nicht anders möglich war. Eben so wenig konnte sich Rudolf mit dem Commis Veit, dem Verlobten seiner Schwester Eulalie, vertragen. Veit, ein stiller, thätiger Mensch, von etwas finsterer Gemüthsart, mißtrauisch und mit Dingen, die über seinem sehr beschränkten Kaufmanns- oder vielmehr

Krämerhorizonte lagen, sich auch nicht im Mindesten befassend, hatte nicht das geringste Verständniß von Rudolfs Wesen und hielt ihn für einen completen Narren. Die Schwester Eulalie war auch nichts weiter, als ein ordinäres Schablonengeschöpf, ein Dutzend-Frauenzimmerchen mit einer leidlichen Taille und einem hübschen Gesichtchen, ein klein wenig Sentimentalität, was man von dieser verdächtigen Waare so in's Haus braucht, übrigens eine gute Wirthschafterin und für Herrn Veit wie geschaffen. Der Vater verstand den jüngern Sohn eben so wenig; der immer heitere und zerstreute Mann hatte gar keine Ahnung davon, was in Rudolfs Seele war. So stand der Arme mit seinem schönen Herzen, voll der tiefsten Gefühle, allein im elterlichen Hause, und wurde von Allen mit einer gewissen plumpen und bittern Ironie als die Bêtenoire desselben behandelt. Und wie weit höher stand er über Allen, selbst hinsichtlich des Verstandes. Wenn nun Rudolfs Geliebte ihn für diese Verluste entschädigt hätte oder überhaupt hätte entschädigen können, so wäre er immer noch glücklich zu preisen gewesen. Aber in Bezug auf diese junge Dame lebte er in einem großen und schier unbegreiflichen Irrthum. Was er für Gefühlsinnigkeit an ihr hielt, war — Gleichgültigkeit, was ihm als Charakterstärke erschien, war — der Trotz der Beschränktheit. Während ich das Mädchen malte (sie war die Tochter eines Kaufmanns und hieß Louise Bernigau), lernte ich sie vollkommen kennen. Hübsch war sie allerdings, man konnte sie in mancher Beziehung eine hohe Schönheit nennen; nie sah ich z. B. ein herrlicheres blondes Haar, aber dieser Form fehlte der entsprechende geistige Inhalt. Dann und wann dämmerte eine Ahnung von

der wahren Beschaffenheit Louisens in Rudolfs Seele, aber er räsonnirte sie sogleich hinweg und schraubte sich in seine romantische Exaltation hinauf. Ich sah ein, es war ihm durchaus nicht zu helfen. Die Augen dieser Romantiker müssen eben anders gebaut sein, als die unsrigen; sie sehen Alles in einem weit schönern oder weit häßlichern Lichte, als wir. Ich verließ nicht ohne Besorgniß für Rudolf nach einem halben Jahre E., denn meine Kunst mußte nach Brot gehen. — Während eines ganzen Jahres erfuhr ich nichts von meinem Freunde. Wir schrieben uns nicht.

„Auf einer Durchreise in meine Heimath suchte ich das Rommel'sche Haus auf. Rudolfs Aussehen erschreckte mich in der tiefsten Seele. Er war gebrochen. Seine hohe kräftige Gestalt erschien mir wie innerlich zusammengestürzt. Die Spannung und bläuliche Blässe in seinen Zügen war mir wahrhaft peinlich, und den unheimlichen Glanz seines Auges ertrug ich kaum. Er hatte das Ansehen eines Mannes, der sich aus moralischer Verzweiflung dem Trunke ergeben hat und täglich eine größere Quantität starker Spirituosen zu sich nimmt. Inzwischen versicherten mich sein Bruder, wie Veit, die ich einzeln über Rudolfs auffallende Veränderung befragte, daß er außerordentlich mäßig lebe und nie einen Tropfen geistige Getränke zu sich nähme.

„Mit schmerzlicher Wehmuth saß ich mit ihm auf seinem Zimmer auf dem Sopha. Auf mein Befragen nach seinem Befinden hatte er mir geantwortet: er habe sich noch nie wohler befunden als jetzt. Das schnitt mir in die Seele. Nach einem kurzen gleichgültigen Gespräch sagte er plötzlich: „Ich will Dich mit einer Neuigkeit überraschen, wenn Du sie nicht

schon weißt. Mein Bruder hat sich mit Louise Bernigau verlobt. Er und meine Schwester werden zusammen zu Ostern nächstes Jahr Hochzeit machen."

„Ich habe das fast vorausgesehen," versetzte ich, eigentlich froh über die Nachricht.

„Ich nicht," sagte er schmerzlich lächelnd. „Ich bin sehr kurzsichtig."

„Glaube mir, Rudolf, das Mädchen paßt zu Deinem Bruder. Zu Dir nicht. Ihn wird sie glücklich machen. Du hättest unmöglich glücklich mit ihr leben können."

„Lassen wir das. Es ist ja gut so."

„Du mußt Dich aus dieser weinerlichen, entnervenden, eines Mannes so unwürdigen Stimmung herausreißen, Rudolf. Du thätest am besten, das elterliche Haus und die Vaterstadt ganz zu verlassen."

„Das will ich auch. Ich stehe im Begriff, Alles aufzugeben, selbst die Kaufmannschaft. Ich habe endlich eingesehen, daß ich nicht dazu passe. Du weißt, daß der Professor Transdorf hier eine Lehranstalt für Chemie hat. Diese besuche ich schon seit einem halben Jahre und werde den ganzen Cursus durchmachen. Dann will ich eine große Reise machen und nicht wieder zurückkehren."

„Das ist ein herrlicher Entschluß von Dir, weshalb ich Dich sehr loben muß," versetzte ich aufrichtig erfreut und ohne die mindeste Ahnung, welchen geheimen Sinn er mit seinen Worten verbunden hatte. „Nicht wahr?!" lachte er, aber es war kein Frohsinn in diesem Lachen. — Ich verließ ihn zwar bekümmert, aber ich hoffte von der Ausführung seines Entschlusses, wie ich ihn natürlich dem Wortlaute nach verstanden hatte, und von seiner Jugend alles Gute für ihn.

„Zum Frühjahre erhielt ich eine Einladung nach E. und für eine lange Zeit die Zusage lohnender Beschäftigung.

„Mein erster Besuch galt wieder dem Rommel-schen Hause. Im Laden war Veit, und als ich nach Rudolf fragte, antwortete er: „Sie finden ihn auf seiner Stube," machte aber dazu ein Gesicht und eine Handbewegung, die mich nichts Gutes erwarten ließen.

„Rudolfs Anblick war wirklich entsetzlich. Ganz abgezehrt, war die Haut straff und glänzend und von ganz fahler Farbe über die stark hervorstehenden Backen-knochen gespannt. Nie hab' ich etwas Grausigeres gesehen, als den Glanz seines tief eingesunkenen Auges. Er war so schwach, daß er mir kaum noch ent-gegen schleichen konnte; seine knöcherne Hand war kalt und klebrig, und seine Stimme matt und hohl, als er mich willkommen hieß.

„Rudolf!" rief ich und hatte Mühe, einen Thrä-nenstrom zurück zu halten. „Um Gott, Freund! was ist das mit Dir?"

„Der Tod!" hauchte er freundlich lächelnd, gleich-sam schon verklärt. „Es ist mir eine große Freude, daß Du wieder hierher gekommen bist. Ich habe Dich mit Sehnsucht erwartet. Du wirst mir noch einige Abende schenken, eh' ich aus dem Leben scheide. Ich muß Dir durchaus ein Geheimniß anvertrauen. Ich kann's Niemandem weiter als Dir. Wir wollen noch ein paar Tage recht glücklich zusammen sein."

„Er war wirklich heiter und zufrieden, und mein Schmerz über seinen bevorstehenden Verlust wurde da-durch milder. Ich mußte ihm versprechen, den Abend bei ihm zuzubringen und ging. Sein Aussehen machte mir viel Bedenken. Das war doch keine gewöhnliche

Abzehrung oder Lungensucht. Er hatte weder über Husten, noch Auswurf geklagt; keins der gewöhnlichen Symptome zeigte sich an ihm. Das Räthsel sollte sich mir bald genug lösen.

„Als ich Abends wieder in sein Zimmer trat, war es mit einigen Blumenstöcken in Aschen, Teppichen und dergleichen geschmückt; er selbst in einer feierlichen und getragenen Stimmung. Die Theemaschine sang auf dem Nebentische; Havannah's lockten auf einem Teller. Rudolf verschloß die Thür und setzte sich dann zu mir auf das Sopha.

„Ich kann nicht sterben, lieber Schmidt," begann er mit einer heiser flüsternden Stimme, die mich erbeben machte, „ohne Dir vorher mein Herz aufgeschlossen zu haben. Du wirst das, was ich Dir jetzt entdecken muß, so lange als Geheimniß bewahren, bis die Mittheilung Niemandem mehr schadet, und auch dann noch wirst Du vorsichtig damit sein."

„Ich gab ihm Hand und Wort darauf.

„Liebes Bruderherz," begann er, „ich liebte Louisen schwärmerisch mit der heiligsten Geschlechtsliebe — ach! diese Liebe hat sich zur Leidenschaft gesteigert, seit sie meines Bruders Braut ist; ich liebte meinen Vater und meine Geschwister eben so schwärmerisch mit ächter treuer Kindes- und Bruderliebe; aber meine Liebe wurde nicht verstanden und nicht erwiedert, hier nicht und dort nicht. Zwei unselige Entdeckungen machte ich fast zu gleicher Zeit, nämlich daß Louise meinen Bruder liebte und von ihm geliebt wurde und daß unser Haus dem Bankrott entgegen ging. Wir waren bei Weitem nicht so gut situirt als die Welt glaubte und Verluste und unglückliche Spekulationen brachten uns an den Abgrund des Verderbens. Mein alter Vater durfte davon um-

keinen Preis der Welt etwas merken. Aber desto schrecklicher mußte der Schlag für ihn sein, wenn ihm der Bruch nicht mehr verborgen bleiben konnte. Aber noch schlimmer: mit dem Bankrott hätte Fritz die Braut und Eulalie den Bräutigam verloren. Ich kenne Louisens Vater zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, er werde seine Tochter nimmermehr dem Sohne eines falliten Hauses geben, und Veit ist ein viel zu gemeiner Mensch, als daß er ein armes Mädchen heirathen sollte. Ich habe diesen widerwärtigen Gesellen nie leiden können, aber meine eigenthümliche Natur hat mich stets angetrieben, ihm Gutes zu thun, Wohlthaten zu erweisen. Ich erkannte es sogleich als meine Lebensaufgabe, schnell unser Haus zu retten, meinen Vater seinem glücklichen sorglosen Leben zu erhalten, meinen Bruder Fritz und meine geliebte Louise, sowie meine Schwester Eulalie und Veit glücklich zu machen, und damit so still als möglich aus diesem Hause zu scheiden und den zurückbleibenden Gliedern desselben in keinerlei Weise ahnen zu lassen, was ich für sie gethan. Ich hatte mir früher einmal ein kleines Kapital erworben, von dem die Meinigen nichts wußten. Dieses wandte ich jetzt dazu an, mich heimlich mit der höchsten Versicherungssumme in eine der größten Londoner Lebensversicherungsbanken zu kaufen. Bei meiner so sehr in die Augen fallenden gesunden Complexion hatte meine Aufnahme keine Schwierigkeiten. Sobald ich die Police in der Hand hatte, erklärte ich meinen Angehörigen, den Cursus der Chemie bei Professor Transdorf machen und dann in's Ausland gehen zu wollen. Ich aber studirte aus keinem andern Grunde Chemie, als um die feinen ätherischen Gifte kennen zu lernen und mir zu verschaffen, welche das menschliche Herz langsam und

in einem vorher zu bestimmenden Zeitraum vernichten, ohne eine erkennbare und nachweisbare Spur im Körper zurückzulassen."

„Um Gotteswillen!" schrie ich auf. „Du hast Dich vergiftet, Rudolf!"

„Still, still, Freund! Das Opfer ist gebracht; in wenigen Tagen fällt es. Ich kann fast den Tag bestimmen, an welchem ich sterben werde. Ich bin mit der äußersten Um- und Vorsicht zu Werke gegangen. Ich vertraue Deiner Freundschaft; sie wird mein Werk nicht vereiteln. Ich fühle mich unaussprechlich glücklich, daß ich der Retter der Meinigen werden kann, und um so glücklicher, daß Keins von ihnen auch nur die leiseste Ahnung von meinem Liebesopfer hat. Wie Jesus Christus gehe ich für die Meinigen in den Tod."

„Es ist unmöglich, meine Gefühle bei diesem Geständniß zu beschreiben. Ich saß wie erstarrt. Ich mußte den dem Tode verfallenen Menschen vor mir zu gleicher Zeit hochverehren und verdammen. Was sind alle berühmten Selbstmorde und Opfertode gegen diesen! Welche furchtbare und über alles menschliche Maaß hinausgehende Charakterstärke gehörte dazu, seit Jahr und Tag gleichsam täglich zu sterben und diese Leiden auszuhalten! Ich warf mich weinend an seine Brust und rief: „Aber Rudolf, geliebter Mensch, hast Du denn nicht bedacht, daß Du mit Deiner beispiellosen Aufopferung für die Deinen einen Betrug begehst? Du betrügst ja die Versicherungsbank, die Dir vertraut."

„Ich habe diesen dunkeln Fleck in meiner That wohl erkannt. Aber diese Stunde ließ sich nicht vermeiden. Ich konnte und durfte ja nicht unschuldig sterben, wie mein Heiland. Aber sein Blut hat dafür

gesorgt, daß mir diese Schuld wieder abgenommen werde. Unsere Kirche bietet nicht die rechten versöhnenden Reinigungsmittel für solche intricate Fälle. Ich bin heimlich zur ehrwürdigen und wahrhaftigen Mutter-Kirche zurückgekehrt; sie hat den Sünder erbarmungsvoll in ihren Schooß aufgenommen und ihn mit ihrer unerschöpflichen Heilkraft von allen Sünden entlastet. Ich habe Absolution erhalten, liebster Freund, und gehe ruhig und heiter mit Gott und Menschen versöhnt hinüber, wo nicht Goldbesitz das Glück der Seligen ausmacht." Damit zog er ein Kruzifix aus seinem Busen und küßte es inbrünstig und andächtig. — —

„Meine Gemüthsbewegung an diesem Abend war so stark, daß ich selbst erkrankte. Rudolf Rommel starb nach einem Monat und hinterließ den Seinigen eine Police, welche ihnen ein großes Kapital in's Haus brachte. In keinem der Betheiligten stieg eine Ahnung von seinem Opfertode auf. Friedrich und Louise wurden ein glückliches Paar und hinterließen dem Veit'schen Ehepaar das väterliche Geschäft in C., indem sie in der hiesigen Stadt ein bedeutendes Kaufmannsgeschäft begründeten. Die junge Frau Doctorin ist ihre Tochter. Ich zweifle, daß der Name des unseligen Schwärmers in diesem Hause jemals genannt worden ist. Am meisten hat mich eine spätere Aeußerung Veit's geschmerzt. Ich deutete nämlich darauf hin, daß die hohe Versicherungssumme dem Rommel'schen Geschäfte sehr zu statten gekommen sein möchte.

„Ich verstehe Sie," versetzte er. „Ihre Aeußerung beweist, daß Ihnen Rudolf über unsere damalige Lage, wie er sie ansah, Mittheilungen gemacht hat. Aber er war im Irrthum. Wir standen keineswegs auf so schwachen Füßen. Diese Annahme

war eine seiner fixen und verrückten Ideen. Er war ein viel zu schlechter Geschäftsmann, als daß er unsere Lage richtig hätte beurtheilen können. Er sah Gespenster am hellen Tage und ängstigte sich unnöthiger Weise ab. Es war gut für ihn, daß ihn Gott hinweg nahm."

„Ich schauderte. Und was hattest Du gelitten und gekämpft, großes stolzes Herz! — Was ist denn eigentlich das Leben? Eine widerwärtige Posse, eine miserable Farce. Für welche Kreaturen hatte Rudolf den ungeheuern Kampf bestanden? Dort sitzt ein Paar davon. Was ich Ihnen da erzähle, ist keine Dichtung — es ist nur leider mir allzusehr Wahrheit."

Schmidt schwieg mit einem grimmigen Gesicht. Ich war tief erschüttert und den ganzen Tag verstimmt und schweigsam.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Ausgewählte Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Achtzehnter Band:

Für stille Abende.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Für stille Abende.

Erzählungen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Eine Geistererscheinung.

1.

Hypochondrischer Bruch.

An einem Frühlingsmorgen hielt vor einem der größten und schönsten Häuser der Jägerzeil in Wien ein elegantes Cabriolet. Der Insasse, ein junger Mann in der Hauptmannsuniform der k. k. Infanterie, warf die Zügel dem Groom zu und eilte in die Bel-Etage des Hauses. Der Offizier sah vornehm aus, aber nicht so gesund und so heiter, wie die Wiener zu jener Zeit noch auszusehen pflegten. Im Vorzimmer wurde er von einer Kammerfrau empfangen.

„Ist die gnädige Comtesse bei der Toilette?“

„Ihre Gnaden warten schon auf den gnädigen Herrn Baron.“

Es fand keine Anmeldung statt. Der Offizier ging durch eine Reihe im modernsten Geschmack prachtvoll ausgestatteter Zimmer, bis sich ihm ein Kabinet öffnete, an dessen Schwelle ihm ein jugendlich reizendes Weib im reichen geschmackvollen Morgennegligée entgegen trat.

„Wie haben Sie geruht, liebe Adelheit?“

„Ich danke, mein Theurer! Mein Schlaf war köstlich, wie meist. Ebenso mein Traum.“

„Traum?“ fragte der Hauptmann gespannt.

„Ich träumte: ich machte eine Reise mit Ihnen durch Italien. Der Traum setzte also voraus, daß Sie mein Gatte waren. Sie waren den Spleen los und heiter, glücklich, lebensfroh. Sie glaubten nicht mehr an Träume, Ahnungen und Geistererscheinungen, und ich war darüber unaussprechlich glücklich.“

Je schelmischer das süße Lächeln wurde, womit die Huldin diese Worte sprach, desto finsterer und gespannter wurden die Züge ihres Verlobten.

„Sie wissen, daß mir der Scherz über so hochwichtige Dinge nicht lieb ist,“ sagte er empfindlich.

„O, Sie sind heute wieder sehr Hypochonder, Wahlmann! Und ich hoffte, dieser heitre Frühlingstag werde der erste sein, an welchem wir uns nicht über Geister zankten.“

„Und ich gab Ihnen Jung-Stillings treffliches Buch, Theorie der Geisterkunde, damit Sie sich endlich vom Dasein einer in unsre Sinnenwelt hereinragenden Geisterwelt überzeugten. Haben Sie das Werk nicht gelesen?“

„O freilich! Aber nur um darüber zu lachen. Ich bitte Sie, Baron, wie können Sie doch an die Albernheiten dieses gutmüthigen Schwachkopfs glauben. Das sind ja dumme und läppische Geister. Und er erzählt nur Andern nach. Er selbst hat keinen gehört und gesehen. Und geht es Ihnen nicht eben so? Sie glauben an Geister und haben noch nicht die Ehre gehabt, die Bekanntschaft eines solchen zu machen.“

„Aber ich werde — ich werde! Und sollt' ich zu Justinus Kerner reisen. Nur in Wien kann man nicht tiefer in die Geheimnisse des Lebens dringen.“

„Ich wünsche Ihnen Glück, aber ich fürchte, Schwaben wird Ihnen nicht bessere Geister bieten als Wien."

„Mag es sein! Lassen wir die Geister! Mir thut Einsamkeit Noth, um mich zu sammeln und in ernste Forschungen zu versenken. Das materielle Leben der Kaiserstadt ohne Höhe und Tiefe sagt meiner Gemüthsrichtung nicht zu. Wien ist mir verhaßt. Dies herzlose Treiben, das mir ewig Menschen entgegen wirft, wie die Wogen des Meeres den Schaum in die Brandung, Menschen, die nichts für mich fühlen, für die ich nichts fühlen kann; dieses Molluskenleben ist mir zum Ekel! Ich möchte aus mir selbst heraus fliehen!"

„Wie, und Sie vergessen mich dabei so ganz? bedenken nicht, daß in Wien ein Herz glücklich in Ihrem Besitz schlägt, und dessen Liebe das Ihrige wiederum glücklich machen sollte? Bin ich Ihnen nicht genug? was darf Sie die Menge kümmern, wenn ich Ihnen angehöre?"

„Das ist's eben, Adelheit, was mich quält und martert. Sie werden mir in diesem Menschengewühle nie so angehören, wie es Bedürfniß meines Herzens ist. Ihr Oheim ist zu seinen Vätern gegangen, das letzte Hinderniß unserer Verbindung aus dem Wege geräumt, Sie stehen im Begriff mir Ihre Hand zu geben, und den vor Jahren geschlossenen Bund unserer Herzen öffentlich zu besiegeln. Was bindet Sie an Wien? Weßhalb widersetzen Sie sich meinen Bitten, einen kleinen stillen Raum für unser Glück zu suchen? Warum wollen Sie mit mir nicht in die Schweiz oder nach Italien ziehen? Nur dort kann ich glücklich sein."

„Wenn Sie nicht an meinem liebenden Herzen das höchste Glück ihres Lebens finden, es schlage

auf welcher Stelle von Gottes Erde es wolle, so werde ich Ihnen auch in den Alpen nicht jene geistige Befriedigung gewähren können, die nur allein ein dauerndes Glück in das Haus bannt. Ich sagte Ihnen schon oft, lassen Sie uns noch drei Jahre in Wien bleiben, dann will ich Ihnen mit Freuden folgen, wohin Sie wollen. Mich aber spricht das bunte, rege Leben unserer Kaiserstadt an, ich liebe diese gemüthlichen Menschen, ich bin gern unter ihnen, und ich weiß eine Zeit, wo Sie mir gleich fühlten und dachten. Welche trübsinnige Lebensphilosophie auch Ihre Meisterin geworden ist, ich bin dieselbe geblieben. Und zu welchen ärgerlichen Gerüchten würden wir durch unsere wunderliche Entfernung Veranlaß geben. Nein, mein Freund, lassen Sie uns in dem schönen Wien bleiben und alle die unschuldigen Freuden genießen, welche es bietet, und zu deren Genuß uns Jugend, Stand und Reichthum berechtigen, und geben Sie den Wunsch nach Umgang mit Geistern ohne Fleisch und Bein auf."

„Ihre Beharrlichkeit könnte mir fast verdächtig werden," lachte Wahlmann sarkastisch.

„Sie beleidigen mich grausam, Hauptmann!" rief die Gräfin aufgebracht. „Mir diese Insolenz! Sie sind ein schlimmer Hypochonder. Sorgen Sie für Ihre Heilung."

„So lassen Sie uns Wien verlassen!" versetzte der Offizier trocken.

„Nimmermehr! Ich erkläre Ihnen ein für allemal, daß ich nicht aus der Stadt weiche."

„So werde ich allein gehen."

„Wie Ihnen beliebt. Sie sind Ihr eigener Herr und von mir in keiner Hinsicht gebunden."

„Nun so reise ich!" rief Wahlmann im höchsten

Unmuth und Ausbruch lang verhaltenen Grimms. „Bleiben Sie in Ihrem schönen Wien, lassen Sie sich vom Heere Ihrer Anbeter hofiren; ich will mein getäuschtes, betrogenes Herz in einen fernen Winkel der Erde tragen, um es dort verbluten zu lassen."

„Sie sind ein Misanthrop, und ich möchte nicht die Gattin eines solchen sein," erwiderte die Gräfin entrüstet. „Ihr Wort ist Ihnen zurückgegeben. Sie sind frei." — Sie verbeugte sich und verließ das Zimmer. Wüthend sprang der Offizier auf und stürzte aus dem Hause. Auf der Straße fiel ihm bei, daß das Zollwesen im Königreich Lombardei=Venedig neu organisirt werden solle, und er machte noch in derselben Stunde den Herren von der betreffenden Behörde die Aufwartung, um sich eine Stelle bei der dortigen Mauth zu erbitten. Die Regierung vertaute aus guten Gründen diese Posten gern deutschen Soldaten, und es fanden sich wenige, welche mit Lust dahin gingen, wo schon viele im unrühmlichen Kampfe das Leben verloren hatten. Um desto eher erlangte Wahlmann die Gewährung seiner Bitte. Mit der Gewißheit, schon in den nächsten Tagen eine Anstellung an der Mauth in Italien zu erhalten und sogleich dorthin abreisen zu können, kam er Abends in seine Wohnung.

„Peter," rief er seinem Diener zu, „fort aus Wien! Ich habe mit der Gräfin gebrochen, wir sind auf ewig getrennt. Schon hab' ich eine Anstellung in Italien, darum pack' ein, lieber Junge!" Peter schüttelte den Kopf und ließ sich die Geschichte des Bruches erzählen; denn er war ein treuer Diener und Vertrauter seines Herrn. Er schüttelte nachher den Kopf wieder und schlich heimlich zu der ihm wohlwollenden Gräfin Adelheit. —

2.

Der neue Wohnort.

Ueber den Comersee schnitt ein Kahn nach Norden hinauf. Wahlmann und Peter eilten ihrem künftigen Wohnort zu. In Mailand hatte der Offizier seine Bestimmung an der nördlichsten Grenze des Königreichs erhalten, wie er gewünscht und gebeten. Als er nun die riesigen, schneeweißen Alpenhäupter in den von Feigen- und Orangenbüschen umblühten Wasserspiegel hereinnicken sah, da war's ihm, als verstehe er sich selbst erst, als sei diese Gegend der Schlüssel zu den Hieroglyphen seiner oft ihm selbst seltsam und wunderlich erscheinenden Stimmungen, Gefühle, Ahnungen und Empfindungen, als würden die Widersprüche und schroffen Gegensätze seiner Brust, die ihn oft geängstet, durch ein gleiches Verhältniß in der ihn umgebenden Natur erklärt und in einer höhern Harmonie ausgeglichen und gehoben. Vom Kloster Pis-Piano, über welches sein Weg führte, erblickte er links noch einmal die Thürme des alten Mailand, rechts die glänzende Wasserfläche des langen Lago maggiore, an dessen rebenumblühtem Ufer er ferner zu leben gedachte; hinter ihm aber starrte das Bergtitanengeschlecht der Alpen in den Himmelsraum, und die schauerlichen Thäler, von den jäh abstürzenden Bergwänden gebildet, zeigten ihre offenen Pforten, durch welche die stattlichen Berge den mächtigen Seen des Landes, mit denen sie so gerne liebäugeln, ihnen in die hellen freundlichen Augen blickend und im Spiegel derselben voll Entzücken ihr Bildniß verkleinert schauend, die klaren Wasser als Dankspende zuschicken, geschwätzige Liebesboten, die den Seen und

Flüssen und ihren Ufern bis zum adriatischen Meer hinab viel erzählen von den Bergen und ihrer Liebe.

„In euere Schluchten mich verstecken, wenn ich tobe, auf euern Rücken klimmen und herabschauen in das herrliche Pothal, in die blühende Lombardei mit ihren Seen und Strömen, lachenden Feldern und Rebenhügeln, und Myrtenhainen und Orangenwäldern, Städten und Dörfern, wenn ich liebe; und an diesen Ufern, in diesen Thälern wandeln, wenn ich mich auflösen möchte in Wehmuth: das soll ferner mein Leben sein!“ so rief der Offizier, die Arme ausbreitend, um gleichsam die Welt, die ihn umragte, an die Brust zu pressen.

Gegen Abend langten die Reisenden mit Maulthieren, welche sie gemiethet, in Brisago, einem bedeutenden Marktflecken am Lago maggiore, an. Der Ort war das Ziel der Reise. Die Abendröthe glühte eben in den Gewässern des Sees wider, die gekräuselten Wellen glichen goldgelockten Schafen, die in Herden dem Ufer zueilten, um noch vor einbrechender Nacht ihre goldenen Vließe in Sicherheit zu bringen und sich eine Schlafstätte zu suchen. Die purpurne Fluth durchkreuzten geschäftige Kähne, schnell rudernden Seevögeln vergleichbar, die von der flüchtigen und flüssigen Herde so viel als möglich zu erbeuten suchten, und oben herab trieben weißschimmernde Flosse, tanzende Silberschilder auf dem schwankenden Goldgrund. Die Holzhändler legten am Ufer an, freundlich grüßend und begrüßt von der gaffenden Menge, und der müßige Italiener bot dem Ankömmling Wein und Brot für gute Zahlung. Das grüne Ufer wimmelte von zerlumptem faulen Volk, welches sich allmälig lagerte, um unter des Himmels blauem Dache die Nacht zuzubringen, und dessen eigentliche Absichten Wahlmann noch nicht

vermuthen konnte. Als er, der von jeder neuen Erscheinung Ueberraschte, sich satt gestaunt hatte, folgte er seinem Peter nach, welcher mit dem Gepäck bereits ins Mauthhaus vorausgeeilt war, um die Ankunft seines Herrn anzumelden. Das Haus war bald erfragt; es lag nicht fern vom Ufer und hundert Führer drängten sich ihm für eine kleine buona manu auf. Scheu wich das zudringliche Volk zurück, als ein kleiner Haufen, in österreichischer Uniform, mit einem untersetzten bejahrten Mann an der Spitze, dem Offizier entgegen marschirte und ihm mit Ostentation die Honneurs machte.

„Monsignore," redete der alte Anführer in militärischer Haltung den Ankömmling an: „sehen Sie in dieser todesmuthigen Schaar Ihre Untergebenen, bereit jeden ihrer Winke zu befolgen, wie es einem braven Soldaten zukommt; und brave Soldaten sind wir alle." Dabei strich er sich selbstgefällig den grauen Schnauzbart, welcher über die Unterlippe herabhing, reckte den Kopf noch um einen Zoll gravitätischer in die Höhe und blickte mit kleinen funkelnden Augen, deren Frische gegen die grauen, dem Bart gleich, lang herabhängenden Wimpern wunderlich abstach, wie aus einem Versteck lauernd nach allen Seiten hin. Ein Zucken mit der Nase und andere Gesichtszüge gaben diesem Führer ein komisches Ansehen, und Wahlmann konnte, während der in seiner Uniform hängende Invalid mit aller möglichen Steifheit seines Standes vor ihm paradirte, sich kaum des Lachens enthalten.

„Ihr seid gewiß auch ein Deutscher, guter Freund!" fragte Wahlmann.

„Ew. Gnaden gehorsamst aufzuwarten, bin ein Steiermärkischer Unterthan Sr. kaiserlichen königlichen Majestät."

„Und seid jeden Falls schon lange an diesem Posten?"

„Seit dies Königreich nach dem Wiener Congreß ist formirt worden."

„So seid Ihr bewandert hier und mit den Geschäften vertraut; ich kann mich im Anfang also guten Raths bei Euch erholen."

„Gehorsamster Diener!" erwiederte der Alte geschmeichelt und griff an den Hut, ohne aus seiner Drahtpuppenhaltung einen Viertelszoll breit zu weichen. Doch in diesem Augenblick sich seiner Amtspflicht erinnernd, die er entweder aus allzu großem Mangel an Uebung oder aus übermäßigem Respect bis jetzt vergessen hatte, schwenkte sich der Corporal plötzlich mit dem Ausdruck eines heiligen Schreckens zu seiner in schweigender Erwartung unbeweglich harrenden Männerschaar, und rief mit martialischer Stimme: „Präsentirt!" Die bärtigen Gesichter zuckten bei diesem Donnerworte zusammen, wie wenn ein Blitzstrahl über sie hinführe, während die Hände gewaltig mit den morschen Gewehren rasselten, was dem Offizier eben keinen sonderlichen Begriff von ihrem Zustande beibrachte.

„Straf' mich Gott! Euere Gnaden, mit dem Commando will's halt nicht recht mehr fort," lenkte der Corporal ein. „Das macht das freie Leben. Jeder streicht für sich oder zwei und zwei, höchstens fünf und sechs beisammen, an der Grenze; Einer gilt so viel als der Andere, keiner hat zu commandiren, als meine Wenigkeit, deren wackelige Füße das alte Haus nicht mehr herum zu tragen vermögen."

„Die Sorge des Commando's soll Euch ferner erspart sein, mein Freund," versicherte Wahlmann gutmüthig.

„So war's nicht gemeint, Euere Gnaden," erwiederte der Alte sich räuspernd. Außer Thätigkeit kommen wäre für mich aus dem Leben kommen. Ich wollte nur mit Euerer Gnaden Erlaubniß sagen, das strenge Commando ist an unserm Posten überflüssig. Wir haben nur die Grenze zu bewachen und damit — Pasta!"

„Ich versteh' Euch, doch mein' ich, der Soldat soll überall Soldat sein."

„Kreuz, Dorn und Stein! halten zu Gnaden, daß ich fluche! aber wir sind Soldaten, wackere Soldaten und wollen's bis an unser selig Ende bleiben; haben Ehr im Leibe trotz einer ungarischen Husarenbestie, und hauen und schießen uns mit dem Teufel herum, wenn er uns an der Ehre angreift."

„Bei solchen Gesinnungen werden wir gut zusammen passen," erwiderte Wahlmann beschwichtigend. „Entbindet Euere Leute des Commando's und macht mich dann mit der Localität des Orts bekannt."

Der bewaffnete Haufe hatte bis jetzt noch in der präsentirenden Stellung verharren müssen und hätte wahrscheinlich das Vergnügen noch einige Zeit genossen, wäre der Glieder fesselnde Zauber nicht durch des neuen Offiziers mahnendes Wort gelöst worden. Ein dankbarer Blick auf ihren Wohlthäter hätte diesen von ihrer Ergebenheit überzeugen können, wäre seine Aufmerksamkeit nicht mit der dämmerungumhüllten Alpenkette und dem dunkelnden geheimnißvoll rauschenden See beschäftigt gewesen. Unter der erlösten Mauthbedienung entstand lebhaftes Gesprächsel, so daß der Corporal mit einem schrillenden: „Stille!" darunter zu fahren sich genöthigt sah.

„Wollen Euere Gnaden nicht die Namen der Leute anhören?" fragte dieser respectvoll.

„Sagt mir zuvor Eueren eigenen.“

„Euere Gnaden gehorsamst aufzuwarten, mein unterthäniger Name ist Bastel G'münz. Dieser, der Flügelmann heißt Lieser Schmoll, ist auch ein Deutscher, wird von uns insgemein der lange Lieser genannt. Dieser Dickkopf ferner mit dem schwarzen krausen Haar ist ein Mailänder, Namens Nicolo Beltrame, von uns nur Nicoletto mit der breiten Nase genannt. Zum Dritten, Paolo Lunardo heißt, weil ein Streifschuß ans Bein ihn hinken gemacht, der lahme Paul. Viertens —“

„Ich bitte Euch, lieber Bastel Gemünz, übergebt mir die Liste dieser Leute morgen und stellt sie mir dann vor. Für heute Abend mag's genug sein; die Reise hat mich ermüdet und ich wünsche, daß Ihr mich mit meiner Wohnung bekannt macht.“

Die diensteifrigen Grenzwächter zerstreuten sich nach allen Seiten, der umstehende Haufe des Volks fuhr wie eine zerplatzende Bombe zischend und prasselnd auseinander, der weite Mund der zur Nacht sich wandelnden Dämmerung verschlang sie und Alles umher, die verhallenden Stimmen verschmolzen in das eintönige Gerede des Sees und in die rauschenden Küsse, die seine dunklen Wellen dem steinigen Ufer reichten, Nachtgesänge und Liebkosungen im traulichen Dunkel von dem geschmeidigen Wasser dem harten Boden aufgeschmeichelt.

Schweigend war Wahlmann hinter dem Corporal hergeschritten und in das ohnfern dem Ufer gelegene Mauthhaus gelangt, dessen obere Zimmer für ihn eingerichtet worden waren. Peter hatte für die erste Bequemlichkeit gesorgt und war mit Auspacken des Mantelsackes beschäftigt.

3.

Unerwartete Aussicht.

„Haben Euere Gnaden noch etwas zu befehlen?“ fragte der Corporal, nachdem er dem Hauptmann die Einrichtung des Mauthhauses und der als Hintergebäude daran befindlichen Caserne gezeigt hatte.

„Ich wüßte nichts, als daß Ihr morgen bei Zeiten hier seid, weil ich mich bald den übrigen Zollbeamten vorzustellen und dann sogleich meinen Dienst anzutreten gedenke. — Zeigt mir doch aber erst das Schlafzimmer, Corporal!“ Dieser gehorchte mit einem Gesichte, in welchem man lesen konnte, er habe noch etwas auf dem Herzen.

„Die Thürschlösser sind in schlechtem Zustande, man kann sie nicht schließen,“ bemerkte der Offizier.

„Das ist Sache der Oberadministration in Mailand,“ versetzte der Corporal, „und weil die Zimmer zeither unbewohnt waren, so ist deshalb keine Vorstellung gemacht worden. Bis auf die von Euerer Gnaden die Resolution erfolgt, wollt' ich Denselben unterthänig gerathen haben, die Thüren zu verrammeln auf was für Art es auch sei, und ein Muttergottesbild über Dero Bette aufzuhängen, auch den Rosenkranz hübsch bei der Hand zu behalten.“

„Weshalb? sind wir vor Räubern nicht sicher?“

„Vor Räubern könnten Sie immerhin ruhig schlafen,“ fuhr der Corporal mit geheimnißvollen Zügen fort. „Solchen würden meine braven Jungen schon Eins auf's Leder brennen. Aber das hat

nicht Fleisch noch Bein und ist unverwundbar, wie die liebe Luft."

„Es werden doch keine Geister umgehen?" fragte der Offizier gespannt.

„Freilich ist's nicht geheuer, weder im Hause hier, noch in der ganzen Gegend, den See entlang. Die heilige Jungfrau beschirme jeden ächt katholischen Christen! Wollt' ich Ihnen aber erzählen, welche nächtlichen Abenteuer ich seit meinem Hiersein bestanden, die Haare würden Ihnen zu Berge stehen, und vor Tages Anbruch würde ich nicht fertig werden. Trüg' ich nicht einen uralten St. Georgenthaler, den mein Urgroßvater aus den Türkenkriegen in Ungarn mit heimgebracht, und ein Stück einer geweihten Kerze bei mir, die Unholde hätten mir lange schon den Hals umgedreht."

„Ihr macht mich neugierig, Corporal. Sagt mir wenigstens vom Wesen der hier umwandelnden Gespenster etwas, damit ich im Nothfall weiß, mit welcher Art derselben ich es zu thun habe."

„Nach Mitternacht erhebt sich gewöhnlich ein Lärm in der Gegend der borromeischen Inseln und noch drüber, ja andere sagen, er wälze sich von den Alpengebirgen über den Tessino herab durch die Lüfte und über den See hin. Das knallt und pufft und kracht wie Peitschenschlag und Hundegebell, aber alles das nicht natürlich, sondern dumpf und geisterartig, und die Wellen erheben sich dann jedesmal und werden unruhig, schlagen an einander und peitschen das Ufer, so daß das wirre Getöse dem Zuhörer angst und bange macht. Wenn sich der Lärm wieder gelegt, so bläst der Wind, welcher doch von Mailand heraufkam, nun von der Schweiz herab und treibt die Wellen, welche erst von Süden herauf rollten, nun vom Nor-

den her den entgegengesetzten Weg. Diese gräulichen Luftgeister, welche den See zur Nacht unsicher machen, daß sich kein Christenmensch hinaus wagt, sondern die Decke über den Kopf zieht, und ein andächtig Paternoster betet, sollen der Hofstaat eines alten heidnischen Königs sein, der mit all den Eisenfressern zur Strafe ihrer Sünden bei nächtlicher Weil diese Hatz durch die Luft anstellt. Die Leute hier zu Lande erzählen sich viel von diesem alten Götzendiener und nennen ihn Arthus; er soll ein König in England gewesen sein, und nun nächtlich über die Alpen einherfahren durch ganz Italien bis nach Sicilien hinab, wo er im Berg Aetna sein über alle Beschreibung prächtiges Schloß haben und darin Tags über auf güldenen Polstern ruhen soll. Eine Stunde vor Mitternacht aber fährt er mit all seinem gespenstigen Hofgesind durch die Lüfte davon über das Meer nach England und besieht sich in der Geisterstunde sein weites schönes Reich. Nach Mitternacht kehrt er aber über die Alpen und Italien in sein Schloß zurück."

„Eine weite Reise in kurzer Zeit," bemerkte Wahlmann lächelnd, „und Ihr selbst habt schon mit dieser engländischen Majestät zu thun gehabt, Corporal?"

„Euerer Gnaden gehorsamst zu dienen; ich war kaum acht Tage hier, als ich —"

„Verspart Euere Erzählung, die mich jedenfalls sehr angenehm unterhalten wird, auf ein andermal. Sagt mir nur das Eine noch, pflegt denn dieser gespenstige Luftschiffer je zuweilen auf seiner Nachtfahrt in diesem Hause einzukehren?"

„Behüte uns der Herr und seine himmlischen Heerscharen! Das ist wieder eine andere erschreckliche Ge-

schichte. Zur Zeit als noch das Haus der reichen Borromeer auf den kleinen schönen Inseln da drüben im See und an diesen Küsten geblüht hat, ist dies Gebäude hier ein Absteigequartier für sie gewesen, wann sie nach Como oder Venedig, Mailand oder sonst wohin in dieser Gegend zu reisen gedachten, oder von dannen heimkehren wollten. Hier lagen ihre Schiffe, auf denen sie übersetzten. Bei stürmischem Wetter pflegten sie auch wohl hier zu übernachten. Dergleichen Häuser hatten sie noch zwei, eins im Norden am Schweizerufer nahe bei Locarno, eins drüben am sardinischen Ufer bei dem Städtchen Intra. Nun hatte eine junge schöne Gräfin aus dem borromeischen Hause ihren Buhlen, welcher geringeren Standes als sie gewesen, in gewissen Nächten hier in dies Haus bestellt, und ist durch eines Schiffers Hülfe von der Insel entwichen, wenn ihre Eltern sie schlafen gewähnt, hierher gekommen auf schneller Fähre, hat ein paar Stunden bei ihrem Gespons zugebracht und ist dann gegen Morgen wieder auf dem Kahn heimgeschwommen. Einstmals hat's aber ihr Vater, der alte Graf, gemerkt, ist ihr nachgeschlichen, hat sich ihr nach auch überschiffen lassen, und ist hierher gekommen. Da er nun also ganz unversehends das Liebes=Paar überrumpelt, hat ihn die Wuth dermaßen überwältigt, daß er den Degen gezogen und dem bestürzten Edelknaben durch den Leib gerennt, seine ehrvergessene Tochter aber am Arm genommen, ihres Heulens und Schreiens ungeachtet sie in das Schiff geschleppt und dem Schiffer anbefohlen, sie fest zu halten, im Sinne habend, er wolle sie zu Hause durch vernünftige Vorstellungen und gütiges väterliches Zureden auf einen bessern Weg bringen. Als sie nun in dieser bösen Nacht heimkehrend mitten auf der Höhe

des Sees waren, hat sich das unglückselige Fräulein losgerissen und ist mit einem Satze hinab in das feuchte Gewässer gesprungen und hat darin ihren Tod gefunden, eh der Schiffer und der Vater es haben verhindern können. Seit jener Zeit schwimmt zuweilen um Mitternacht, bevor noch König Arthus seine Schaar überhin treibt, ein Kahn von Nebel und Dunst geformt, aber schier anzusehen, als wäre er von alten grauen Bretern zusammengezimmert, über den See, ohne daß sich nur ein Wellchen regte und das Wasser von einander wiche, wie doch bei dem kleinsten und leichtesten Fahrzeug geschieht, und drinnen steht in einem blüthenweißen Kleide, worin jedoch einige Blutflecken sind, — denn die arme Gräfin wurde von ihres Geliebten Blut bespritzt, als ihn der Vater durchbohrte — der bleiche Geist mit langem aufgelösten triefenden Haar, legt händeringend am Ufer an, schlüpft in das Haus und begrüßt den Geist ihres Geliebten, und selbander durchwandern sie diese Zimmer, in welchen der Mord vorgefallen sein soll. Mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke; und ich will das Sacrament darauf nehmen, daß ich den alten Grafen ebenfalls im Harnisch einherwandeln gesehen, die beiden Gespenster vor sich hertreibend, was mir meine Kameraden nie haben glauben wollen, weil man eigentlich nur von der Erscheinung der beiden Liebenden weiß."

„Wunderbar!" sagte Wahlmann mehr zu sich selbst als zum Corporal. „Sollte mir hier endlich der Schleier sinken, an welchem ich schon so oft die kühne Hand vergebens ausgestreckt? Es ist gut, Gemünz? ich dank' Euch für Euern Rath, morgen sollt Ihr mir mehr von diesen Dingen erzählen; ich höre dergleichen gern. Schlaft wohl!"

Der Corporal machte seine steife Referenz und entfernte sich mit einem guten christlichen Gruß. Peter war mit Auspacken und Aufräumen fertig, und streckte sich mit Erlaubniß seines Herrn auf die Matratze. Bald verkündete sein starker Athemzug die Festigkeit seines Schlafes. Wahlmann durchmaß das Zimmer mit heftigen Schritten. Des Corporals Erzählung hatte ihn lebhaft ergriffen und die Müdigkeit aus seinen Gliedern, den Schlaf von seinen Augen verbannt. „Seltsam, bei Gott seltsam!" rief er, und die Gefühle seiner Brust wurden zu Gedanken und Worten. „So wär' ich plötzlich an einen Punkt der Körperwelt geschleudert, an welchen die Geisterwelt sich geheimnißvoll anspinnt? In diesem alten Gemäuer sollen die Schemen Dahingeschiedener wandeln und an die Minute, die sie hier verweilten, eine Ewigkeit knüpfen? Was treibt diese Schatten aus dem Orte ihres Aufenthalts, daß sie in der bleichen Larve ihrer körperlichen Gestalt auf dem Boden einherschweben, den sie sonst betraten und nun nicht mehr berühren können? Um eine Minute Leben eine Ewigkeit dumpfer Qual, oder wie soll ich es sonst nennen? Eine Minute, aber voll Liebe und Haß! voll mordenden Hasses und sterbender Liebe! Ja, ja! an eine solche Minute müssen sich tausend Ewigkeiten knüpfen. Nur Liebe und Haß können das Glied der Sinnenwelt sein, in welches die Kette der Geisterwelt greift; hier hängt sie mit der Wirklichkeit, hier mit mir selbst zusammen. Ja ich, oder kein Anderer, bin im Besitz des ersten Kettengliedes, und wohl auf! so will ich die Kette so weit erstreben als möglich, und sollt' ich selbst über die Brücke wandeln müssen, welche keine Rückkehr gestattet. O ihr Geister der Liebenden, die ihr den Ort euerer irdischen Seligkeit und eueres irdischen Schmerzes heimsucht, hört

mich, wenn ihr um mich schwebt, seid mir geneigt und laßt mich wissen, was euch wieder ein so geheimnißvolles Scheinleben zu geben vermag! Vielleicht kann ich euch helfen. Hab' ich doch auch ein Mädchen geliebt mit aller Stärke des Gefühls, deren ein Herz fähig sein kann. Hab' ich doch alle Qualen der Liebe erduldet, selbst die, nicht verstanden und den Launen eines Augenblicks aufgeopfert zu werden. O Jugendtraum, Fieberraserei! Wär' es das Blut allein, das dich erzeugte? Dann wollt' ich es mir abzapfen und in den Sand rinnen lassen, um Lust und Schmerz mit seinen Wallungen zu vertilgen. Aber auch Geister fühlen Lust und Schmerz, und was meine Brust durchbebt und zuckt und rast, schlägt seine Wurzeln weit hinaus in die Unendlichkeit und saugt seine Kraft vom Borne der Geister. Drum grüne nur wieder von Frischem, starker Baum, hat dir auch eine räuberische Hand die schönsten Aeste gekappt. Geduld! Geduld! es werden neue Sprossen treiben. — — — Bald ist es Mitternacht. Wird wohl die schöne Gräfin über den See schwimmen? Die Arme! ihr warmes Leben, an des Geliebten Brust noch eben in raschere Wallung, in feurige Bewegung gesetzt, im kalten nassen Fluthenbette zu enden! Gräßlich schön! Mit einem Leben ist solcher Augenblick wahrlich nicht zu theuer erkauft. Aus dem Glutmeer in den Eisstrom! Kuß und Gegenkuß und des Todes Erstarrung! Ha! was hascht die Welt nach Genüssen, sie sind schal und meine gespenstige Gräfin allein könnte Schönes erzählen. Und sie soll's mir, bei Gott mir! Ich werde die Beschwörungsformel finden, die ihr den Geistermund öffnet. Wenn sie jetzt käme! — — Was seh' ich! — Auf, ihr Fenster! Die Nacht ist heller geworden. — Was erblick' ich! Täuscht mich mein

Auge? Schaukeln sich Riesengeister auf dem See? Trägt der Nebelkahn den liebenden Schatten im silberglänzenden Gewand mir entgegen? — Ha Sinne, seid ihr schon bestochen und willig zu Geistersehern geworden?" — In großer Aufregung starrte Wahlmann in die Nacht hinaus über die meilenbreite Fläche des Sees hin, und erkannte schnell den Irrthum. Denn eben guckte der Mond zur Hälfte über das savoyische Gebirge im Westen, vollwangig nnd von zarter Röthe überhaucht, wie ein neugieriges verschämtes Mädchen, das nur mit halb gezeigtem purpurgefärbten Gesicht hinter dem Vorhange den Geliebten belauscht; und wie sie, ganz hervorgetreten, zuerst einen Blick in den Spiegel wirft, um sich zu überzeugen, daß ihre Reize des Geliebten würdig, so sah des Mondes liebliches Haupt in den ruhigen Spiegel des Sees herab, und sein glänzendes Bild zitterte in meilenlangen Streiflichtern, tausendfältig in den leicht bewegten Wellen gebrochen, und der silberne Schein hüpfte rasch über die Fluth hin und überströmte rechts und links und vorwärts die vom Blick unbegrenzten Wasserflächen. Sein Geist schwelgte in Blicken, und die Bewegung seiner Locken, mit denen die Nachtluft spielte, war die einzige seines Körpers. Wie tausendjährige Erinnerungen wehte es ihn wehmüthig an; die Träume seiner frühesten Jugend gingen ihm in unendlicher Ferne, aber in schönster Klarheit auf; ihm war's, als liege nun das Ziel aller Ahnungen und aller Sehnsucht vor ihm, als sei nur noch ein Schritt, und in dem ruhigen Fluthenspiegel die Deutung und Lösung des Räthsels zu schauen, und in seinem Thau gleiche alle Disharmonie des Lebens sich aus. Er breitete die Arme aus und rief: „Wohnst du da unten, die ich einst in Adelheit gesucht und

gefunden wähnte? Bist wohl des Sees zauberschöne Fei und hast es mir angethan?" — Ein Getöse scheuchte die schönen Bilder von ihm. Aus weiter, weiter Ferne scholl es über den See herab und klang wie dumpfes Rufen und Klatschen, wie Ruderschlag in den Wellen, und wurde allmälig lauter und lauter, je mehr es zu nahen schien. So stark Wahlmann das Auge anstrengte, er vermochte nichts zu entdecken. Inzwischen war es ihm oft, als offenbare sich, obgleich weit von ihm, am Ufer und auf dem See eine eigenthümliche Lebendigkeit, und die Stille der Nacht, in welcher sich nicht einmal die Luft zu bewegen schien, trug mancherlei Töne an sein lauschendes Ohr, die er sich nicht erklären konnte. Endlich erhob sich der Nordwind, die Wellen erstanden höher aus dem Wasserspiegel, und trieben bald in der Strömung nach Süden hinab. Die Töne verhallten und verklangen. Stille und Mondschein woben ihre zarten duftigen Schleier um See und Berge, und mit Lufthauch und Erinnerung trank der begeisterte Schauer süße Müdigkeit, und des Lagers kleiner Raum war bald zum Paradiesgarten, der von all jenen Früchten zauberisch glänzte, die auf Erden nicht zu reifen vermögen.

4.

Gianetta.

Der Firn donnerte durch die Alpenschlüchte, die Häupter des Sanct-Gotthard und der andern Hünenberge waren in Wolken gehüllt. Von Savoyen herüber zog eine schwarze Gewitterwolkenmasse und senkte sich in die blühende Lombardei hinab. Von der Schweiz herüber stürzte ein zweites Gewitter. Wahlmann und sein Peter waren in den dichtesten Nebel gehüllt, und eilten nach der Herberge von Centovalli, einem Dorfe hoch im Gebirge. Es war Wahlmanns erste Ausflucht in die Höhenwelt, zu welcher ihn unwiderstehliches Verlangen, nachdem seine Einrichtung im Zollhause und die Dienstangelegenheiten besorgt waren, hinauf gelockt hatte. Dem wildbrausenden Tessino entgegen ziehend, hatten die beiden Wandrer in der einfachen Kleidung lombardischer Landleute, weil in der österreichischen Uniform zu reisen gefährlich war und ihnen abgerathen wurde, einen großen Theil der Alpenhöhe erstiegen, und schon war Wahlmann einige Tage in Genüssen schwelgend durch Schluchten und über Felsen, durch blühende Thäler und schneebedeckte Höhen geschritten, wie die Stimmung seines innern Saitenspiels rauhe oder süße Töne angegeben hatte. Das Gewitter voraussehend, waren die Alpenwandrer dem nächsten Gebirgsorte zugeeilt, aber die Wolken, welche sich an den Höhen herabwälzten, selbst durchschneidend, langten sie durchnäßt an der Pforte der Herberge an. Auf demselben Pfad stiegen auch andere Fußgänger, theils selbst mit schweren Lasten beladen,

theils hochbepackte Maulthiere vor sich hertreibend, nach dem Hause herab. Wahlmann holte Einzelne ein, Andere kamen später und auf anderen Fußwegen; denn die Verbindungswege durch die Gebirge bestehen aus viel hundert Pfaden, oft kaum sichtbar, aber von den Einwohnern des Canton Tessin wohl gekannt und benutzt. Der Sturm, welcher von oben herab brauste, peitschte die Träger und trieb sie zu noch rascherer Eile, so daß sie den steilen Abschüssen gleichsam herabzustürzen oder in der Luft zu fliegen schienen; der Nebel zeigte nur die Umrisse ihrer Gestalt und lieh ihr ein seltsames Ansehen. Wahlmann stand in der Thüre des Hauses, und starrte durch die feuchten Wolkenschleier den Ankommenden entgegen, die wie Geister plötzlich aus der Hülle heraustraten, auf das Haus zuschwebten, und erst den Boden wenige Schritte vor demselben zu berühren schienen, wo er nur sichtbar war. In der Hausflur angelangt, grüßten sie den verkleideten Offizier freundlich, warfen keuchend ihre Lasten ab, und streckten sich auf die hölzernen Bänke oder auf den Boden. Theilnehmend trat Wahlmann zu einigen dieser Träger und fragte: „Was habt Ihr in Eueren Säcken und Bündeln, Ihr lieben Leute? Ihr scheint schwer daran zu tragen?“

„Allerlei, mein Freund,“ versetzte ein hämischer Kerl lachend, „das Euerm Gewissen Magenbeschwerden machen könnte.“ — Die Andern fielen in das rohe Gelächter ein.

„Meine Frage geschah nicht aus Neugierde,“ erwiederte Wahlmann empfindlich, „und verdiente keine solch' unbescheidene Antwort.“ — Peter kam eben aus der Stube und meldete, daß die bestellte Mahlzeit bereit sei, und beide gingen, das Milchgericht zu ge-

nießen. Sich ergötzend an der wohlschmeckenden Speise, welche kein Ort des Cantons in solcher Vollkommenheit zu liefern vermag, als Centovalli mit seiner reichen Viehzucht und herrlichen Weiden, blickte der Offizier von Zeit zu Zeit durch die kleinen Fenster, um den Gang der Gewitterwolken zu beobachten. Die Halle füllte sich unterdessen mit Reisenden und Lastträgern, und einige derselben traten auch in das Zimmer, vom Wirthe und dessen Familie freundlich bewillkommt. Jener breitschultrige Geselle, welcher Wahlmann so trotzig geantwortet, setzte sich mit einem bejahrteren Mann an einen Tisch oben an, von den Andern abgesondert, und des Wirths Bube bediente sie zuerst mit Wein, Brot und Käse. Alle Anwesenden schienen dem Alten eine gewisse auszeichnende Ehrerbietung zu beweisen.

„Wie geht der Handel, Nicolo?" fragte der Wirth den Alten.

„Schlecht!" versetzte dieser. „Die Oesterreicher machen wieder einen Anlauf auf uns; überall neue Offiziere, junge Naseweise, denken, sie zögen eine Mauer ums Land mit ihren hohlen Köpfen."

„Nun, es wär' ja der Erste nicht, dem Ihr Eins aufbrennt."

„Kann auch geschehen, wenn uns das deutsche Gesindel in Wurf kommt. Den Comersee haben sie uns ziemlich verkeilt und weiter hinüber ist auch nicht viel mehr zu machen. Ueberall neues Volk mit Luchsaugen, und streift bei Tag und Nacht wie Schneegänse. Auf dem Lacarnosee ist noch unser Hauptabsatz; wär' die edle Neutralität desselben nicht, unsre besten Leute hätten schon Erde geschluckt."

„Ihr fürchtet Euch doch nicht vor den Oester-

reichern? Die Meisten haben Euer Geld so lieb und noch lieber, als das ihres Kaisers."

„Die Alten; aber das junge Volk, was sie über die Alpen herschicken, bringt wunderliche Begriffe mit von Vaterlandsliebe, Ehre, Amtspflicht und was weiß ich. Als ob wir nicht besser für das österreichische Land sorgten, als sie."

„Ja wahrlich, wir sind des Landes Wohlthäter, und jeder Lombarde ist uns gewogen," riefen zehn Stimmen fröhlich durch einander.

„Der Satan hole die deutsche Brut, die sich den Italienern ewig aufdrängt!" fiel der Alte wieder ein, und Alle hoben ihre Gläser, um auf den christlichen Wunsch anzustoßen und zu leeren. „Aber gegen die Uebermacht ist nicht zu streiten," fuhr Nicolo fort. „Gewalt kann nur mit Gewalt vertrieben werden; wir Einzelne müssen deshalb den Krieg im Kleinen führen, um das Gute zu erzielen. Mein Fermo da ist ein wackerer Schütz, und hat sich dieser Tage große Ehre und meine Tochter zur Braut erworben. Vier österreichische Schnapphähne, die uns zu nah' gekommen, nahm er gut auf's Korn; sie brauchten dem Obermauthner in Como keinen Bericht mehr abzustatten." Ein allgemeines Gelächter zeigte den Beifall an, welchen man dem Sprecher zollte.

„Wo habt Ihr Euere Tochter? begleitet sie Euch diesmal nicht?" fragte der Wirth weiter.

„Sie ist bei einem lahmen Maulthier zurückgeblieben, und muß bald da sein; Fermo, sieh doch nach ihr!"

Der untersetzte Mensch mit den unangenehmen Zügen erhob sich träge von der Bank und steckte den Kopf zum Fenster hinaus. „Sie füttert das Thier draußen," lautete sein gleichgültiger Bericht.

„Ruf sie! Sie soll mit uns auf gut Glück trinken. Wir haben ein tüchtig Stück Arbeit vor, und einer reinen Jungfrau Wunsch und Gebet vermag bei den Heiligen viel.“

„Gianetta!“ rief Fermo zum Fenster hinaus, und eine helle schöne Stimme gab Antwort. Gleich darauf hüpfte das niedliche Schweizerkind in die Stube. Ihre Augen funkelten wie schwarze geschliffene Edelsteine; ihr Köpfchen drehte sich rasch nach allen Seiten, und Hand und Mund theilten Grüße aus. Wahlmann wurde von dem Anblick dieser natürlichen Schönen wunderbar ergriffen, und als auch ihn ihr Blick traf, als die kleine niedliche Hand, mit schneeweißen Spitzen eingefaßt, auch ihm einen Gruß, vom freundlichsten Nicken begleitet, zuwinkte, fühlte er, daß ihm das Blut vom Herzen aus heiß in alle Adern schieße. War's ihm doch, als sei der Nebel plötzlich von einander gerissen, und da, wo er sich getheilt, eine Sonne auf azurblauem Grund hervorgetreten, und habe ihn mit den mildesten ihrer Strahlen angelächelt, aber auch das Herz in Brand gesetzt.

„Gott grüß', Jungfer Gianetta!“ sagte der Wirth und bot ihr den einzigen gepolsterten Stuhl mit hoher Lehne in der Stube. „Frisch und munter, wie ich seh', und eine Braut? Das schickt sich.“

„Das arme Thier!“ fiel sie dem Wirth in die Rede, und es schien Wahlmann, der ganz Ohr war, als ob dessen Worte ihr nicht besonders angenehm gewesen wären. „Das arme Thier! Es wird langsam gehen, eh' wir es nach Chiasso bringen.“

„Du hast ja nichts zu versäumen,“ entgegnete der Vater; „ich gebe Dir einen Buben mit und Du kannst

die Reise langsamer machen. Wir aber müssen eilen, um einen Hauptschlag auszuführen. Vorgestern hört' ich, daß der neue Offizier in Brisago verreist ist; bevor er heimkehrt, müssen einige hundert Zentner über den See."

„Wie stark ist jetzt Euer Haufe, Nicolo?" fragte der Wirth.

„Mir etwas zu stark," versetzte dieser; ich führe jetzt allein hundert und acht und sechzig erwachsene Männer an, ohne die Buben und Mädchen, deren Zahl sich auch an hundert belaufen mag. Ja glaubt, Freund, es will was heißen, alle Tage so viel Mäuler zu stopfen."

„Ihr verdient auch Euer hübsches Geld," versetzte der Wirth mit einem pfiffigen Lächeln; „man weiß schon, wie hoch Ihr Euch steht, wenn Ihr gleich in solch' grobtuchenem Wamms geht und Euer Maulthier treibt, gleich einem Andern."

„Meint Ihr, diese Leute ließen vergeblich österreichische Flinten auf sich abdrücken? Der Teufel! auf die Möglichkeit, daß ihm ein Anderer vier Loth Blei in den Leib jage, will Jeder vier Pfund Silber in die Hand. Und wie oft fischen die Spürhunde manche schöne Ladung weg! Ich muß froh sein, nur den Burschen gerettet zu sehen, muß den fetten Bissen in ihren Klauen lassen und mir das Maul wischen."

„Dafür zahlt Euch die Bank in Chiasso den Verlust bis zum Denar herab, bei der Ihr Eueren ganzen Handel versichert habt, wie ich wohl weiß."

„Aber ich muß der Bank auch jährlich ein paar hundert Dukaten zuwerfen. Ei! ich verdiene mein Geld, das dank' ich aber dem Teufel nicht und keinem Heiligen; dafür hab' ich Tag und Nacht keine Ruhe,

und muß stets bedacht sein, wie ich all' die Leute versorge und meine Waare an den Mann bringe. Ihr sitzt ruhig in Euerm Schwalbennest da oben, und löst von mir und meinem Haufen jährlich, gering gerechnet, funfzig Dukaten, und es werden wohl einige vierzig Haufen sein, die alle mehr oder minder diesen Weg ziehen und bei Euch einsprechen. Ihr verdient Euer schönes Geld mit Zuhausebleiben."

„Wir wollen tauschen, Nicolo," sagte der Wirth scherzend und hielt die Hand hin; „zugegeben, daß ich eben so gute Einnahmen hätte, als Ihr, obgleich ich in Wahrheit nicht den hundertsten Theil habe, so genießt Ihr bei Euerm Geschäft eine Lust und Vergnügen, wie kein König der Erde."

„Da habt Ihr Recht, Wirth!" rief eine andere noch nicht vernommene Stimme, und ein hoher starker Jüngling mit einer breiten Brust, einem frisch blühenden Gesicht und edler Habichtsnase, trat hervor, den Hut etwas zur Seite auf die schwarzen glänzenden Locken geschoben, und den Dampf seiner Cigarre weit vor sich hinblasend. „Bei allen Heiligen! ich möchte nichts anderes sein, als ein Frustratore. Ich will Euch nicht prahlend berichten, was ich für Aemter und Würden bekleiden könnte, zög' ich dies freie Leben nicht jedem andern vor. Seit kein Krieg mehr in Italien ist, hat ein kühnes Herz kein Feld für seinen Muth, als diese Alpen zu erklettern und den armen Lombarden die Steuer zu ersparen, die sie dem Kaiser für jeden Bettel zahlen müssen, der doch zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. Ein Bandit und Räuber zu sein, ist ein schimpflich Gewerbe; was bleibt der Ehre und Tapferkeit anders übrig, als sich zu den Frustratori zu schlagen? und wahrlich, Wirth, mit einem König tauscht' ich nicht!"

Die Umhersitzenden jubelten dem Sprecher ihren Beifall zu, und sein begeistert rollendes großes Auge sagte ihnen ringsum Dank. Nur Gianetta gönnte ihm nicht einen Blick, und Wahlmann schien es doch, als habe er sie allein angeredet und all die Worte seien nur ein Lob auf sie und auf die Seligkeit gewesen, in ihrer Gesellschaft zu leben.

„Du bist ein braver Kerl, Antonio," sagte der bejahrte Anführer und reichte ihm die Hand. „Nach Gewinn fragst du nicht, und nur nach der Ehre. Hätt' ich noch eine Tochter, du müßtest mein zweiter Schwiegersohn werden." Antonio knöpfte sich bei diesen Worten das Wamms, welches von feinerem Tuch, auch eleganter gearbeitet war, als die Kleider der Uebrigen, und lüftete unruhig sich das Halstuch, als sei ihm zu heiß. Dabei ruheten seine Augen stets auf Gianetta, doch kein Gegenblick begünstigte ihn; vielmehr blickte sie mehrmals verstohlen nach Wahlmann; doch dieser wagte nicht sie anzureden, aus Besorgniß, er möchte erkannt werden.

„Wann wird die Hochzeit sein, Fermo?" fragte der Wirth.

„Ei, morgen lieber als übermorgen!" versetzte dieser, abermals widrig lachend. „Wenn Gianetta solche Lust zum Ehestande hätte, wie ich, und Vater Nicolo den Schrein aufthäte, so sollte es nicht lange Anstand haben."

Das holde Mädchen war wie mit Purpur übergossen, sie wendete, wie unwillig über die Rohheit ihres Bräutigams, die Augen ab und sah Wahlmann wieder an, gleichsam als wolle sie ihn um Verzeihung bitten.

Lange soll's nicht mehr währen," sagte der Vaer. „Haben wir nnsern jetzigen Vorrath glücklich

über den See und ins Geld gesetzt, so wollen wir das Mehl zu den Hochzeitfladen ankaufen. Ich habe es satt, so viel Leute anzuführen, und Fermo soll nach der Hochzeit das Oberhaupt der größeren Hälfte meines Hauses sein." — —

„Woher des Wegs, Landsmann?" fragte jetzt Antonio, der sich neben Wahlmann gesetzt hatte, während die Andern in einzelnen Gruppen theils mit dem Wirth und dessen Leuten, theils unter einander selbst sich mehr oder minder lärmend unterhielten.

„Ueber den Sanct-Gotthard," versetzte der Offizier. „Wüßt' ich aber, Ihr wärt so grob, wie Euer Gehülfe dort, so würde ich Euch geantwortet haben, wie er mir vorhin."

„Laßt Euch das nicht kümmern," sagte der Jüngling zutraulich. „Der ist, wenn man's gelinde sagen will, ein Flegel, und hat sich in des alten braven Nicolo's Gunst geschlichen. Wird er Anführer, so werd' ich ein österreichischer Spürhund. Mich dauert nur das arme Kind dort. Seht diese frisch aufgeblühte Rose, glänzt sie nicht wie ein Gletscher, den die Sonne mit ihrem Abschied überpurpurt. Und nun — — o man muß viel verschlucken. Wie weit gedenkt Ihr noch heute?"

„Mir gilt die Herberge gleich, und da ich gern noch einen freien Blick ins Land thun möchte, so werd' ich das Gewitter abwarten und vielleicht gar hier schlafen."

„Es thut mir leid," sagte der lebhafte, schwarzlockige Antonio. „Ihr seid jung und scheint nicht von schlechtem Herkommen, auch von gutem Gemüth und ich hätt' Euch gern noch manches anvertraut. Oft hilft ein zufällig gefundener Freund mehr als ein lang gepflegter, und ich habe Zutrauen zu Euch

gefaßt. Aber wir haben Eile; denn übermorgen Nacht müssen wir über den See."

„Was führt ihr für Waaren? Steht ihr an der Grenze dort mit den Mauthnern in Verbindung?" fragte Wahlmann unvorsichtig, und Antonio sah ihn mit großen Augen an.

„Sagt mir vorerst, wer Ihr seid?" versetzte dieser. „Mein Vertrauen könnte mich zu weit führen. Mir fällt auf, Euere Sprache paßt nicht zu Euern Kleidern. Ihr seid kein Lombarde." Wahlmann wollte ihn zu besänftigen suchen, das vermehrte aber des Schmugglers Verdacht, und erregte die Aufmerksamkeit der Uebrigen.

„Was ist's mit diesem Manne?" fragte Fermo und sprang herbei. „Hat er Dich auch ausforschen wollen, wie mich vorhin? Was gilt's, diese beiden sind österreichische Spione?"

Alles erhob sich auf dieses Wort und umstand den Offizier und seinen Bedienten.

„Es sind welche von den neuen Soldaten!" riefen einige Stimmen, und schon faßten mehre Arme Petern allein, um ihn über Geburts- und Wohnort, Gewerbe und Geschäft und über den Zweck der Reise auszufragen. Ein andrer Haufe nahm Wahlmann vor, und er hielt es für das Beste, der Gewalt und der Uebermacht nachzugeben. Aber seine Antworten stimmten nicht mit denen seines Dieners überein; denn beide hatten sich auf solchen Fall nicht vorbereitet. Während dem Verhöre bemerkte Wahlmann Gianettens Angst und Besorgniß, sah wie sie ihrem Vater mehrmals mit gütigem Blick etwas ins Ohr flüsterte, und hörte, wie sie den Haufen zur Beendigung der Sache und zur Weiterreise antrieb. Als sich die Schmuggler hinlänglich überzeugt hatten, daß die bei-

den Fremden keine Lombarden seien, wurde von Nicolo das Urtheil gesprochen, daß sie acht Tage gebunden bei dem Wirthe bleiben und dann von einigen Schmugglern über die Alpen nach Tyrol oder doch auf den Weg dahin geführt werden sollten. Für ihren Unterhalt legte er eine Summe beim Wirth nieder. Die Sentenz wurde sogleich vollzogen; man band ihnen eine Hand auf den Rücken und einen Fuß daran, so daß sie nur nothdürftig hinken konnten. Aller Waffen entblößt, mußte sich Wahlmann auch dies gefallen lassen und hoffte nach Entfernung der Schmuggler den Wirth durch Drohungen zu ihrer Freilassung zu bewegen. In ein Felsengemach abgeführt, empfing der Offizier, als er an ihr vorüberschritt, einen ermuthigenden freundlichen Blick Gianetta's. Peter begann ein Klagelied, doch sang er es sich allein; denn sein Herr war von andern Gedanken und Gefühlen bewegt, die eher einen Jubel- als Klageton erzeugen mochten. Die unvergleichlichen Reize und natürliche Anmuth des Mädchens, welches ihm gegenüber gesessen und mit ihren Blicken beseligt hatte, wandelten ihm auch jetzt noch den Kerker in einen duftenden Rosengarten. Bald darauf hörten die Gefangenen den Haufen der Frustratori abziehen. Als aber der erste Rausch vorüber war, mußte sich Wahlmann doch gestehen, daß seine Lage nicht die angenehmste sei. Nicht allein war er aller Bequemlichkeiten beraubt, das wäre noch zu verschmerzen gewesen, aber dieser Schmugglerhaufe wollte ja in der Nacht des übermorgenden Tags eine bedeutende Waarenladung in das Königreich über den See einführen, und seine Pflicht heischte, daß er dieser Waaren habhaft werde. Wie konnte er dies aber ausführen, wenn er auch nur e i n e n Tag in diesem Keller zubringen mußte? Schon

war er im Begriff, durch Pochen und Rufen den Wirth herbei zu ziehen, und alle Mittel, Bitten, Bestechung und Drohungen, anzuwenden, um nur in Freiheit zu kommen, als er ein Geräusch vor der Thüre vernahm. Rasch wurde das Schloß gedreht, die Thüre geöffnet und zu Wahlmanns freudigstem Erstaunen stand Gianetta vor ihnen.

„Ihr armen Leute," sagte sie gutmüthig aber doch schüchtern, „laßt mich das Unrecht wieder gut machen, was die rohen Gesellen an Euch verübt. Ihr seid gewiß keine Spione, und werdet uns nicht verderben wollen." Mit diesen Worten schnitt sie die Stricke entzwei, welche Wahlmanns Glieder fesselten, aber mit ihnen war seine Zunge noch nicht gelöst, und von Gefühlen übermannt, schloß er stumm seine Befreierin, sobald er die Arme wieder bewegen konnte, in dieselben; doch mit den Rosen holder Verschämtheit auf den Wangen entwand sie sich züchtig der Fessel, um auch den Diener der seinigen zu entledigen. Erst als sie wieder unter dem freien Himmel standen und die untergehende Sonne ihre Gesichter vergoldete, als Gianetta, wie eine Heilige in Strahlenglanz gehüllt, den Berg schweigend hinab schritt, da gewann Wahlmann Worte, und: „Holdes Kind, das Du mir erschienen bist, wie der Engel dem heiligen Paulus im Kerker, um ihn zu erlösen, enteile mir nicht auch so schnell und verschmähe meinen Dank nicht!" rief er der hastig davon Schreitenden zu.

„Ihr seid mir keinen Dank schuldig, werther Herr," versetzte das Mädchen. „Hat doch mein Vater und seine Leute Euch großes Unrecht gethan. Aber sie wußten alle nicht, was ich wußte."

„Und was wußtest Du denn?" fragte Wahlmann neugierig und nahm sie bei der Hand, um ihr in das

liebe engelfreundliche Gesicht zu blicken. Sie aber sah ihn recht schelmisch an, eine unbeschreibliche Anmuth war über ihr rundes Gesichtchen ausgegossen, und lächelnd, so daß sich zwei Grübchen in ihren Wangen bildeten, Rosenlauben für den kleinen neckenden Liebesgott, sagte sie mit aufgehobenem drohenden Finger: „Ei ich wußte, daß Ihr weder ein lombardischer Landmann, noch ein östreichischer Spion seid, denn Beide würden nicht solche feine Wäsche tragen, wie hier aus Euerm Wammse herausguckt, welche aber nur ein Weiberauge zu bemerken pflegt, und ich war ja das einzige weibliche Wesen in der Stube; auch sah ich Euere gestickten Achselbänder unter der Weste und die goldene Uhr mit der brillanten Kette, als Ihr den Wirth bezahltet und nach der Tagszeit forschtet."

„Ei Du hast ja jede meiner Bewegungen sorgfältig belauscht!" rief Wahlmann freudig.

„Warum sollt' ich nicht? Ihr werdet's gewiß nicht übelnehmen, edler Herr. Wir Mädchen sehen's ja auch nicht ungern, wenn so hübsche Herren fleißig nach uns schauen. Die andern Gesichter in der Stube kenne ich ja alle schon Jahre lang und mit den meisten muß ich täglich verkehren, das Eurige war mir aber neu und erregte deshalb gleich meine Aufmerksamkeit."

„O wüßtest Du, wie dies naive Geständniß mich beglückt!"

„Wenn Euch das Vergnügen macht, so will ich Euch noch lange ansehen; aber Ihr seid ein vornehmer Herr und lacht nachher über mich einfältiges Kind."

„Glaube das nicht von mir, Gianetta; ich würde mich nicht so freuen, wenn eine Königin huldreich zu mir spräche."

„Ach, da muß ich nun über Euch lachen! Ihr glaubt wohl, ich wüßte nicht, wie das gnädige Wort einer Königin entzückt? O meine gute Königin hat mich gar sehr geliebt! Nun ist sie todt; aber ich möchte jedesmal weinen, wenn ich an sie denke, und wenn ich allein bin, dann wein' ich auch."

„Und was war denn das für eine Königin?"

„Die Mäjestät von England. Da unten nicht weit vom Comersee, nach uns zu steht die schöne Villa d'Este, welche sie bewohnte und nach welcher sie die schönste Straße hat bauen lassen. Erst konnte man von Como aus nur zu Wasser nach der Villa kommen. Dort hatte sie lange gewohnt und viel, gar viel geweint; denn ob sie gleich eine reiche und schöne Königin war, so war sie doch keine glückliche Frau, und oft, wenn ich sie fragte, was ihr denn eigentlich fehle und weshalb sie sich härme, so antwortete sie mir jedesmal, o wie glücklich bist du, mein theures Kind, und hob mich auf und küßte mich."

„Wie aber kamst Du denn zu ihr?"

„Als sie die Villa gemiethet hatte — doch ich plaudre mit Euch und unten wartet mein armes Thier mit dem Buben auf mich; wollt Ihr mit uns hinab, so sputet Euch. Aber seht doch wie unten das Gewitter sich abtobt! Ei das ist schön! und wir müssen um deswillen wohl noch ein wenig hier verweilen."

Der Anblick war überraschend neu und ungewöhnlich erhaben. Das ganze tiefere Land des Cantons Tessin, so wie weiter hinunter die Länderfläche und See der Lombardei waren mit den schwärzesten Gewitterwolken bedeckt, während hinter den Wanderern die Alpen in die blaue Abendluft ragten und vom letzten Kuß der scheidenden Sonne erglühten. Weit hin konnten sie über dies gethürmte und massige Wolkenmeer

hinschauen, dessen tiefdunkler Grund von einem zarten Widerschein der Abendröthe überhaucht war. Aber rechts und links zuckte die glühende Schlange des Blitzes durch die Wolken; denn zwei Gewitter kämpften gegen einander, wie zwei furchtbare riesige Zauberer, deren jeder alle Künste und Kräfte aufbietet, um den andern zu vernichten. Auch war's als blickten die Wanderer auf ein großes mit Hügeln besetztes nachtumhülltes Feld, welches von Minute zu Minute sich aufriß und einen Blick in den flammenglühenden Schlund der Unterwelt vergönnte. Der Donner hallte unten in der Landschaft und drang weniger stark in die Höhe, in welcher die Wandrer, von der heitersten Abendschöne umspielt, standen und in den Kampf der Elemente hinab staunten. Gianetta's Augen leuchteten, und unwillkührlich falteten sich in frommer Begeisterung ihre Hände; dann warf sie einen herzinnigen Blick hinauf in die reine Dunkelbläue des Himmels und in die strahlende Herrlichkeit der Abendröthe, welche die Tiefe seiner Ahnung mit der schönsten Gewißheit prachtvoller, göttlicher, von überirdischem Schimmer durchglühter Erfüllung begrenzte, und als das schwarze Mädchenauge dort einen Augenblick geschwelgt, warf sie es wieder hinab auf den Streit verderbenschwangerer Wolken tief unter ihren Füßen. Wahlmann folgte ihren Blicken mit den seinigen.

„Was denkst Du jetzt, Mädchen," fragte er, die Stille unterbrechend.

„Ich dachte mir," erwiderte sie weich, „wie die Leidenschaften, die Bosheit, Tücke, Habgier der Menschen und all das Treiben derselben, was doch meist böse ist, nur unten auf der Erde tobe, gleich diesem Gewitter, daß aber Gottes ruhige Klarheit darüber ausgespannt sei, wie der blaue Himmel über uns,

den ich so gern des Vaters mildes Gnadenauge nenne. Die Menschen sehen aber meist nicht in seinen reinen Spiegel, denn ihr Beginnen und Handeln trübt ihnen die Aussicht und sie schreiben dem Herrn zu, was sie selbst verschuldet. Ein reines Herz aber steht über dem niedrigen Getreibe und blickt seinem Gott kindlich vertrauend in das allliebende Auge und hofft und glaubt, und er küßt es mit seiner Gnade, wie der Hauch des Abends unsre Stirnen, und wirft ihm einen zärtlichen Blick zu, wie die Sonne uns jetzt noch einen heitern Strahl schickt. Aber auch der Kampf da unten ist schön; denn die Leidenschaften gebären das Große. Auch wir steigen wieder hinab. Aber nicht wahr, das reine Herz müssen wir bewahren? Ich fühl es jetzt wohl, ich habe dem Antonio groß Unrecht gethan."

„Du reine englische Seele!" rief Wahlmann. „Wer könnte sich rühmen, das Leben so klar überschaut zu haben, wie Du? Was kein Verstand des Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth. Verharre bei Deinem Glauben, Kind! Keine Leidenschaft trübe Dir je den Blick in Gottes blaues Vaterauge, das immer liebend auf Dir ruhen wird. Aus jedem jener vergoldeten Wölkchen blickt ein Heiliger aus dem Himmel auf Dich herab und freut sich, Dich segnend, Deiner wahren Frömmigkeit und kindlichen Unschuld. Mir selbst hast Du in die zerissene Brust Balsam und Ruhe des Friedens gegossen. Dank Dir dafür!"

„Ihr seid ein guter, edler Herr, ich wußte es wohl. Euch könnt' ich mein ganzes Herz aufschließen. Und Ihr sollt ein Spion sein? Ich muß lachen, wenn ich an die Dummheit der Leute denke. Ihr habt Euch gewiß nur in dies Wamms gesteckt, um

von den Wirthen nicht so schrecklich geprellt zu werden. Das sind böse Christen und lassen stets den Rock bezahlen. Es machen's mehr vornehme Herrn, wie Ihr. — Aber daß es Euch der Antonio nicht angemerkt hat, wundert mich, der ist sonst stets pfiffiger als alle Andern, und auch von vornehmer Abkunft."

„Der Antonio war auch der Schönste und, wenn mich nicht Alles trügt, auch der Edelste unter dem Haufen Deines Vaters."

„Ei ja wohl ist er das. Ein herziger Junge." Die letzten Worte begleitete ein Seufzer.

„Und es schien mir, als seist Du ihm nicht gleichgültig."

„Ach! Ihr habt wohl recht, und ich will Euch's nur gestehen, ich bin ihm auch recht sehr gut gewesen und bin's wohl noch; aber nun muß ich doch den Fermo heirathen."

„Du dauerst mich, liebes Kind, und Du bist eines bessern Looses würdig. Auf alle Fälle verdient aber Antonio den Vorzug, und wenn er Dein Herz besitzt, so thue keinen verzweifelten Schritt; vergifte Dir Dein Leben nicht, das der Himmel zum Glück und zur Beglückung schuf."

„O! ich armes Mädchen kann ja nicht anders. Mein Vater ist streng und rauh; Fermo hat sein Wort, und nichts in der Welt könnte ihn davon abbringen. Ich muß wohl gehorchen. Der Antonio ist auch mit daran Schuld. Er trotzte und schmollte mit mir, wenn ich nur einen Andern anblickte, und wenn er gesehen, daß ich mit Einem so vertraulich gesprochen hätte, wie ich jetzt mit Euch thue, er würde mich mit den größten Vorwürfen überhäuft haben. Und wenn mir's Einer so macht, dann setz' ich auch meinen Kopf auf, und gebe nicht nach, und

sollte es was anders kosten, denn sein Recht darf man sich nicht vergeben. Seht, darüber hat er's verpaßt und dem Vater nichts gesagt, der Fermo ist ihm aber zuvor gekommen, und ich — ach, ich muß mich nun todt weinen." Ihre Stimme ging in ein lautes Schluchzen über, und Thränen entstürzten den getrübten Augen. Wahlmann theilte ihren Schmerz; er war ihm so heilig, als vorhin ihre Andacht; und des Mädchens Hand wieder ergreifend, sagte er mit weichem Tone: „Du vertraust ja dem Himmel so fest; glaube mir, er wird Dich aus dieser Noth retten. Fermo wird nicht Dein Mann werden."

Da blitzte ihr Auge wieder lebhaft auf, und in seinem Gesichte mit forschendem Blick die Gewährung dieses Versprechens suchend, rief sie hastig aus: „Nicht war, Ihr seid ein mächtiger Herr? Ihr könnt's verhindern? O bitte, sagt mir's doch! Haltet mich nicht mit leeren Hoffnungen hin. Ihr habt mit diesen paar Worten den Gram aus meinem Herzen gescheucht; aber nun täuscht mich auch nicht! Das wäre bitter, und gar nicht schön von Euch."

„Sieh," versetzte Wahlmann, „wie die Gewitterwolken da unten sich verziehen und hinabeilen nach dem mittelländischen Meer! Sie haben ihren Schrecken und ihren Segen ausgegossen auf das Land, und nun tritt es freundlich wieder hervor in abendlicher Beleuchtung. Sieh, wie die Berge und Thäler, die Fluren und die Seen lieblich glänzen! So wird Dein Herz fröhlich sein, wenn der Sturm vorüber ist, der auch sein Gutes für Dich hat. Im Kampf mit dem Mißgeschick erstarkt allein des Menschen Kraft. Und Du hast eine starke Seele. Sie muß sich dessen nur jetzt bewußt werden. Vertrau' auf des Vaters mildes Auge; es blickt Dich jetzt liebend an! Er wird's wohl machen."

„Ich will's!" rief Gianetta freudig. „Ihr aber habt mich auch getröstet und ich dank Euch wiederum dafür, guter Herr!"

Die Gewitterwolkenmasse zog unterdessen nach Süden hinab und am Ende derselben, die wie ein flatternder schwarzer Schleier durch die Lüfte flog, erblickten die Wanderer tief unten die blühenden Felder, die Hügel und Ströme, den Lago maggiore mit seinen Inseln und die Dörfer und Städte der Menschen. Der Schleier wurde aber immer weiter von dem Gemälde gezogen und es glänzte noch einmal vom schwesterlichen Gruß der Sonne. Dann stieg die Lichtspenderin hinter die savoyschen Berge hinab, und das reizende Bild versank in duftige Dämmerung. Schweigend gingen Wahlmann und Gianetta neben einander hin; Peter war mit dem Buben und dem Maulthier schon voraus.

„Du bist mir noch eine Erzählung schuldig," sagte endlich der Offizier sanft. „Willst Du mir nicht mittheilen, wie Du zur Königin von England kamst?"

„Ei seht doch!" rief das Mädchen muthwillig, „ich soll Euch Alles und Ihr wollt mir nichts erzählen. Doch Ihr habt mir das Beste abgelockt, könnt das nun auch noch haben. Wüßt' ich, daß Ihr mir von dem Dickkopf helfen könntet, ich wollt Euch die ganze Nacht erzählen. Ihr bleibt doch wohl bei mir in der Herberge?"

„Wenn Du es wünschest. Vielleicht helf' ich Dir auch von dem lästigen Bräutigam."

„Nun dann will ich Euch recht lieb haben und zeitlebens Euere Magd sein. Doch jetzt soll ich Euch ja erzählen. Als die Königin in die Villa d'Este gezogen war, versammelte der Richter alle Kinder aus

der Nachbarschaft und schickte uns geputzt zu ihr, um ihr Kränze zu bringen. Sie hatte nämlich die Kinder gar lieb. Mein Vater wohnte aber damals nicht weit vom Comersee, eine Viertelstunde von der Villa, und war Besitzer einer großen Seidenbauerei. Die gute Königin nahm mich unter allen Kindern heraus, liebkoste mir und beschenkte mich, und so lange sie in dem Hause gewohnt hat, mußte ich täglich bei ihr sein, und so hat mich die gute edle Frau gleichsam erzogen und mir gute Sitten beigebracht. Denn um diese Zeit starb meine Mutter, und mein Vater hatte mancherlei Händel mit der Regierung, die ihn fast um sein ganzes Vermögen brachten. Mit Thränen schied ich von der Königin, die mich gern mitgenommen hätte, als sie abreiste. Sie hinterließ mir manches schöne Andenken, und ich danke ihr vieles, was ich nicht gelernt haben würde, hätte sie sich meiner nicht angenommen. Ein Jahr darauf, als mein Vater ganz arm geworden war, kam ein reicher Engländer in die Gegend und suchte uns auf. Wie ich wohl nachher erfahren, hat er die Leute mit vielen und großen Geldversprechungen beredet, mit ihm nach England zu gehen, und gegen die edle Frau zu zeugen; ach! und daß ich es Euch mit Schmerzen gestehen muß, mein Vater verließ mich und machte die große Reise über's Wasser. Gott weiß, wie er der guten Königin für ihre große Liebe zu mir vergolten hat; denn nach einem halben Jahre kehrte er mit vielem Geld nach Hause zurück. Er denkt, ich wüßte es nicht; aber obgleich er mich unter strenge Aufsicht gethan hatte, erzählten es mir die Leute doch, daß er sich habe bestechen lassen. Er wurde nachher auch allgemein verachtet, und Niemand wollte mit ihm umgehen, so daß er in die Schweiz zog, woher meine Mutter

gewesen war. Hier ergriff er nun das gefährliche Handwerk eines Frustratore und erwarb sich bald Vermögen. Mit dem Lande, aus welchem er gekommen, eben so gut als mit dem, wohin er gegangen, vertraut, alle Winkel und Schliche kennend, im Besitz vielen Geldes, womit er große Waarenvorräthe ankaufen konnte, und mit persönlicher Tapferkeit ausgerüstet, ward er bald Anführer großer Banden, welche bewaffnet von den Alpen kommen und im Königreich Lombardei-Venedig auf allen Orten und Enden vordringen."

„Und Du machst diese beschwerlichen Reisen stets mit?"

„Sie gewähren mir eben so großes Vergnügen, wie den Männern, und ich theile ihre Gefahren mit Freuden. So oft ich auch schon über die Alpen gezogen bin, so beut mir jede Stelle stets wieder neue Reize."

„Aber wenn ein Gatte, den Du liebtest, Dich zurückhielte?"

„Ei so würde ich bleiben, ihn warten und pflegen, herzen und küssen, den Tisch besorgen und die Kinderchen erziehen."

Wahlmann wendete sich ab, um sich Thränen aus den Augen zu wischen. Gianetta eilte voraus und verschwand in der Dämmerung. In kleiner Entfernung schimmerten die Lichter des Dorfes mit der Herberge.

„Natur! große ewige heilige Natur! an deinem Altar werf' ich mich anbetend nieder! So nah stand ich dir noch nie als jetzt. Nimm mich auf und laß mich selig sein!" So rief der Offizier entzückt und breitete die Arme nach der in Nacht verschwimmenden Gestalt aus. Dann eilte er ihr nach und trat mit

der Holden zugleich in das gastliche Haus. Er speiste mit ihr, sie saß ihm gegenüber und zur Seite; er vermochte nicht, sich von dem edlen rosenumblühten Gesichte zu wenden, er trank selige Vergessenheit aus den Zauberspiegel ihrer Augen; er horchte wie ein Kind ihrem süßen Plaudern, und träumte von ihr auf seinem Strohlager, während sie in ihrem Kämmerlein nicht weniger seiner gedachte. Freundlicher als die Sonne begrüßte sie ihn des Morgens, obgleich diese in ihrer höchsten Pracht und Klarheit aufging und die Bergspitzen in rosige Gluth hüllte. Aber als sie vernahm, daß Wahlmann nun von ihr scheiden müsse, trübte sich des holden Kindes Blick. Um sie zu erheitern, versprach er ihr, sie nach einiger Zeit in seiner wahren Gestalt zu besuchen, und ihren Vater zu überzeugen, daß er kein Spion sei. Wer er aber wäre, verbarg er ihr sorgfältig, so stark sie auch den Wunsch, es zu wissen, äußerte. Beim Abschied erlaubte sie einen Kuß auf die Wange, und selig trabte Wahlmann mit Peter auf gemietheten Maulthieren nach Como zu. So lebhaft auch sein Herz für Gianetta sprach und so vielen Dank er ihr schuldig war, so schwankte er doch keinen Augenblick in der Wahl der Maßregel, welche die Pflicht seines Amtes ihm gebot.

5.

Rascher Entschluß.

Fünf Meilen weit, so lang sich die östreichische Grenze am Lago maggiore erstreckt, waren Wachen ausgestellt, meist neu angeworbene Soldaten, welche Wahlmann zu seiner Verfügung von der Obermauth in Como erhalten hatte. Der Corporal Gemünz zeigte diesen ungewohnten Anstalten ein bestürztes Gesicht. Er wollte dem Offizier hie und da Einreden machen, und verbarg seine Unzufriedenheit schlecht, aber Wahlmann hatte wenig Zeit, ihn anzuhören. Gemünz seiner Seits auch nicht unbeschäftigt, wurde mit verdächtigen geschäftlosen Menschen am Ufer im Verkehr gesehen, und von Zeit zu Zeit stieß Einer von ihnen mit einem Kahn vom Lande und durchkreuzte, jeder in anderer Richtung, den See; andere enteilten am Ufer hinauf und schauten, bevor sie ihren Lauf fortsetzten, von den hohen Felsenvorsprüngen mit spähenden Blicken über die Höhe des Sees. Unter allen alten Mauthsoldaten war eine ängstliche Bewegung. Wahlmann glaubte seiner Pflicht ein Genüge gethan zu haben und erwartete ungeduldig am Ufer des Sees die Nacht. Sie kam; aber außer dem Wind und dem eintönigen Schlag der Wellen regte sich nichts auf der weiten Wasserfläche. Vergeblich erwartete er den Zuruf der Wachtposten, schon tauchte der östliche Himmel sich in glühende Tinten, und mißvergnügt über die getäuschte Erwartung, begab sich der Offizier mit seinem Diener in die Wohnung.

„Wenn Sie mir erlauben“, sagte hier Peter, „so

sage ich Ihnen meine einfältigen Gedanken über den vereitelten Plan."

„Du bist auch ein vom Rathhause heimkehrender Herr; doch laß hören."

„Ich denke, Sie sind selbst Schuld, daß wir die Kerle nicht gefangen; vielleicht läßt sich aber Alles wieder gut machen. Ihre eigenen Leute haben Ihre Anstalten, mein' ich, den Schmugglern verrathen. Sie sind alle Schurken, mein' ich, und der alte Corporal der größte."

„Ei Peter, welche Beschuldigungen! Wer hängt mit größerer Liebe an unserm guten Kaiser als Gemünz?"

„Ja mit dem Maule, aber mit der That nicht. Hat er noch je einen Schmuggler gefangen, so lange wir hier sind, oder ein anderer seines Haufens? Was von Waaren ist eingebracht worden, haben neue Grenzsoldaten Schmugglern abgenommen. Vom kaiserlichen Gelde könnte der Alte nicht Tag und Nacht den besten Wein zechen. Während Sie hier alle Kräfte aufbieten, um Ihrer Pflicht pünktlich nachzukommen, wird das Land mit Waaren überschwemmt; und ich muß oft im Dorfe hören, wie man Sie Ihrer Wachsamkeit und Ihres Eifers wegen verspottet. In allen Mauthhäusern an der Grenze von hier bis Como sei kein einfältigerer Offizier, als Sie, sagt man mir dreist in's Gesicht, und es thut mir wehe, dergleichen hören zu müssen. Ich habe es Ihnen nie sagen wollen, aus Furcht, Sie möchten sich darüber betrüben, da Sie ja ohnedies Kummer genug haben; nun aber darf ich es Ihnen nicht länger verschweigen, wie Sie hier verrathen und verkauft sind. Heute sagte mir ein unverschämter Kerl, der sich immer am Ufer herumtreibt, für neugebackne naseweise Leute, die über die

Alpen gekommen seien, um in Italien eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, gäbe es hier zu Lande noch heißes Blei und kaltes Eisen genug, um sie auf ewig stumm zu machen. Glauben Sie mir, alle Mauthner, welche schon Jahr und Tag hier sind, stecken das Geld der Frustratori ein und drücken die Augen auf eine Stunde zu, um sie nicht auf ewig zumachen zu müssen. Ich wollte Ihnen ein Dutzend Beispiele herzählen von Leuten, die seit einigen Jahren für ihre Treue und Diensteifer haben in's Gras beißen müssen."

„Du kannst Recht haben, ja Du hast auf jeden Fall Recht," versetzte Wahlmann. „Hier ist nicht der Wirkungskreis für mich. Niemals kann ich wider meine Pflicht handeln; und was vermag ich einzelner ehrlicher Mann gegen ein Heer von Schurken? Und muß ich nicht gegen die zu Felde ziehen, die ich glühend lieben würde, könnte mein Herz seinen durchlebten Frühling noch einmal zurück zaubern, die ich aber vergöttere, zu der ich nicht anders als zu einer Heiligen hinauf sehe? Müßt' ich sie nicht vernichten, wenn ein dunkles Schicksal sie mir in den Weg würfe? Ja, Peter, Du hast recht; ich muß um meine Entlassung bitten. Mein kleines Vermögen wird uns forthelfen. Wir kaufen uns im Canton Tessin an; ich will lieber Bauer werden, als Offizier sein, der die Unmöglichkeit, seine Pflichten erfüllen zu können, einsieht. Heute noch sende ich einen Boten nach Mailand; aber so lange ich noch im Dienste bin, will ich ihn gewissenhaft versehen."

„So werden Sie wohl daran thun, heute alle Truppen, welche Sie von Como hierher geführt, dem Scheine nach zurückmarschiren zu lassen. Ich sage dem Scheine nach, denn Sie können dieselben in einem

nahgelegenen Walde verstecken, so daß sie zu jeder Zeit, wenn sie nöthig, bei der Hand sind. Ist dies geschehen, so verhalten wir uns ruhig und streifen, um unsere Laurer sicher zu machen, etwas weniges aus, ziehen uns aber bei Nacht in unsere Zimmer zurück. Kommen die Schmuggler, so wird der Corporal oder irgend ein Anderer abwesend sein. Ist dies der Fall, so können wir unsere Maßregeln nehmen. Vielleicht gelingt es mir auch, einen der alten Soldaten zu gewinnen. Mit dem langen Lieser steh' ich auf gutem Fuß. Für Geld verräth der Kerl die Schmuggler, den Corporal und seine Kameraden. Haben sie nur erst den Fuß an's Land gesetzt, dann sind sie uns auch im Garne. Die Soldaten will ich dann schon beitreiben."

„Dein Vorschlag ist nicht übel und mit Deiner List kommen wir wahrscheinlich weiter, als mit meiner Geradheit und meinem Eifer. Es sind unter unsern alten Soldaten gewiß manche rechtschaffene Leute, die aber mit dem Strom schwimmen müssen. Vorzüglich rechne ich auf die Deutschen. Es schickt sich für Dich besser, zu sondiren, als für mich. Drum gib Dir Mühe. Hast Du erst einen gewonnen, der verräth Dir dann die Andern, welche unsrer Partei beizutreten geneigt sind, und so fangen wir die strafbaren Sünder in ihren eigenen Netzen."

Sobald der Tag völlig aufgegangen war, versammelte Wahlmann alle von Como herübergeführten Soldaten und verkündete ihnen im Beisein seiner eigenen Leute mit lauter Stimme, daß sie wieder zurückkehren sollten, weil die Gefahr eines Ueberfalls vorüber sei. Er selbst begleitete sie, theilte aber unterwegs dem ihm ergebenen Anführer den Plan mit, worauf dieser sogleich einging und mit der Dunkel-

heit in einer von Felsen und Gebüsch umzäumten Bucht des See's, eine Meile nördlich von Brisago, anzulangen und seine Leute dort zu verstecken versprach. In seine Wohnung zurückgekehrt, verfertigte Wahlmann eine Bittschrift um seine Entlassung und sandte sie noch an demselben Tage uach Mailand; denn er war fest entschlossen, diesen gefährlichen und unrühmlichen Posten aufzugeben. „O Adelheit!“ rief er, als er das Schreiben abgegeben, hättest du mich geliebt und mir den Tand der Welt aufopfern können! Hättest Du nachzugeben vermocht, welch' Paradies wäre hier für unsere Liebe! Aber sind denn nicht alle Frauen so? Hat nicht Gianetta mir selbst gestanden, sie wolle eher alles opfern, als dem Geliebten nachgeben? Und ist sie nicht die Vollkommenste ihres Geschlechts, die ich kennen gelernt habe? Gianetta, vielleicht in Deinen Armen vernarbt die Wunde. — — O darf ich noch an eine Seligkeit auf Erden glauben?“ — —

6.

Peter's gelungene List.

Peter spazierte unterdessen mit dem langen Lieser am Ufer des Sees. „Die verdammte Schmuggelei bringt unsern Kaiser um viel gute Einnahmen, die doch all' unserm lieben Vaterlande zu gut kämen,“ bemerkte der Diener.

„Ei wohl“, versetzte der Soldat, „aber wir können

doch nicht Mann an Mann Tag und Nacht die ganze Grenze besetzt halten. Es sind verwetterte Kerle, die Frustratori. O ich habe ein Paar Dutzenden von ihnen das Lebenslicht ausgeblasen, aber sie wachsen wie Pilze aus der Erde."

„Wenn Du sie so auf's Korn nimmst, da kann ich Dir wohl ohne Bedenken anvertrauen, welche neue Ordre mein Herr gestern von Mailand erhalten hat, doch mußt Du mir versprechen, Niemand etwas davon zu sagen; denn ich traue Dir nur allein."

„Auf Soldatenparole! Ich will in des Bösen Feueresse braten! Sag' nur schnell, was gibt's Neues?"

„Man hat unter der Hand in Venedig und Wien erfahren, daß viele unter den Grenzsoldaten und Mauthnern von den Schmugglern bestochen und besoldet sind. Es ist daher beschlossen worden, eine ganz neue Mauthverfassung einzuführen und blos die ehrlichen und treuen Unterthanen des Kaisers von den Alten zu behalten. Man will sogar die Namen vieler wissen, welche ihre Pflicht aus den Augen gesetzt haben." —

Des langen Liesers Gesicht wurde noch um einige Zoll länger und kalkweiß.

„Mein Herr meint, Du seist eine brave Haut," fuhr Peter fort, „weil Du ein Deutscher bist, der immer auf die Ehre und den Vortheil seines Vaterlandes und unsers guten Kaisers hält. Er wird Dich zum Corporal vorschlagen und verspricht Dir sechs Dukaten, wenn Du ihm die übrigen aus der Compagnie nennst, welche ebenfalls gut österreichisch gesinnt sind und dem Kaiser gern treu verbleiben wollen. An den Namen der Schurken liegt uns ohnedies nichts."

Der entfärbte Soldat holte tief Athem.

„Das hab' ich gewiß Deiner Freundschaft zu verdanken?“ fragte er kleinmüthig.

„Davon laß uns schweigen, Lieser! Glaube, daß Du mir lieb bist. Erkläre Dich nur, ob Du gesonnen bist, dem Kaiser Deinen Eid zu halten und uns diejenigen zu sagen, welche eben so ehrlich und brav denken wie Du.“

„Wie kannst Du fragen, liebster Freund? Ihre Gnaden, der Herr Hauptmann haben Gewalt über mich. Dürft' ich vielleicht Verzeihung für kleine Versehen hoffen? Ich wollte gerne Alles gestehen.“

„Davon ist gar nicht die Rede; wir alle sind Sünder. Willst Du die Versicherung seiner dauernden Gewogenheit aus meines Herrn eigenem Munde, so begleite mich zu ihm.“

Zitternd und zagend und dem unverdienten Glück mißtrauend, folgte der lange Lieser dem listigen Peter. Nach einer Stunde kannte Wahlmann alle guten und schlechten Subjecte seiner Truppen und fand zu seiner Freude, daß die Zahl der letztern die der erstern wenigstens nicht überstieg. Getrösteten Herzens verließ der frohe Lieser, die Hand voll Gold und das Gesicht voll Freude, den Offizier, um durch sein Beispiel auf Andere zu wirken. Eh die Nacht anbrach, sah die sich begnadigt wähnende Hälfte des Haufens mit pfiffiger Verachtung auf die andere der schlechteren Kameraden, und war fest entschlossen, bei der nächsten Landung von Schmugglern glänzende Proben ihrer Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit an den Kaiser abzulegen. Wenn diese Landung vor sich gehen würde, wußte Niemand als der alte Corporal und sein Busenfreund, der lahme Paul; beide waren aber den ganzen Tag abwesend, man wußte nicht wo. Gegen Abend stellten sie sich ein, beobachteten aber über die

Schmuggler Stillschweigen. Wahlmann streifte mit mehreren Abtheilungen noch in der Nacht, unterhielt sich freundlich mit Gemünz und ließ sich viel von dessen Kriegsthaten erzählen. Beide gingen anscheinlich im besten Vernehmen von einander, sich eine gute Nacht wünschend. Und diese war es wirklich; denn es regte sich abermals nichts, als nach Mitternacht der von den Alpen herab brausende Wind Tevano. Am andern Tage herrschte eine eigene Spannung unter den Soldaten; die Treuen oder Wiedergewonnenen beobachteten jeden Schritt der Andern mit größtem Mißtrauen; diese selbst aber wußten nicht, wie sie mit dem Corporal daran waren, der noch nie so einsilbig, verschlossen und strenge gewesen war, als diesen Tag. Mit der abgeschmacktesten Genauigkeit verrichtete er seine Funktionen und fluchte in gleichem Verhältniß ungeheuer viel, ließ auch hin und wieder ein Wörtchen von Verräthern und Schurken fallen, so daß Alle stutzig wurden, die Abgefallenen aber nicht anders meinten, als er müsse schon Wind von ihrer neuen Verbindung haben. Dazu benahm er sich indessen doch zu ruhig. Dem Corporal steckte aber nichts weiter als der Wahn im Kopf, die festbestimmte Landung seines Freundes Nicolo sei durch irgend einen seiner Leute an Wahlmann verrathen worden. Die in der Bucht versteckten Soldaten zogen sich vor Tagesanbruch in ein hinter dem Berge gelegenes Dorf zurück, wo sie den Tag über zubrachten. Gegen Abend marschirten sie nach Ascona, einem am See gelegenen Marktflecken, mehrere Meilen von Brisago. Dort breiteten sie sich am Ufer aus, und nahmen Jeden, welcher daselbst erschien, gefangen. So geschah es denn, daß mehrere Bettler, welche von Norden herabstreiften, so wie zwei alte Soldaten, die hinaufwärts

eilten, ihnen in die Hände fielen. Das Geständniß, daß die Schmuggler wirklich in Anzug wären, war von diesen bald erpreßt und alle Maßregeln danach genommen.

7.

Die Gespenster des See's.

Die Nacht umgürtete die Nymphe des See's, die noch vom zärtlichen Kuß des Abendroths schamhaft erröthet war. Die Landschaft versank in die dichter und dichter gewobenen Schleier. Alle Kähne waren heimgekehrt in die heimliche Bucht, und der neckische Traumgott zog mit seinem Guckkasten durch die Hütten der Menschen, und zeigte diesem ein freundliches, jenem ein trübes Bild, aber alle vom phantastischen Licht seiner magischen Laterne beleuchtet. Nur Wahlmann scheuchte den Gaukler zurück. Gewohnter Weise schritt er heftig durch das Zimmer. Seine Gedanken waren in Wien bei der noch immer so heftig geliebten Gräfin Adelheit, aber wunderbar genug nahm sie in seiner Phantasie immer mehr Gianetta's Gestalt und Züge an. Es hatte sich ein solcher Widerstreit der Gefühle in ihm erzeugt, daß er gar nicht mehr wußte, wen er eigentlich liebte; er konnte sich nicht von den theuren Erinnerungen an den mit Adelheit durchlebten und im Rausche der Liebe und des Glücks genossenen Frühling seines Lebens trennen, aber der lachende Sommer, mit Gianetta durchscherzt, winkte

ihm doch auch gar zu reizend; der schöne Vorschmack, den sie ihm gegeben, konnte nicht lockender sein. Endlich warf er sich auf's Bett, aber er vermochte nicht zu schlafen. Mitternacht war vorüber; es trieb ihn an's Fenster. Der See war matt erleuchtet. Die Bilder von tausend Sternen waren darinne aufgegangen wie helle gelbe Blumen auf schwarzen Beeten, und leuchteten und glänzten im zitternden Schein. Auf einmal glaubte Wahlmann ein fernes Flüstern oder Plätschern der Wellen zu vernehmen. Er horchte aufmerksamer und fand sich nicht getäuscht. Jetzt verband er die Aufmerksamkeit des Auges mit der des Ohres und sah etwas Weißes auf der Fluth schimmern, wie einen großen Schwan. Besonnen griff er nach dem Lichte, um es zu verbergen, und weckte Petern behutsam. Aus dem dunklen Zimmer spähten nun Beide hinaus und unterschieden bald eine Gestalt, welche langsam aus der Gegend der borromeischen Inseln quer über den See auf das Mauthhaus zusegelte. Zu gleicher Zeit bemerkte Peter zur Seite des Hauses am Ufer mehre in Mäntel gehüllte Gestalten. Die auf dem See ward als weibliches Wesen erkannt, ein weites weißes Gewand flatterte um ihre Glieder, und Wahlmann dachte an den Geist der unglücklichen Gräfin. Ein leiser Schauder rieselte durch seine Gebeine; er wußte in dem Augenblick nicht, was er denken, wie er sich fassen sollte. Das Fahrzeug legte an, die geisterhafte Schifferin stieg langsam an's Land und schwebte auf das Haus zu. Die Vermummten waren verschwunden, während die Aufmerksamkeit der beiden Späher nur mit der einen Erscheinung beschäftigt gewesen war. Wahlmann fühlte seinen Kopf fieberisch brennen und seine Pulse rasch hüpfen. Doch er griff nach dem Degen, bedeutete Petern zu schwei-

gen, und streckte sich auf das Lager. Peter nahm zwei scharf geladene Pistolen, legte auch zur Vorsicht die Büchse zur Hand und stellte sich in die Ecke des Kamins. Rechts vom Kamin war eine Wandnische, bestimmt, das für die Heizung nöthige Holz aufzunehmen, doch jetzt leer. Nach zehn Minuten bänglicher Erwartung vernahm Peter ein Knistern und Knacken in dieser Nische, und als er den Kopf vorbog, sah er zu seinem Erstaunen jene weiß gekleidete weibliche Gestalt daraus hervortreten; ihr folgte eine männliche. Dumpf stöhnend schritten Beide langsam durch das Zimmer von einem rothen Lichtstrahl wunderbar beleuchtet, welcher aus der Nische auf sie fiel. Sie waren fast an der Thüre, als ein Ritter in prächtiger Kleidung heraus trat und mit bloßem Schwert die beiden ersten Gestalten verfolgte. Wahlmann regte kein Glied; ihm hatte es geschienen, als seien die Erscheinungen aus der Wand gestiegen, als verbreite sich das wunderbare Licht aus ihnen selbst. In der höchsten Aufregung sprang er auf, als er bemerkte, daß das Liebespaar ängstlich nach der Thüre floh, und rief: „O weilet! weilet! und vertraut euch mir!“ Aber der weibliche Geist that in diesem Augenblick, als er die Stimme des Offiziers vernahm, einen Schrei, und der sie verfolgende Ritter zuckte das Schwert nicht auf die Liebenden, sondern auf Wahlmann. Aber Peter hatte schon angelegt und eh jener den mörderischen Stoß vollführte, krachte der Schuß und die Kugel saß ihm im Kopfe. Brüllend stürzte der unritterliche Ungeist zu Boden, der Andere aber hatte rasch seinen Dolch gezogen und würde Wahlmann, den der schnelle Wechsel der Scene fast betäubte, jedenfalls tödtlich getroffen haben, wäre nicht die weiß schimmernde Begleiterin ihm selbst jammernd

in die Arme gefallen und hätte ihn am Stoß verhindert. Die Verwirrung vermehrte der Umstand, daß die Beleuchtung verschwunden war. Schon polterten aber die wachehabenden Soldaten auf der Treppe; denn der Schuß hatte Lärm im Hause gemacht, und Peter langte das Licht unter dem darüber gestürzten Gefäß hervor. Plötzlich war die Scene beleuchtet. Die Thüre wurde aufgerissen und Bastel Gemünz, der ehrliche Corporal, trat mit scheinbar schlaftrunkenem Anstand an der Spitze mehrerer Soldaten herein. Auf der Treppe quoll's aber immer lustiger von Soldaten; denn die ganze Caserne war in Aufstand gerathen, und die Wahlmann Ergebenen waren flink bei der Hand, in der Meinung die Zeit ihres Probestückes sei gekommen. In nicht länger als einer Minute war das Zimmer voll und mehre Lichter sandten ihre Strahlen auf die Hauptgruppe. Dort sah man die weißgekleidete Frau zu Wahlmann's Füßen liegen und jammernd seine Knie umfassen. Der in Flor gehüllte Ritterjüngling aber wurde von zwei Soldaten gehalten, welche ihn entwaffnet hatten. Das volle Licht fiel der Knieenden in's Gesicht, und Wahlmann erkannte zu seinem Erstaunen — Gianetten, und in dem Gefangenen Antonio, und als Peter dem entgeisteten Geist am Boden in's Gesicht leuchtete, wurde der hämische Fermo in ihm entdeckt. Antonio schlug beschämt die Augen nieder, und Gianetta rief im Tone der größten Verzweiflung: „O edler Herr, stoßt mich doch mit Euerm Degen auch nieder; ich will es mir für das größte Glück rechnen von Euerer Hand zu sterben, denn Ihr werdet mich doch nun für eine elende, schlechte Lügnerin und Betrügerin halten, und Ihr habt ein Recht dazu; drum erzeigt mir die Gnade und schenkt mir den Tod!"

„Du bist ein thörichtes Kind", sagte Wahlmann und wollte sie aufheben.

„Kreuz, Stein und Dorn!" fluchte der Corporal, nachdem er sich in eine martialische Stimmung geschraubt hatte, auf der sich zu erhalten ihm jedoch nur kurze Zeit gelang, „das ist ja eine saubere Bescheerung! Da haben wir ja auf einmal die Geister gefangen, die uns so lange und so gräulich turbirt haben. Holla! her mit dem Gaunervolk! Herr Hauptmann, übergeben Sie mir diese Canaillen; ich will's ihnen eintränken. Wartet, Bastel G'münz wird euch's vergelten, wie ihr mit ihm umgesprungen und ihn oft genug in's Bockshorn gejagt habt."

Die schlechte List gelang dem guten Corporal nicht. Es war von höheren Mächten beschlossen, daß seine Rolle ausgespielt sei.

„Schweig, Du alter heuchlerischer Graukopf!" rief Gianetta im höchsten Unwillen. Hier wird Deine Kunst zu Schanden, denn diesen edlen Herrn vermag ich nicht zu betrügen. So wißt denn, Herr Hauptmann, dieser Euer Corporal hat meinen Vater zu dem Schelmstück beredet, welches ich mit auszuführen gezwungen wurde. Ihr werdet mich und Antonio in's Gefängniß werfen und uns den Prozeß machen lassen, aber dieser alte Mensch ist der Strafbarste."

Bastel Gemünz suchte sich während dieser Rede Platz zu machen, um einen Weg nach der Thüre zu brechen, und in seiner Nähe hielt ihn keiner auf; denn es waren seine Getreuen, die um ihn standen. Als aber Wahlmann rief: „Faßt ihn und nehmt ihm die Waffen, ihr unsers Kaisers treue Soldaten!" da langten von hinten an funfzig Arme nach ihm und er mußte sich ergeben. Bittend und fluchend wurde er abgeführt, ebenso nach ihm der lahme Paul. Allen

Andern sicherte Wahlmann Gnade zu. Fermo's Leiche wurde dem Anblick der Lebenden entzogen, die Soldaten räumten allmählich das Zimmer und auch Antonio sollte abgeführt werden. Da wandte er sich zu Wahlmann mit den Worten: „Ihr seid ein edler Mann, Capitän. Dies Mädchen ist in Euerer Gewalt, vergeßt Euern Edelsinn nicht. Was mich selbst betrifft, so bitte ich Euch morgen um eine Unterredung unter vier Augen."

„Sie sei Dir gewährt! Und was Deine Warnung betrifft, so laß uns das Mädchen selber fragen. Setzest Du gleiches Mißtrauen in mich, schöne Gianetta, wie dieser Mann? In diesem Fall werde ich Dich aus diesem Hause entfernen und in das Dorf bringen lassen, Dir eine strenge Wache geben und selbst mir keinen Zutritt zu Dir gestatten."

Gianetta sah ihn mit einem bittern Schmerzensblick an. „Wollt Ihr mich Antonio's Argwohn entgelten lassen?" fragte sie weich. „Wie ich Euch vertraue, wißt Ihr. Drum verbannt mich nicht von Euch."

Antonio warf ihr einen flammenden Blick zu.

„O!" rief sie, „Du wirst mich noch tödten mit Deiner Eifersucht. Du bist kein Italiener." Und schnell aus der schmerzlichen Stimmung in eine launige übergehend, fragte sie den Jüngling: „Wie, wenn ich nun Deine Frau wäre, sollte ich mir den guten Hauptmann nicht zum Cicisbeo annehmen? Glaubst Du, Thor, ich würde mir von Dir ein Recht streitig machen lassen, welches jede Italienerin behauptet?"

Wahlmann mußte über die Bemerkung sowohl, als über den possierlichen Ton, in welchem sie vorgebracht, und zu dieser Zeit, in dieser Lage vorgebracht wurde, herzlich lachen, und Antonio stimmte ein.

„Geh' nur getrost, mein Freund, sagte der Of-

fizier, „und laß Dich die Langeweile nicht plagen.“ Der schöne Jüngling ging jetzt leichtern Sinnes mit den Soldaten, und Wahlmann stand mit Peter und Gianetta allein im Zimmer.

8.

Treuherzige Geständnisse.

„Wollen Sie nicht dieses Gemach verlassen, an dessen Boden das Blut eines Erzschelms klebt?“ fragte Peter und leuchtete voran nach dem hintern Zimmer, einem kleinen traulichen Stübchen. Hier ließ er das Paar allein. Reizend wie eine Fee saß dem liebsehnsüchtigen Offizier das liebliche Kind gegenüber, dessen Gegenwart er noch vor einer Stunde heftig gewünscht hatte, ohne die entfernteste Hoffnung zur Erfüllung dieses Wunsches zu hegen. Ihr schwarzes glänzendes Haar hing aufgelöst auf die alabasternen Schultern und den Rücken herab, und von dem Busen floß in leichten Wellen das in Falten gegürtete schneeweiße Gewand. Wahlmann fühlte eine Beklommenheit, die ihn den vornehmsten Damen gegenüber nie beschlichen hatte, und er suchte vergeblich nach einem schicklichen Anfang der Unterhaltung. Als er es endlich über sich gewann, ihr zuerst in das reizende Gesicht zu blicken, nahm er wahr, daß sie still Thränen vergoß.

„Du weinst?“ fragte er jetzt rasch und theilnehmend; „hab' ich Dir wehe gethan?“

„Ach! Ihr verachtet mich und ich bin's schon werth, daß Ihr kein Wörtchen mit mir redet. Aber glaubt mir bei der heiligen Jungfrau, hätte ich nur ahnen können, daß Ihr der Hauptmann dieses Mauthhauses wärt, ich hätte mich eher von meinem Vater todt schlagen lassen, als daß ich diese schlechte Rolle gespielt hätte."

„Aber sage mir doch, wie Du dazu gekommen bist, sie zu spielen? Hast Du Dich nicht gefürchtet, daß ich den Geistern zu Leibe gehen möchte? In einem Hause voll Soldaten solchen Spuk treiben, ist doch wahrlich kein geringes Wagstück von einem Mädchen."

„Schenkt mir Euer gütiges Ohr, werther Herr, und Ihr werdet mich vielleicht minder strafbar finden. Jeder Anführer eines Haufens Schmuggler, welche auf seine Kosten den Schleichhandel treiben, steht mit irgend einem Beamten oder mehreren an der Grenze in Verbindung, und so viel Ihr bis an's Venetianische hinüber Mauthhäuser findet, so wird schwerlich eins sein, worin nicht von den Frustratori besoldete Leute wohnen. Der vorige Hauptmann dieses Mauthhauses war ein alter stumpfer Mann, und der Corporal versah eigentlich seinen Posten. Er steht schon lange mit meinem Vater auf dem besten Fuß und bezieht jährlich eine bedeutende Summe von demselben, die er nach Belieben unter seine Leute austheilen konnte. Der Corporal beherrschte sie alle mit unserm Geld. Die Neutralität des Sees erlaubte uns bei Tag und Nacht ihn zu befahren. Wir hatten dort bestimmte Landungsplätze am österreichischen Ufer. Fanden unsere Leute Zollbeamte, die sich ihnen nicht von fern gleich als Freunde durch ein Zeichen zu erkennen gaben, so stießen sie wieder in den See und suchten sich nach einigen Stunden oder in der

Nacht einen andern Landungsplatz. Wurden ja zu Zeiten einige, die schon im Lande oder am Ufer waren, erwischt, meist von Soldaten, die der Corporal, wahrscheinlich ihre Ehrlichkeit fürchtend, nicht in sein Spiel sehen ließ, so war der Verlust der Waaren bald verschmerzt, der Träger derselben rettete si ; durch die Flucht und schwamm oft meilenweit über den See. Oft aber auch büßten die Soldaten mit dem Leben; denn die Frustratori führen stets geladene Pistolen und scharfe Dolche. Der alte Hauptmann starb, und Ihr kamt an dessen Stelle. Der Corporal versicherte meinem Vater in den Zusammenkünften, die sie hielten, Euere Klugheit sei eben nicht weit her, und Euer Aberglaube übersteige den einer Kinderamme. Jedes ersonnene Spukgeschichtchen oder Märchen, womit sich das schlechteste Volk herum trüge und die Kinder fürchten mache, hättet Ihr geglaubt und Euch, wenn er ein solches erzählt, oft schlimmer wie ein albernes Kind geberdet. Im Nothfall würdet Ihr mit einer Geistererscheinung so zur Ruhe gewiesen werden können, daß Ihr bei Nacht Euer Zimmer nicht wieder zu verlassen wagen würdet. Wir lagen nun vorgestern in der Bucht bei Magadino in der nördlichsten Spitze des Sees mit acht schwer beladenen Schiffen. Diese Bucht gehört nicht mit zur Neutralität des Sees, sondern zum Canton Tessin. Der Verabredung mit dem Corporal gemäß wollten wir in der Nacht eine Meile von hier südlich, wo einer unserer besten Landungsplätze ist, die Waaren an's Land bringen. Der vierte Theil vom Vermögen meines Vaters stand auf dem Spiele, und nicht alles war in der Versicherungsbank des Schleichhandels zu Chiasso assecurirt. Denn mein Vater ist geizig und gönnt den Speditoren und der reichen Bank nicht, was er selbst verdient zu haben

vorgibt. Es galt daher jetzt vorzügliche Vorsicht; unser Haufe war größtentheils bewaffnet auf einem Schiffe; die Weiber und Buben blieben zurück, und nur ich begleitete meinen Vater theils aus eigener Lust, theils weil er es gern sah. Wir segelten am hohen Nachmittag aus und hofften zwei Stunden nach Mitternacht am Landungsplatz zu sein. Als wir aber in die Gegend der borromeischen Inseln kamen, hörten wir vom Ufer her mehrmals drei Schüsse hinter einander fallen, ein Zeichen unsrer Freunde, daß Gefahr für uns sei. Denn alle Schmuggler und die ihnen ergebenen Bettler und sogar die Bauern des ganzen Landes haben Zeichen für uns, um uns vor österreichischen Soldaten zu warnen. Eine Stunde nachher begegnete uns ein Kahn mit mehren Handlangern oder vielmehr Bettlern, welche alle ihr tägliches Brot von uns haben. Gemünz ließ uns durch sie unterrichten, wie das ganze Ufer mit neuen österreichischen Soldaten besetzt sei, und einer seiner Leute unsern Plan an Euch verrathen haben müsse. Ich weiß nun besser, wie Ihr zur Kenntniß desselben gekommen seid. Aber so sicher gemacht sind die Schmuggler, daß sie ohne Bedenken in jedes Fremden Beisein von ihren Plänen sprechen. Wer wollte sie auch verrathen, der nicht selbst ein österreichischer Soldat oder ein neuer Beamter oder ein Spion ist? Denn der ganze Canton Tessin lebt vom Schleichhandel in das österreichische Gebiet, die Leute kennen fast kein anderes Gewerbe. Jede obrigkeitliche Behörde bekommt ihren Theil des Gewinnes, die Versicherungsbank in Chiasso ist mit Millionen garantirt, die Regierung des Cantons schützt uns auf jegliche Weise und muß uns ihres eigenen Vortheils willen aller Drohungen Oesterreichs ungeachtet stets schützen. Ganz Chiasso ist voll

Schleichhändler und Speditoren des Schleichhandels. Kein Schweizer wird uns also verrathen; aber auch kein Lombarde. Die Mauth ist hoch, der Landmann würde sich oft die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse entsagen müssen, sollte er die darauf haftende Abgabe bezahlen. Und der Italiener arbeitet nicht gern; er sucht sich seinen Bedarf auf die leichteste, wenn auch nicht rechtliche Art zu verschaffen. Ueberdies wird die österreichische Regierung von den Lombarden gehaßt. Daher kommt es denn auch, daß im Fall der Noth alle Bauern auf unsrer Seite sind und mit auf die österreichischen Soldaten schießen. Ja es gilt als ein verdienstliches Werk, einem Deutschen das Lebenslicht auszublasen. Ein alter Beamter und Soldat verräth uns aber eben so wenig; denn diese haben große Vortheile von uns. Wen sollen wir nun zu fürchten haben? Daraus erklärt Euch, wie Ihr so leicht in Euerer Verkleidung der Mitwisser der beabsichtigten Landung wurdet. Es dachte freilich von uns allen Niemand daran, in Euch den neuen Hauptmann zu sehen. Die österreichische Uniform hätte Euch den Paß versperrt, das wußte wohl Jeder, aber in einer Bauernjacke hätte Euch doch Keiner erwartet. Uebrigens war nach des Corporals Bericht wahrscheinlich, daß Ihr nach Savoyen zu gereist wäret."

„Sage mir doch," unterbrach Wahlmann hier des Mädchens Rede, „würdest Du mich aus dem Keller der Herberge zu Centovalli befreit haben, wenn Du gewußt hättest, daß ich der österreichische Hauptmann sei?"

Gianetta besann sich einen Augenblick und sagte dann lächelnd: „Ja ich würde Euch doch befreit haben, und dann hätte ich natürlich die Fahrt hintertrieben "

„Dafür muß ich Dir einen Kuß geben."

„Nein, das ist wider die Abrede. Laßt mich ruhig weiter erzählen. Wir legten in der Nacht an der Isola Madre an und hielten uns den ganzen Tag dort verborgen. Auf die Botschaft, welche wir dem Corporal sandten, kam er Nachmittags selbst, und verabredete mit meinem Vater die Landung in dieser Nacht. Um Euch an das Zimmer zu fesseln, wurde der Spuk ausgeheckt. Anfangs sollte ein Bube den Geist der Gräfin spielen, aber der Corporal bestand darauf, daß es ein Mädchen sein müsse, um sich nicht durch die Stimme zu verrathen, wenn es nöthig sei, einige Worte an Euch zu reden. Unter der ganzen Gesellschaft war ich aber das einzige weibliche Geschöpf, da die übrigen Weiber in Chiasso zurückgeblieben waren. Der Vater befahl mir die Rolle zu übernehmen, der Corporal malte Euch als den feigsten und furchtsamsten Menschen, versprach im Falle der Noth mich sogleich in Sicherheit zu bringen, welches ihm, dem mit dem Hause und seiner Umgebung Vertrauten leicht werden mußte, er versprach mir ferner den Beistand aller seiner Soldaten, und Antonio und Fermo, welche sich zu meinen Begleitern und Theilnehmern aufwarfen, gelobten mir, mich in jedem Fall zu schützen. So beredete ich mich zuletzt selbst, das aus Muthwillen zu thun, wozu ich doch eigentlich gezwungen wurde. Von einem alten armen Aufseher des öden Palastes der Borromeer auf der Insel Madre wurden aus der modernden Garderobe des ausgestorbenen Grafenhauses einige Stücke angekauft, und wir langten in der Verkleidung in zwei Kähnen am Ufer an. Meine Begleiter verließen mich einen guten Büchsenschuß vom Ufer und legten eher nördlicherer an, als ich, und erwarteten mich, die ich allein auf das Haus zuruderte. Gemünz harrte unser schon,

nnd der lahme Paul führte uns zu der Nische, deren Wölbung weggenommen werden kann. Er spendete uns Licht durch eine Laterne, über welche ein Stück rothes Flortuch ausgespannt war. Man hatte mir versprochen, ich solle blos von der Nische aus, quer über die Stube und durch die Thüre wieder hinaus gehen. Der Himmel hat den Frevel nicht geduldet, und der ihn am meisten betrieb, hat auch mit dem Leben dafür zahlen müssen."

„Wie aber kamst Du dazu, den Antonio zu Deinem Begleiter anzunehmen, da Du doch nicht mit ihm vom besten stehst?"

„Er ist der Tapferste des ganzen Haufens und der bitterste Feind der Oesterreicher. Auch bat er meinen Vater, mich begleiten zu dürfen, und dieser gewährte ihm gern die Bitte; denn unter Antonio's Schutze konnte er mich sicher glauben; mir selbst aber war es nicht unangenehm, daß er meinen Geliebten und Fermo unsern Verfolger spielen sollte."

„Und was hat unterdessen Dein Vater begonnen?"

Gianetta schwieg einige Zeit verlegen. „Wenn ihm Gott gnädig ist," versetzte sie dann, „so hat er von unserm Unfall Nachricht erhalten und ist mit seinen Waaren wieder in den See geflüchtet."

„Nachricht?" fragte der Offizier zweifelhaft. „Aus diesem Hause schwerlich."

In diesem Augenblick hörten sie viele Schüsse zu gleicher Zeit und hinter einander fallen. Gianetta schrie auf, und Wahlmann sprang zum Fenster. Am Ufer lebte Alles und längs demselben tönte der Ruf der Wachen. Die gewonnenen Soldaten stürmten nach Süden hinab, und aus der Ferne vernahm man anhaltendes Gewehrfeuer. Wahlmann wollte das

Zimmer verlassen, um ebenfalls hinaus zu eilen, da sah er Gianetten ohnmächtig auf dem Ruhebette liegen. Gleich einer geknickten Lilie hatte sie das Haupt gesenkt. Der Offizier konnte sich ohnmöglich schnell von dem herrlichen Bilde losreißen. Es zog ihn wie mit magischer Gewalt zu ihr hin. Er beugte sich über sie, horchte auf ihren leisen Athemzug und drückte ihr einen Kuß auf die bleichen Lippen. Dann flog er zum Kampfplatze.

9.

Die Nebenbuhler.

Von Norden herab kamen eben die Comer Soldaten und verkündeten, wie sie drei Schiffe mit Waaren gefangen und einige Schmuggler erlegt. Von Süden herauf gelangte fast zu gleicher Zeit dieselbe Nachricht zum Hauptmann. Der alte Nicolo hatte nämlich zu größerer Vorsicht seine Schiffe und Leute in zwei Theile getheilt, deren einer nördlich vom Mauthhaus, der andere südlich landen sollte. Die während dem im Mauthhause aufgeführten Trauerspiele überhalb desselben Gelandeten hatten, die Uebermacht erkennend, die Waaren bald im Stich gelassen und ihr Heil in der Flucht gesucht, welche fast allen durch die Dunkelheit der Nacht, durch ihre Gewandtheit und Kenntniß aller Schlupfwinkel gelang. Nicht so glücklich war der zweite und größere Haufe, bei welchem sich Nicolo selbst befand. Bald nach seiner Landung hatte ein hin=

zugekommener Wachtposten auf die mit Auspacken und Fortschleppen der Waaren beschäftigten Frustratori gefeuert. Mit diesen wenigen Leuten glaubte Nicolo fertig werden zu können, und ließ einen Theil seiner verwegensten Bursche auf sie los stürmen, während andere mit den ausgeworfenen Waaren davon eilten. Die Bündel waren nämlich alle nicht größer, als ein Mann zu tragen vermag. Dadurch schwächte aber Nicolo seine Macht. Auf des Corporals Freundschaft und den Geisterspuk vertrauend, glaubte er nur von einem naseweisen oder ununterrichteten Posten feindlich behandelt zu werden; in der Hitze des Gefechts und des nur matt von Dämmerung durchhauchten Nachtdunkels bemerkte er nicht, wie der Haufe seiner Gegner von Minute zu Minute sich vermehrte, und endlich das ganze Ufer lebendig wurde. Die Meisten seiner Leute waren klüger als er, sprangen in die Schiffe und entgingen dem Tod. Nicolo sank aber bald von einer Kugel getroffen sterbend zur Erde. Mit seinem Falle war der Kampf beendigt; denn die noch übrigen Schmuggler wurden theils gefangen, theils warfen sie sich in die See und retteten sich durch Schwimmen. Sie verschwanden in der Finsterniß nicht anders als verschlänge sie die Erde oder der See. Als Wahlmann mit mehren Fackelträgern auf dem Platz ankam, war alles beendigt. Er erkannte unter den Todten sogleich Gianetta's Vater, und befahl die Gebliebenen in das Dorf zu bringen und für ihre Beerdigung zu sorgen, die Waaren aber in Beschlag zu nehmen.

Der Morgen dämmerte feucht und regnerig über dem unruhigen See, der Himmel war mit einem düstern melancholischen Grau überzogen, und der Wind blies rauh und heftig von den Alpen herab, als Wahl-

mann, in Nachdenken versunken, nach seiner Wohnung zurückkehrte. An der Thüre erwartete ihn Peter und trug ihm Antonio's dringende Bitte um eine Unterredung vor. Wahlmann trat daher in das Gemach, worin der Schmuggler gefangen gehalten wurde, und hieß die Wache sich entfernen. „Ich habe bereits vernommen," sagte Antonio, „daß der alte Nicolo mit seinem geliebten Fermo eine Straße gewandelt ist. Diese verhängnißvolle Nacht hat viel für und viel gegen mich gethan. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich Gianetta bis zur Raserei liebe."

„Dies ist mir bekannt; ich find' es natürlich, und Du kannst deshalb ohne weiters darüber hingehen."

„Es ist Euch bekannt?" rief der Frustratore erstaunt. Wie ist das möglich? Seid Ihr allwissend?"

„Das thut nichts zur Sache! Genug, daß ich es weiß, und also weiter."

„Nun dann werdet Ihr auch wissen, daß Fermo mein Feind war, und Gianetta —"

„Ein Trotzköpfchen, und durch beide Dir ungünstige Dinge kamst Du um die Braut. Vater und Bräutigam sind glücklich aus dem Weg geräumt und nun meinst Du, könntest Du ohne weiteres das Mädchen freien?"

„Ich höre wohl," sagte Antonio kleinlaut, „Ihr wißt von mir mehr, als ich vielleicht selbst. Nun so werdet Ihr auch einsehen, daß Ihr in Mailand Euch keinen Stein in's Bret setzen werdet, wenn Ihr berichtet, Ihr habet mich gefangen, oder wenn Ihr mich wohl gar mit Gianetta dahin führen laßt. Mein Vater wird es Euch wahrlich schlechten Dank wissen, und wenn Ihr irgend glaubt, er wüßte nichts von

mir und meiner Lebensart, und er liebte mich nicht mehr, weil ich ein Frustratore geworden bin, so will ich Euern Irrthum mit seinen eigenen Briefen bekämpfen, die er mir von Zeit zu Zeit schickt. Ich weiß gewiß, Ihr werdet nicht so schlecht sein und ihn verrathen." Mit diesen Worten zog der junge Mann einige Papiere aus dem Busen und reichte sie dem erstaunten Offizier. Dieser sah aus diesen anonymen Briefen, daß nur ein gebildeter und vornehmer Mann sie geschrieben haben konnte. Sie enthielten väterliche Vorstellungen und Bitten, die gewählte Lebensart aufzugeben, in die Arme der Familie zurückzukehren, ein Amt anzunehmen, dann Familiennachrichten, die ebenfalls von guten Verhältnissen zeugten. „Gut," sagte Wahlmann, mit einer erheuchelten Gleichgültigkeit die Papiere zurückgebend, „schreibe einen Brief an Deinen Vater und melde ihm Deine Umstände; ich selbst will an ihn schreiben und seine Bestimmungen über Dich erwarten. Ein reitender Eilbote soll sogleich nach Mailand abgehen." — Diesen Vorschlag ging Antonio ein. Wahlmann machte einen Bericht an die Oberbehörde in Como, ohne der Spukgeschichte mit einer Silbe zu gedenken, Antonio saß neben ihm und schrieb. Wie erstaunte aber der Offizier, als er auf dem ihm übergebenen Brief den Namen eines der ersten Männer, welcher mit an der Spitze der Administration stand, und dessen Befehlen er unterworfen war, erblickte! Er verbarg seine Ueberraschung so gut als möglich, und setzte ein höfliches Schreiben an den Vater des Schmuggler auf. Eine Stunde darauf ging der Bote mit den Briefen ab.

Gianetta war durch Peters Sorgfalt zu Bette gebracht worden; sie schlummerte nach den gemüthangreifenden Auftritten der Nacht. Von ihres Vaters

Tode wußte sie noch nichts. Antonio erkundigte sich mit unruhiger Heftigkeit nach ihrem Befinden, und es schien für ihn Qual, von ihr getrennt zu sein. Wahlmann ging selbst, um ihm Nachricht zu bringen. Lange stand er vor der liebenswürdigen Schläferin. Ihr Gesicht, sonst das reizendste und treueste Bild der Freundlichkeit, war jetzt von Trauer erfüllt, aber nicht minder reizend. So weht oft durch den Frühlingsgarten der Natur ein kalter Lufthauch; so tritt ein Gewölk vor die Sonne. In Wahlmanns Seele ging die Gewißheit auf, daß Gianetta ihm unendlich theuer sei. Er fühlte mehr als je das mächtige Bedürfniß seines Herzens, die Halbheit seines Lebens zu ergänzen und mit einem geliebten weiblichen Wesen sich zu verbinden. Seine Verhältnisse mit Adelheit waren gänzlich aufgehoben; sie war jetzt vielleicht die Gattin eines andern glücklichen Mannes. Er hatte sie wahrhaft geliebt; er liebte sie noch; aber er fühlte dies Gefühl von der fernen ihm allmälig fremd werdenden Geliebten auf die gegenwärtige liebenswürdige Tochter der Natur übergehen. Er glaubte überzeugt zu sein, daß ihn Gianetta allein beglücken könne. Und nun stand ihm dieser wunderliche Antonio im Wege. Zu einem entscheidenden Schritte entschlossen, ging er wieder hinab zu dem ihn mit Sehnsucht erwartenden Gefangenen. Nachdem er denselben mit kurzen Worten von Gianetta's Zustand unterrichtet, sagte er: „Du hast mir gesagt, Antonio, und ich wußte es erst, daß Du Gianetten leidenschaftlich liebst. Als ein Mann von Ehre bin ich schuldig, Dir zu sagen, daß ich sie ebenfalls liebe und wahrscheinlich nicht minder stark als Du."

Antonio war erbleicht und starrte den Offizier wie ein Wahnsinniger an. „O weh!" seufzte er dann

auf, „so ist meine Hoffnung wieder hin! Führt sie aber nur aus dem Lande; denn hier bleiben könnt Ihr ohnedies nicht mit ihr.“

„Du irrst Dich in mir; ich werde mich nicht des Rechts des Stärkern bedienen. Gianetta soll freie Wahl haben zwischen mir und Dir.“

„O Ihr werdet sie mit Euern schönen Worten beschwatzen!“

„Auf mein Ehrenwort nicht! Du sollst sogar vor mir voraus haben. Du hast ihr schon lange gesagt, daß Du sie liebst, ich sagte ihr keine Silbe von meiner Liebe, und erst nach vier Wochen will ich mich ihr entdecken, und sie dann sogleich um die Wahl bitten.“

„Aber Ihr seid ein schöner, schmucker Kapitän, seid reich und vornehm; ich bin nur ein armer Frustratore.“

„Dein väterliches Erbgut übersteigt vielleicht mein Besitzthum um das Zehnfache. Und Gianetta, als einzige Erbin des großen Reichthums ihres Vaters, braucht nicht nach dem Metall zu wählen. Ihr edles Herz würde das nicht thun, selbst wenn sie blutarm wäre. Was mein Amt betrifft, so mußt Du wissen, daß ich bereits um meine Entlassung eingekommen bin; denn ich kann weder ein Schurke sein, noch gegen ein ganzes Land streiten. Ich gedenke als ein fleißiger Landmann in Italien glücklicher zu leben, denn als Offizier. Von Geburt bist Du aber vornehmer als ich; Du brauchst nur in den Schoß Deiner Familie zurückzukehren, und Du bist es auch dem Stande nach. Ich habe also nicht den geringsten äußern Vorzug vor Dir, und Gianetta soll mit allen diesen Verhältnissen bekannt gemacht werden.“

„Ich erkenne Euere Großmuth und muß wohl in

den wunderlichen Handel einwilligen," sagte der Italiener; „Ihr habt gleiches Recht auf Gianetta, als ich. Ich weiß aber schon, sie wird Euch wählen, und sollte sie es mir zum Trotz thun, und ich werde dann der unglücklichste Mensch sein."

„Was würdest Du denn gethan haben, wenn sie Fermo's Frau geworden wäre?"

Antonio schüttelte die schwarzen Locken und blickte eine Minute lang, sich in die Unterlippe beißend, starr auf den Boden; dann erhob er das Haupt und das große rollende Auge, welches wild auf Wahlmann blitzte, indem er sprach: „Ich hätte es so lange ertragen, als mir möglich gewesen, und hätte ich es nicht mehr gekonnt, nun so wäre mein Dolch Retter aus der Noth geworden."

„Ich danke Dir für Deine Aufrichtigkeit. Ein Kluger nimmt sich ein Exempel dran."

„Ihr habt bei Gott! nichts von mir zu befürchten, Ihr seid ein braver Mann und jener war ein Schurke. Wählt sie Euch — und sie wird Euch wählen — so nehmt sie in Gottes Namen, aber zieht mit ihr außer Land, damit ich sie nicht wieder sehe, sonst könnte ich doch einmal toll werden, und dann steh' ich nicht für mich."

„Gianetta's Zimmer steht Dir so gut offen, als mir," sagte Wahlmann und ging, in der Brust seines Nebenbuhlers Achtung und Bewunderung hinterlassend.

10.

Auf Isola bella.

Gianetta hatte ihrem Vater die kindliche Thräne auf's Grab geweint und dann die glückliche und beglückende Heiterkeit, den Grundton ihres Gemüths, wieder gefunden. Von Mailand war der Bote zurück. Er brachte nebst den Briefen von Antonio's Vater eine Begnadigung der Behörde, der zufolge Antonio und Gianetta sogleich auf freien Fuß gesetzt werden sollten. Der Brief an Wahlmann war in den rührendsten Ausdrücken abgefaßt. Der gebeugte Vater bat den Offizier, seinen geliebten aber verwilderten Sohn durch freundschaftliche Ueberredung zur Rückkehr nach Mailand zu vermögen. Wahlmann suchte Antonio's Stimmung zu benutzen, in dessen Augen er Thränen bei Lesung seines Briefes schimmern sah; er schickte sich an, eine lange Rede über Kindespflichten und das Glück der Häuslichkeit, der Heimath, der Liebe der Verwandten zu halten, aber Antonio fiel ihm wehmüthig, das lockige Haupt schüttelnd, in's Wort: „Laßt uns erst Gianetta's Wahl abwarten, Kapitän; dann wollen wir weiter darüber sprechen." Wahlmann war wunderbar gerührt, es kam ihm der leise Wunsch bei, das liebe Kind möchte den schönen Jungen wählen, und wär' er nicht mit sich über die Sache im Reinen gewesen und zu einem festen Entschluß gekommen, so hätte er ihr sicherlich zugeredet, dem Italiener ihre Hand zu geben.

„Weder Du noch Gianetta könnt nun länger in diesem Hause verweilen, suche Dir also einen andern Aufenthaltsort und laß uns sogleich mit Gianetten darüber sprechen, wohin sie sich wenden will."

„Kapitän," sagte der Frustratore, „Ihr seid mir der wunderlichste und außerordentlichste Mensch auf der Welt; Ihr zwingt mich die größte Hochachtung vor Euch zu hegen. Gianetta's Betragen gegen mich zeither hat mir — ich muß es Euch gestehen — wieder Hoffnung gegeben. Aber ich will mich an Edelsinn nicht von Euch übertreffen lassen. Hört also meinen Vorschlag! Auf der Isola bella kenn' ich den Schloßkastlan; er ist ein alter ehrlicher Kerl und hat ein gutes Weib. Ihre Kinder wohnen alle im Piemontesischen, und vor Kurzem hat sich ihre jüngste Tochter mit einem Bürger in Intra verheirathet. Die Alten nehmen Gianetten gewiß gern auf. Ihr habt dann nicht viel weiter zu ihr, als ich; denn ich werde mich vor der Hand in Locarno niederlassen. Besucht Ihr sie, so oft es Euere Zeit erlaubt; ich werde wöchentlich nur zweimal einige Stunden bei ihr verweilen. Seid Ihr das zufrieden?"

„Herzlich gern! Du bist eine ehrliche Haut. Wer das Glück hat, führt dann die Braut heim."

Gianetta wurde mit dem gefaßten Entschluß bekannt gemacht und um ihre Meinung befragt. Gern ergab sie sich in die Verfügung ihrer Beschützer. Am folgenden Morgen, ehe noch der Tag graute, stieß das Boot vom Lande, welches Gianetta, Antonio, Wahlmann und Peter auf Isola bella übersetzen sollte. Rasch durchschnitt der Kiel die rauschende Fluth, in welcher der unbewölkte Himmel seine tiefblaue Schönheit spiegelte. Die Gesellschaft war heiter, und Gianetta scherzte über ihre jetzige Fahrt auf dem See, mit der letzten verglichen.

„Die beiden liebenden Geister," sagte sie, und ihr Auge ruhte dabei mit Zärtlichkeit auf Antonio, „segeln wieder zurück, woher sie gekommen, ihres Verfolgers

sind sie entledigt worden, führen aber dafür die beiden erschreckten Menschenkinder mit sich."

„Es hat sich wunderbar gefügt," setzte Wahlmann hinzu, „daß Du durch mich Deinen lästigen Bräutigam los geworden bist, da Du es bei unserer ersten Bekanntschaft ohne Zweifel von mir erwartetest. Meinem Peter bist Du inzwischen größern Dank schuldig."

„Wir wollen die Todten ruhen lassen," sagte Gianetta ernst, „wissen wir doch nicht, was wir von den Lebenden zu erwarten haben."

„Ja wohl!" seufzten Antonio und Wahlmann fast zu gleicher Zeit, und Gianetta brach über die Melancholie ihrer Verehrer in ein lautes Lachen aus, worein diese endlich einstimmen mußten, um sich und ihre eigene Sentimentalität damit zu verhöhnen. Die kleine Terrasseninsel stieg mit dem piemontesischen Ufer endlich aus der Fluth empor und die große Reiterstatue auf der äußersten Spitze derselben schien den Ankömmlingen den Morgengruß zuzuwinken. Noch vor Sonnenaufgang hielt der Kahn unterhalb des Schloßgebäudes und die Gesellschaft stieg die Treppe hinauf. Der Kastellan empfing sie mit traulichem Willkommen und führte sie in den Garten. Dieser nimmt den größten Theil der Insel ein und besteht aus sieben pyramidenförmig über einander sich erhebenden Terrassen, auf deren Spitze der St. Borromeus als kolossaler Reiter, aus Erz gegossen, steht. Aus einem wüsten unwirthlichen Felsen schuf dieser Mann das Paradies, von dessen Höhe aus man eine der herrlichsten Aussichten der Welt genießt. Myrte und Lorbeer, Orangen und Citronenbäume blühen hier und wölben sich zu ungeheuren Bogengängen auf den Terrassen. Leider hat Künstelei der Natur

wieder ihr schönstes Recht genommen, welches ihr Fleiß und Kunst erst eingeräumt. Alle Bäume und Gebüsche sind von der Gartenscheere zur Ordnung und Gleichheit verwiesen. Doch ein Blick hinaus in die reizende Schöpfung Gottes läßt den kleinen Schmerz über die künstlichen Verbesserungen der Schöpfung vergessen. Wahlmann erstieg an Gianetta's Arm die oberste Terrasse; Antonio folgte langsam mit dem Kastellan nach. Als das Pärchen aus dem Lorbeerhain heraustrat auf die östliche Seite dieser Gartenkrone, verkündete die feuerflammende Aurora über dem in der Ferne emporsteigenden blauen Apennin die nahe Ankunft des Tagsgestirns. Schweigen fesselte die Zungen; in solchem Augenblicke redet die Natur allein durch die Wunder ihrer Werke. Langsam rollte der Feuerball heran, und der Himmel glühte freudig über die neue herrliche Geburt ihrer Königin, und der See flammte, in welchem sie sich besah. Das herrliche Italien aber war übergossen mit zauberischen Mitteltinten, und so weit das entzückte Auge die Seele nach Süden trug, verschwamm das Fernland in ihnen, für dessen Schönheit die Sprache keinen Namen hat. Das Glutgewölk umstand die Sonne wie glänzende mit Purpurfarbe übergossene Schneemassen, und sie schoß wie einen goldenen Pfeil ihren ersten Strahl aus gegen die schroffe im Norden aufgethürmte ungeheure Alpenwand. Und die Gipfel der Gletscher begannen, von dem flammenden Pfeile getroffen, zu glühen, und Pfeil auf Pfeil flog nach, bis das Gebirge hell glänzte und die Häupter desselben wie Diamantenfelsen schimmerten. Die Gletscher träuften Glut und die Natur feierte das kurze Glanzfest mit Stille. Höher stieg der Feuerball, der See verlor seinen rosigen Widerschein, aber wohin das wonnetrunkene Auge

blickte, boten sich ihm neue Reize. Das östliche Ufer des Sees mit seinen Felsenblöcken trat deutlicher hervor so weit es das Auge verfolgen konnte, der See wurde belebt, nach allen Seiten hin kreuzten Kähne.

Die Gesellschaft stieg in die Wohnung des Kastellans hinab, um dort ein Frühstück einzunehmen. Die Männer wurden bald hinsichtlich Gianetta's einig. Ihre unerschöpfliche Laune bereitete allen einen frohen Tag. Doch konnte sich beim Abschied keiner rühmen, vor dem Andern eine Gunstbezeugung von ihr erhalten zu haben. Sie hatte ihre schönen Gaben mit gleichen Händen ausgetheilt. Beide Männer hatten sie mit ihren Verhältnissen bekannt gemacht, und sie lächelte schelmisch zu diesen Anstalten. Wenn ihr auch Wahlmann nichts gestanden, so wußte sie dennoch Alles. Auf der Treppe noch, die zu den harrenden Booten hinab führte, gab sie jedem einen Kuß, und so ruderte Antonio nach Norden, um Gianetta's Vermögensumstände zu ordnen, Wahlmann nach Süden, um die Befehle der Oberbehörde in Betreff seiner strafbaren Soldaten auszuführen.

11.

Aus hellem Licht schnell in finstre Nacht.

Einen Tag über den andern tanzte vom Mauthhause aus ein flinkes Schifflein durch die Wellen des Sees nach den borromeischen Inseln hinüber, und kehrte erst spät in der Nacht wieder zurück. Und

der darin saß, trug jeden Abend eine größere Last in seine Zelle, die süße Last schwärmerischer Liebe. Wahlmann schied nie von der munteren Italienerin, ohne sich zu sagen, er würde ohne sie nicht zu leben vermögen. Von der Hypochondrie war er glücklich geheilt; auf seinen Wangen blühten die Rosen der Gesundheit und von Sehnsucht nach unheimlichen Gespenstern verspürte er nichts mehr. Pfeilschnell flog ihm der Tag auf der Insel hin. Wo wäre aber auch eine Stelle auf Erden mehr für die Liebe und den Aufenthalt zweier liebenden Herzen geschaffen, als Isola bella? Gianetta hüpfte vor Wahlmann durch die schattigen Laubgänge, und die Orangen warfen ihre Blüthenblätter und die Oliven träuften ihre Narden auf sie herab. Sie haschte ihn, neckte ihn, warf ihn mit den goldenen Früchten und wollte sich über seine Unbehülfigkeit in Erwiederung dieser Scherze todt lachen; sie sang ihm die schönen Volkslieder vor, sie setzte sich mit ihm auf die Plattform des Gartens unter dem ehernen Reiter und nannte ihm alle Gegenden, Dörfer und Städte, die man von dort übersieht, oder erzählte ihm schauerliche Geschichten von Schleichhändlern und ihren Kämpfen, oder Märchen und Sagen von der Familie der Borromeer, den Inseln und dem See. Er aber horchte wie ein Kind auf die Amme und starrte ihr in das von innerer Harmonie kündende, von Seligkeit strahlende rosen- und lilienumblühte Gesicht, beobachtete jede Bewegung der frischen Lippen, als müßte er ihr die duftigen Worte von diesen Rosenbeeten, hinter welchen der Marmorzaun der Zähne glänzte, wegschlürfen, oder er saß Stunden lang und sah ihr in die engelfreundlichen Augen, und als wär' er verzaubert, konnt' er die seinigen nicht abwenden. Sie aber trieb nach

wie vor ihren Scherz und ihre Neckereien mit ihm, und ging so unbefangen mit ihm um, als es Sitte und natürlicher Anstand erlauben, ohne daß sie ihm je etwas erlaubt hätte, was seine Hoffnungen zur Gewißheit ihres Besitzes hätte erheben können. Schon hatte er drei Wochen lang die Wasserfahrt nach Isola bella und zurück zum Mauthhause gemacht, aber das Bild der Lieblichen hatte er immer schöner und lebhafter in seiner Brust mit herübergenommen und es tanzte beim Wachen wie beim Schlafen in allen seinen Träumen. Träg und langsam verfloß ihm der andere Tag und nur die Ungeduld, mit welcher er dem folgenden Morgen entgegen sah, vermochte die Farblosigkeit desselben einigermaßen zu beleben. — Schon rückte der entscheidende Zeitpunkt heran, wo er Gianetten seine Liebe in aller Form gestehen und sie um die Wahl bitten durfte. Antonio war die ganze Zeit über nur dreimal auf der Insel gewesen und zwar an Tagen, welche Wahlmann zu Hause hindüstern mußte; er hatte sich aber, wie der Kastellan versicherte, nie lange aufgehalten und mit Gianetten nicht viel zu schaffen gemacht. Das war süße Musik in Wahlmanns Ohren, und mehr als je voll seliger Hoffnungen drückte er ihr den Scheidekuß auf die schwellenden Lippen, als schon die Nacht See und Insel und Ufer in tiefdunkele Gewebe gesponnen hatte, und sprang in sein leichtes Fahrzeug. Der Schiffer stieß ab, Wahlmann setzte sich auf die Bank und ließ sich in die schönsten Träume hinüber schaukeln, in denen er an Gianetta's, seines blühenden Weibes, Arm über die sonnenbeglänzte spiegelglatte Fläche des Sees sich von einem mit Bändern und Tüchern ausgeschmückten Nachen tragen ließ. Plötzlich rauschte die Fluth

zur Seiten und ein mit Männern reich beladenes Schiff strich vorüber.

„Halt!“ riefen mehrere barsche Stimmen. „Ihr könnt Niemand anders sein, als der Kapitän Wahlman,“ donnerte eine einzige.

„Ich bin's,“ sagte dieser unerschrocken, und griff nach seinem Säbel; aber in diesem Augenblick wurde sein Nachen mit Hacken an das Schiff gerissen und sechs Männer stürzten über ihn her; andere drängten nach, packten, entwaffneten und hoben ihn seines Widerstrebens ungeachtet in ihr Schiff, warfen ihn zu Boden und banden ihm Hände und Füße. „Endlich ist's uns doch gelungen,“ sagte einer der Schmuggler; — es war ein Theil der zersprengten Bande Nicolo's —„wir sind Euch schon vierzehn Tage lang alle Abende zu Gefallen gefahren, seit wir wußten, Ihr schlichet nach unsers Hauptmanns Tochter. Nun wir haben Euch noch zeitig genug erwischt.“ — „Rache! Rache! für unsern Führer, für unsere bravsten Brüder!“ brüllten zehn wilde rauhe Stimmen, und es klang schauerlich durch die Nacht über den See hin. Kein Stern leuchtete am Himmel und keiner in Wahlmann's Brust. Er sah sich in der Gewalt seiner erbittertsten Feinde, von denen er keine Gnade zu erwarten hatte. Daß er diesen hinterlistigen Ueberfall seinem Nebenbuhler Antonio zu verdanken habe, ging aus den rohen Ausbrüchen der Frustratori hervor; und es schmerzte den Offizier vorzüglich, sich so bitter in diesem Jüngling getäuscht zu haben. „Wie wird Antonio jubeln!“ tönte es ihm stets in die Ohren; „kaum ist er glücklich der Haft dieses deutschen Hundes entronnen, so fangen wir ihn selbst.“ — „Und er soll uns büßen für das Leben unsers Hauptmanns und der bravsten Jungen!“ riefen Andere, und

Wahlmann konnte aus diesen und andern Reden abnehmen, welch ein Loos ihm bevorstand. Wohl wissend, daß Steine eher zu erweichen sein würden, als diese Gesellen zur Milde gegen ihn zu stimmen, ergab er sich in sein unvermeidliches Schicksal wie ein Mann, und schloß auf der trübseligen Fahrt seine Rechnung mit dem Himmel ab. Der Schmerz, jetzt aus dem Leben scheiden zu müssen, an dessen schönster Tempelhalle er eben auf Einlaß gewartet, führte ihm seine Verhältnisse mit Adelheit noch einmal lebhaft vor die Seele. Er fühlte, wie innig er sie geliebt, wie ihn nur ein unseliger Stolz von ihr getrennt, ein Stolz, den er an ihr so sehr getadelt, und den er, wie er nun wohl einsah, selbst im höchsten Grade besessen hatte. An der Grenze des Lebens sieht das Auge ungetrübter. Der Gedanke, seiner Adelheit unrecht gethan zu haben, ergriff ihn so lebhaft, daß Thränen von seinen Wangen rollten, und sein einziger Wunsch war, vor seinem Tode ihre Verzeihung noch erhalten zu können. Gianetta's Bild war durch diese ernsten Betrachtungen schier in seiner Seele erloschen. Dazu fiel der Thau der Nacht feucht auf ihn; die stark angezogenen Bande schmerzten ihn; und die über ihren Fang ausgelassen lustigen Gesellen verschonten ihn mit keiner Mishandlung. Während die Flasche in ihrem Kreise unaufhörlich umging, und sie gemeine Lieder brüllten, schüttelten Fieberschauer ihr Schlachtopfer. Der Morgen vertrieb die Nachtschatten, und des Tages blaues Auge blickte helle Liebe auf die Erde. Die Rotte stieß an's Land. Der Offizier, der Fußbänder entledigt, wurde mit Hohn und Schlägen zum Gehen getrieben. „Es soll Dir vergehen, ehrliche Leute ferner zu verrathen, und als Spion unter uns herum zu ziehen. Hättest Du die

Gianetta nicht mit Deinen Blicken verzaubert, wir hätten Dich damals schon unschädlich gemacht, als wir Dich in Centovalli fingen und in den Keller sperrten, wir hätten unsern Hauptmann und den guten Fermo noch. Aber für Alles sollst Du uns büßen." Solche und ähnliche Reden mußte Wahlmann auf dem Wege hören, und mit der Ueberzeugung, daß jedes Wort von seiner Seite verloren sei und ihm nur noch mehr Hohn zuziehen müsse, schwieg er und strafte die Elenden mit Verachtung. Sie schleppten ihn von einem Orte zum andern, um Antonio aufzusuchen; überall lief das Volk zusammen und ergötzte sich an seinem Anblick, die Weiber schimpften ihn und spieen ihn an, die Buben warfen ihn mit Steinen. Also wurde der Arme drei Tage im Canton Tessin herumgetrieben und mußte die härtesten Drangsale erdulden. In solchen Lagen wird der Mensch zur Selbstkenntniß am geschicktesten. Er ist gleichsam aus sich herausgetreten und betrachtet sich objectiv; da werden alle Flecken klar, alle Mängel anschaulich, alle begangenen Thorheiten erinnerlich, und die Sehnsucht erwacht, das Alles zu bessern. Am vierten Tage kam die Bande nach Luvino am Trevesa, dem Wohnort vieler Schmuggler aus Nicolo's Haufen. Hier sollte Antonio zu finden sein, doch er war auch hier nicht. Man entschloß sich also, ohne Antonio Kriegsgericht über Wahlmann zu halten. Aus der Nachbarschaft strömte eine Menge Volks auf diese Nachricht zusammen, und über dreihundert Schmuggler gaben ihre Stimmen über den Gefangenen ab. Nach dreitägigem Schmachten in einem elenden Gefängnisse wurde Wahlmann hervorgezogen und auf eine Wiese vor dem Ort geführt, um dort sein Urtheil zu empfangen. Mit der Welt und sich selbst fertig, trat er vor seine unbarmherzi-

gen Richter und hörte unerschrocken, daß er noch an diesem Tage erschossen werden solle. „Ich habe Euch bis jetzt um nichts gebeten und all Euere Härte ohne Murren ertragen," sagte er ruhig, „ich bitte auch jetzt nicht um mein Leben; es wär' eitel und Thorheit. Aber wie Ihr dem Sterbenden den Priester nicht verwehren könnt, so könnt Ihr ihm auch nicht die letzte Rücksprache mit denen, die ihm theuer waren, versagen. Ich bitt' Euch, laßt mich nur noch zwei Briefe schreiben, deren Besorgung Ihr mir geloben müßt. Ihr seid Christen wie ich, und ich bitt Euch in Christi und aller Heiligen Namen, schlagt es mir nicht ab."

„Es sei ihm gewährt!" riefen hundert Stimmen, und er wurde in ein Haus gebracht, um dort nach seinem Willen zu thun. Er schrieb an Adelheit was ihm das Herz eingab, welches nur noch wenig Minuten zu schlagen glaubte; er bat sie in den rührendsten Ausdrücken, seinem Schatten nicht zu zürnen; er nahm alle Schuld ihrer Trennung auf sich. Der zweite Brief war an Gianetta. Er gestand ihr seine Neigung und bat sie, Antonio mit ihrer Hand zu beglücken. Ihm aber verzeihe er den treulosen Verrath.

12.

Aus finstrer Nacht schnell in helles Licht.

Nach kurzer ernster Einkehr in sich, war Wahlmann zum Tode fertig; die Wache begleitete ihn nach

dem Platz der Versammlung zurück. Da scholl ihm ein wildes verworrenes Geschrei entgegen und der Haufe wälzte sich in ungeheurer Masse auf ihn zu. An der Spitze desselben aber flog ein Mann mehr als er ging, und näher gekommen, erkannte Wahlmann Antonio. Aber es war nicht der stolze, edle Jüngling, welcher außer Athem auf ihn zustürzte, ein von Furien verfolgter Mann, mit rollenden Augen, zornschnaubender Nase und schäumendem Mund, die schwarzen Locken im Gesicht verwirrt hängend, stellte sich vor des Offiziers Augen. „Madonna sei gepriesen, daß ich Euch noch lebend finde!" rief er und schloß Wahlmann wild an die Brust. „Hätte ich Euch todt gefunden," fuhr er gemäßigter fort, „ich hätte ein fürchterliches Blutbad unter diesen Leuten angerichtet, die ich meine Freunde nenne, und ich wär' Euch nachgeeilt in's Schattenreich, so wahr uns die Sonne bescheint!"

„Wie," versetzte Wahlmann verwundert, „Ihr habt mich nicht fangen lassen von Eueren Genossen, Antonio?"

„Tod und Teufel!" rief dieser zähneknirschend und sein Antlitz ward zur Fratze. „Ich will die Buben mit meinem Eisen durchbohren, die mir diesen Streich gespielt haben. Jetzt kommt mit mir, Kapitän!" In stürmischer Eile riß er den Offizier mit sich fort in den Kreis der Schleichhändler. Eine allgemeine Stille trat ein, sobald er mit der Hand winkte. „Ihr habt mich hierher berufen, Kameraden, daß ich Euer Hauptmann sei," sagte der Jüngling stolz, „und ich nehme diesen gefährlichen Posten gern an, eben weil er gefährlich ist, und seine gewissenhafte Verwaltung Klugheit, Muth und Tapferkeit erfordert. Aber ich werde jede Schurkerei streng bestrafen und Keiner von Euch

ist vor meiner Kugel sicher, sobald er mir und unserm Bunde Schande macht. Wollt Ihr noch, daß ich Euer Hauptmann sei?"

„Wir wollen's! Ja!" tönte es verworren durch einander.

„Diejenigen, welche mich nicht zum Hauptmann wünschen, mögen aus dem Kreis treten!" — Kein Einziger trat hinaus. — „Wer sind die von Euch, welche diesen Mann hier auf dem Locarno-See gefangen nahmen? Sie sollen hereintreten zu mir!" — Eine Anzahl junger Männer kam aus der Menge hervor.

„Ihr seid Buben!" redete sie Antonio strenge an, „daß Ihr einen wehrlosen Mann Nachts überfallt, um kleinliche Rache an ihm zu üben. Hätte er Euch bei der Einfuhr auf Tod und Leben angegriffen, so konntet Ihr ihn niederschießen, und er wäre in seiner Pflicht gestorben, wie Ihr ihn in der Euerigen getödtet hättet. Aber ihm auflauren, ihn haschen und solche Schmach anthun, ist mehr als niederträchtig von Euch. Solche Buben will ich nicht mehr unter meinem Haufen. Fort aus meinem Antlitz, eh die Spitze meines Dolchs nicht den Weg zu Euerem Herzen finde! — Und dieser Mann ist mein Freund!" rief er zum großen Kreise sich wendend; „er hat mir viel Gutes gethan und ist unter meinen Schutz gestellt. Nach unsern Gesetzen soll er also jedem heilig sein. Drum wehe dem, welcher ihm ein Haar krümmt!"

Ein allgemeines dumpfes Murren begleitete seine Rede und als er schloß, brach es laut hervor. Da zuckte es wild in Antonio's Gesicht. Seine Augen brannten, dunkle Glut färbte sein Gesicht, all' seine Mienen sprachen unbändigen Zorn.

„Ha! was ist das?“ rief er und ballte die Fäuste drohend nach der Menge hin. „Bin ich Euer Hauptmann und Ihr wollt gegen mich murren? Was wollt Ihr von mir? Geht gemeine Seelen! ich bin Euer Hauptmann nicht. Ich schäme mich, es einen Augenblick gewesen zu sein. Nehmt einen Fermo aus Euerer Mitte; er paßt für Euch und Ihr für ihn. Was aber diesen Mann betrifft, so geht der Weg zu seiner Brust erst über meine Leiche. Kommt, Kapitän!“ Mit diesen Worten riß er Wahlmann fort, der Kreis theilte sich ehrerbietig und stand unschlüssig. Die eilten aber in den Ort. „Wir müssen sogleich nach Isola bella,“ sagte Antonio, „und dort soll Euch vergolten werden, was die Buben Euch angethan.“

„Ihr seid ein edler Mensch,“ versetzte Wahlmann, „ich konnte einen Augenblick an Euch zweifeln, aber Ihr habt Euch treu bewährt.“

Antonio bestellte Pferde. Als sie im Begriff waren, dieselben zu besteigen, erschien eine Gesandtschaft der Versammlung, um Antonio um Verzeihung zu bitten und um die Annahme der Hauptmannsstelle dringend zu ersuchen. Antonio verkehrte heimlich mit ihnen und willigte endlich in ihr Gesuch. Nichts desto weniger wurde die Reise sogleich fortgesetzt. Die Rosse stoben und das Schiff, welches sie aufnahm, schoß über den Wasserspiegel. Mit hochklopfendem Herzen stieg Wahlmann die wohlbekannte Treppe auf die Insel hinauf. Er war seit jener Nacht, wo er hier Gianetten einen glühenden Kuß auf die Rosenlippen gedrückt, ein Anderer geworden; das fühlte er wohl. Aber wie wechselvoll ist doch des menschlichen Herzens Treiben! Schon fing Wahlmann wieder zu wünschen und hoffen an, Gianetta möchte ihn wählen. Mit liebender Hast eilte er in des Kastellans Wohn-

ung, die Liebliche trat ihm lächelnd entgegen. Sie reichte ihm die Hand, er überströmte sie mit Küssen, er erzählte ihr sein grausames Schicksal und sie bedauerte ihn herzlich. Antonio saß zur Seite und hörte ruhig zu. Dann entfernte er sich mit Gianetta, Beide kamen nach einiger Zeit mit einer dicht verschleierten Dame wieder herein, welche Antonio als eine Verwandte von Mailand vorstellte. Man verneigte sich gegenseitig, die Dame sprach kein Wort.

„Mein lieber Kapitän," begann endlich Antonio, „Ihr werdet wohl errathen haben, weshalb ich mit Euch so rasch nach der Insel eilte. Die Zeit unsers Kontrakts ist abgelaufen, es ist daher an Euch, Gianetten das Nöthige zu eröffnen. Dann mag sie entscheiden. Laßt Euch durch die Gegenwart dieser Dame nicht stören, ich habe sie als Zeugin von meiner Seite zu dieser Verhandlung gezogen. Ihr würdet wohl thun gleiche Vorsicht anzuwenden. Und da Euer Peter, welcher Eueretwegen in großer Noth gewesen ist, sich auch hier befindet, so könnt ihr ihn als Eueren Zeugen bestellen." Auf Antonio's Ruf trat Peter in's Zimmer. Aber der Mensch grüßte seinen Herrn nach solcher langen und schlimmen Trennung mit einem wunderlichen schelmischen Lächeln. Dies fiel Wahlmann auf, die andern sonderbaren Umstände ängstigten ihn nicht weniger, und die Gegenwart der Dame war ihn fast unausstehlich. Aber Gianetta setzte ihm Daumenschrauben an, indem sie mit der einigemal wiederholten Frage in ihn drang: „Nun was habt Ihr mir denn Wichtiges und Schönes zu sagen, mein werther Herr Kapitän?" und dabei ihren niedlichen Mund jedesmal spöttisch lächelnd verzog, so daß Wahlmann in die äußerste Verlegenheit gerieth und endlich die schlechteste Liebeserklärung von

der Welt hervorstotterte. Er sprach von großer Liebe, von ewigem Glück in ihrem Besitz, von Heirathen, wenn sie ihn wählen würde, Alles durch einander und manches zwei- und dreimal. Seine Beklommenheit stieg, indem er kein Ende finden konnte, und Gianetta ihm nicht ins Wort fiel, und dabei aussah, als wolle sie jeden Augenblick losbrechen und ihn auslachen. Er fühlte selbst, welche traurige Rolle er spiele, aber er sah keinen Weg sie zu verbessern und schwieg endlich kleinlaut.

„Ihr mich heirathen, mein Herr?“ lachte endlich Gianetta auf, als er fertig war. „Ihr wollt nur Euern Scherz mit mir treiben. Die Tochter eines Frustratore einen öſtreichischen Hauptmann, einen deutschen Edelmann? Ihr treibt Scherz mit Euch selbst. Aber man hört Euern Worten weder den Scherz noch den Ernst an. Ihr seid mir gewogen. Ich glaub' es; denn ich bin Euch auch herzlich gut, so gut als ich nur immer einem Manne sein kann, der nicht mein Geliebter ist, den ich nicht heirathen will und kann. Aber da mir die Wahl freigestellt ist, so wähle ich Antonio, meinen Geliebten, wie Ihr mir selbst in diesem Euern Brief gerathen.“ Dabei zog sie das Schreiben hervor, welches Wahlmann in Luvino an sie gerichtet. Es war durch die Gesandtschaft der Schmuggler an Antonio gekommen.

„Und das ist Dein letztes Wort, Gianetta?“ fragte der Offizier mit einem an ihrer Heiterkeit scheiternden zärtlichen schwermüthigen Blick.

„Mein letztes über diese Sache. Ich werde dieser Tage Antonio's Weib, und hätte ich nicht aus sicherer Hand erfahren, daß Ihr eine schöne und Euerm Stande angemessene edle Geliebte hättet, so würde ich Euch zu meinem Cicisbeo gewählt haben. So werdet Ihr nun wohl thun, Euer Lieb auch zu

freien, ich aber werde mir, da ich Euch, der Ihr mir nach meinem Antonio der theuerste Mann auf Erden seid, nicht zum Cicisbeo haben kann, keinen andern nehmen."

„Das hab ich an Dir verdient, gute Adelheit!" rief Wahlmann seufzend aus. — „Allen Sündern sei vergeben!" sagte eine ihm wohlbekannte schöne Stimme hinter ihm; aufs Aeußerste überrascht wandte er sich schnell um, und den Schleier zurückgeschlagen, stand Gräfin Adelheit hinter ihm, im höchsten Reiz ihrer anmuthigen Gestalt, und breitete die Arme aus, und wie vom Lilienstengel eines Engels berührt, jauchzte der Offizier auf, fiel der Geliebten an die Brust und ein langer Kuß vereinte ihre Geister. Solche Augenblicke haben keine Sprache und dulden keine Beschreibung. Thränen erleichterten zuerst Wahlmanns Brust. Sein erstes Wort aber war: „Und Du vergiebst mir, Adelheit, nachdem Du meine Schwachheit mit angehört?',

„Ich weiß Alles," versetzte sie lächelnd, „und Dein Brief, welchen Du in der Stunde schriebst, die Deiner Meinung nach die letzte Deines Lebens war, hat mich zum glücklichsten Weibe gemacht. Deine Neigung zu diesem liebenswürdigen Kinde macht Dir keine Schande, und ich freue mich darüber; daß Du mich aber stets wahrhaft geliebt, weiß ich ja aus Deinem Briefe und von Peter."

„Von Peter?" fragte Wahlmann.

„Nun ja, ich will Dir nur gestehen, daß meine Liebe zu Dir mich alle Rücksichten, selbst nach jener leidenschaftlichen Trennung, beseitigen ließ. Ich beauftragte Petern mir so oft ihm möglich Nachrichten von Dir zu geben, und er hat sein Wort treu gelöst. Ich wußte durch ihn, daß ich in Deinem Herzen fortlebte; ich erfuhr von Deiner Leidenschaft zu Gia=

netta, und mein Herz trieb mich endlich an, Deinem Starrsinn die Hand zur Versöhnung zu bieten, ja Dir sogar nachzugeben. Ich habe Wien aufgegeben und mich entschlossen mit Dir in Italien oder der Schweiz zu leben." Bei diesen Worten zog sie ein zusammengefaltetes Papier aus dem Busen und überreichte es ihm. Er sah hinein und erblickte — seine Entlassung.

„Einzige!" rief er im Taumel des Entzückens aus. „Wie konnte ich mich je von Dir trennen!"

„Durch Petern von Deiner unglücklichen Stellung hier unterrichtet," fuhr die Gräfin fort, „so wie von Deinem Gesuch um Entlassung, wandte ich mich selbst an die Behörde mit der Bitte, mir dieselbe einzuhändigen. Ich wurde nach Mailand gewiesen. Antonio's Vater übergab mir sie, er zog mich in sein Haus, weil er sich sehr für Dich interessirt. Dort erfuhr ich all Deine Verhältnisse noch näher als durch Peters unbehülfliche Briefe. In Brisago angekommen, vernahm ich Dein Schicksal und ließ mich auf diese Insel übersetzen. Hier fand ich Petern und Gianetta Deinetwegen in der größten Angst. Tags darauf kam Antonio. Er hatte kaum von Deinem Unfall gehört, als er zu Deiner Rettung davon eilte. Gottlob! sie ist ihm geglückt."

„Und so wären wir endlich vereint?" fragte der selige Wahlmann.

„Kein Hinderniß trennt uns mehr, so wenig wie dieses Paar. Denn von dem krankhaften Verlangen nach Verkehr mit Gespenstern bist Du durch diese beiden Geister hoffentlich für immer geheilt."

„Ich bins. Nur Dein Geist übt noch die alte Anziehungskraft auf mich aus."

Und Antonio schloß Gianetten, und Wahlmann Adelheit an die Brust.

Stelldichein.

1.

Ein moderner Ritter.

Der Badeort Waldbrunn war von der Residenz eine starke Tagereise entfernt, deshalb pflegten Leute, denen Eile nicht Noth that, und die gern ihre Pferde schonen und sich selbst gütlich thun wollten, auf einem ehemaligen herzoglichen Jagdschlosse einzukehren, das seit einigen Jahren zu einem bequemen und vornehmen Gasthofe eingerichtet war. Das Haus lag auf einer Anhöhe und gewährte aus seinen Fenstern einen überraschenden Anblick auf den schönsten Theil des Landes; ein wild romantischer Park in dem daran gelegenen Gehölze bot Freunden der grünen Waldnatur manchen Genuß. Es war daher kein Wunder, daß das sogenannte Jagdhaus viel besucht wurde, zumal in der Badezeit, da noch obendrein der Wirth ein schöner, freundlicher Mann, ehemals Büchsenspanner des Herzogs, die Wirthin eine niedliche Brunette, eine alte Flamme des Fürsten, die Speisen und Getränke gut und geschmackvoll, die Bedienung flink, und die Rechnung nicht zu theuer war.

An einem schwülen Sommerabende hielten zwei Reiter vor dem Jagdhause; der Vordere steckte in einer abgetragenen Hauptmannsuniform der herzoglichen

Infanterie, der Andere in einem noch abgetragenern, ärmlichen, hie und da ausgebesserten Bedientenrocke; das Hauptmannsgesicht war lang, bleich, eingefallen und einfältig, das Bedientengesicht rund, munter und verschmitzt. Das Aussehen der Pferde war dem der Röcke gleich, traurige Gestalten, denen nichts nöthiger schien, als einige Malter Hafer.

Gegen alle Gewohnheit der behenden Dienerschaft des Hauses erschien kein grüngeschürzter Kellner, dem angelangten Gaste vom Pferde zu helfen, wie seine vornehmstrengen und gebietenden Blicke zu erwarten schienen; und als er sogar mit kreischender Stimme gerufen hatte: „He! Holla! Philipp! Andres! Kaspar! Jungen, wo steckt Ihr!? Will denn kein Zipfel von den Sakramentsburschen sich sehen lassen? Daß die Kolik den Rackern in die Gedärme führe! Die Hunde!“ und noch immer Niemand erschienen war, da wandte er sich in einem gegen den vorigen sehr abstechenden, gutmüthigen, fast bittenden Ton an seinen Hintermann und sagte: „Johann, so wirst Du mir wohl vom Pferde helfen. Sieh, es kommt keiner von den Schurken!“

„Wie Euere Gnaden befehlen,“ versetzte der Reitknecht. „Hätten aber auch allein absteigen können.“

„Das verstehst Du nicht, Johann. Wenn wir zu Hause sind, Johann, so steig' ich allein ab, das weißt Du. Aber an einem andern Orte schickt sich's nicht für mich, so wenig, als wenn ich ohne Sporn und Degen, den äußeren Abzeichen meines Standes, irgendwo anders als zu Hause auftreten wollte. Das hat die gnädige Frau Mama wohl mehr als hundertmal in Deinem Beisein gesagt, Johann, und ich dächte, Du könntest es so gut gemerkt haben, wie ich. Aber nein! Wo denk' ich hin! Wo kein adlig Blut fließt,

da waltet kein adliger Sinn, und wo kein adliger Sinn waltet, da kann kein adliges Gedächtniß sein, folglich kannst Du auch von den weisen Lehren der gnädigen Frau Mama nichts behalten haben. Ja, Du kannst dergleichen nicht einmal fassen und verdauen."

„Ich könnt's nicht verdauen?" rief der Diener, der von der ganzen Rede nichts als das letzte Wort vernommen zu haben schien; denn er hatte sich während derselben behaglich von seinem dürren Pferde begeben, dasselbe mitleidig auf die hervorstehenden Hüften geklopft, hatte dann dem sprechenden Herrn die Hand und den Bügel gehalten, damit derselbe sich mit möglichst vornehmen Anstande aus dem unschimmern Sattel heben konnte. Jetzt aber erwachte Johanns Aufmerksamkeit, und als er jene Frage mit Erstaunen in seinen Zügen gethan, setzte er trotzig hinzu: „Nehmen's Euere Gnaden nicht übel, ich kann alles Eßbare verdauen, und auf die Gefahr hin hätten wir heute Mittag die Mahlzeit nicht auszusetzen brauchen. Ich falle fast um vor Hunger und unsern armen Gäulen geht's nicht besser. Wir werden uns das liebe Vieh ruiniren und daran sind Ew. Gnaden allein Schuld. Was haben wir denn auf dem verwetterten Jagdhause zu thun, wo's uns nie wohlergangen ist? Warum sind wir nicht heute wieder nach Hause geritten, da braucht' ich doch wenigstens keinen Hunger zu leiden?" Johanns Gesicht nahm einen wehmüthigen Ausdruck an, und seine Stimme gegen das Ende einen weinerlichen Ton.

„Hunger! Hunger! Immer nichts als solch gemeines Treiben! Kannst Du Dich denn auch nicht einmal auf die Höhe meines Standpunkts versetzen, von wo aus man auf solche Bagatelle mit lächelnder

Verachtung sieht? Aber wohin denk' ich schon wieder Nur ein altadliger Geist steht schon von selbst auf dieser Höhe, wohin sich eine gemeine Bauernnatur, wie die Deinige, selbst durch die größte Anstrengung nicht zu schwingen vermag. Nun ich werde Dein niederes Gelüsten zu befriedigen suchen."

Johann faßte die Pferde bei den Zäumen, um sie selbst nach dem Stalle zu führen, da kein Hausknecht sich zeigte, sie ihm abzunehmen. Der Hauptmann stand einen Augenblick still wie in Nachdenken versunken, dann schritt er dem Reitknecht eilig nach, und sagte mit einer gewissen Hast: „Johann, wie stark ist unsre Kasse?"

„Unsere Kasse?" fragte der Diener erstaunt. „Was belieben Euere Gnaden damit zu meinen?"

„Uebergab Dir die gnädige Frau Mama nicht gestern, als wir von Hause wegritten, einen vollen Beutel mit fünfundzwanzig Gulden Silbermünze, damit ich mich nicht selbst mit dem elenden Gelde tragen sollte, was kein vornehmer Adliger thut? Wie viel hast Du noch von jener Summe?"

„Ich bitt' Euere Gnaden gehorsamst sich in Dero hochadliges Gedächtniß zurückzurufen, daß ich Ihnen gestern Abend den ganzen Beutel habe einhändigen müssen, als Sie auf den Badeball gingen. Für solche Dinge ist mein Bauerngedächtniß vortrefflich."

„Und hast Du von jenem Gelde gar nichts zurückbehalten?"

„Sie forderten das Ganze, und so durft ich's nicht verweigern. Sie werden also das, was Sie nicht ausgegeben haben, noch bei sich haben."

„Verfluchter Streich! Mein liebes Hänsel, ich habe gar nichts bei mir. Hast Du nichts von Deinem ersparten Lohn zu Dir gesteckt, Hänsel? Bitte,

bitte, borg's mir. Ich will Dir's bald wieder erstatten!"

„Von meinem ersparten Lohn? Bringen mich Euere Gnaden nicht zum Lachen! Glauben Sie, daß ich mir in Ihrem Dienste einen Kreuzer sparen kann? Das wäre Hexerei; denn ich habe noch keinen Kreuzer Lohn gesehen."

„Hat Dir die gnädige Mama Deinen Lohn noch nicht ausgezahlt? Das ist ganz unrecht von ihr. Nun warte, gutes Hänsel, Du sollst das Deinige mit doppelten Zinsen haben. Ich werde mit ihr sprechen. Warum aber hast Du Dich mir nicht früher entdeckt?"

„Hab' ich's Ihnen nicht zweimal gesagt, und drohten Sie mir nicht, mich mit der Hetzpeitsche zu prügeln, wenn ich wieder meine Bauernunverschämtheit laut werden ließe? O mein Bauerngedächtniß ist für dergleichen Dinge sehr gut."

„Hab' ich das gethan, bestes Hänsel? Sieh, ich weiß nichts mehr davon, und es ist in der Uebereilung geschehen. Du sollst Dein Geld haben. Aber hast Du denn gar nichts bei Dir? Einen halben Gulden nur? Gewiß, gewiß, Hänsel, ich weiß, Du reitest nie ohne Geld aus. Gieb her! für einen halben Gulden will ich Dir, wenn wir wieder zu Hause sind, fünf Gulden geben. Bedenk' Deinen Vortheil, Hänsel, und gib."

„Aber, mein Himmel! wohin sind denn die schönen fünfundzwanzig Gulden gerathen? Euere Gnaden sehen, ich bin ganz trostlos."

„Es ist eine dumme Geschichte, Hänsel, und ich wollt' es Dir eigentlich gar nicht erzählen; denn ich weiß es schon, Du bist ein Waschweib und sagst der gnädigen Frau Mama Alles wieder."

„Ew. Gnaden können mir's glauben; ich will der gnädigen Frau Mama nichts verrathen."

„Nun sieh, auf dem Balle war ein allerliebstes Mädchen, so schön, wie keine von allen Damen, die in unserm Ahnensaale abconterfeit sind, und das will viel heißen, Johann! Jene Damen sind alle adlig und Frauen der berühmten Herrn von Schmalgau, meiner erlauchten Vorfahren, gewesen, und jenes hübsche schwarzäugige Schelmchen ist bürgerlich. Es gibt mir allemal ein Stich durchs Herz, wenn ich dran denke, daß Lalage bürgerlich ist."

„Lalage heißt die Mamsell?" sagte Johann. „Der Name klingt verflucht lächerlich."

„Ja Lalage ist ein lachender Schelm. Weißt Du aber, was noch lachender ist als ihr schönes Gesichtchen? Fünfzig Tausend Gulden baares Geld, welches sie ihrem künftigen Eheherrn mit in die Wirthschaft bringt. Sie ist nämlich das einzige Töchterlein des Rektors Simius in der Residenz. Der Mann hat ein sehr einträgliches Amt und sich zu seinem ererbten Vermögen noch ein artiges Sümmchen hinzugespart. Lalage ist ein herrlicher Bissen; wenn's nur ein adliger wäre!"

„Ach daß mich Eure Gnaden schon wieder an Bissen erinnern müssen! Wenn mir die Zähne nicht ausfallen sollen, so müssen sie bald etwas zu beißen bekommen."

„Stör' mich nicht, mit Deinem elenden Geschwätz, kleine Seele! Unabwendbare Schicksale weiß ein adelig Herz mit Größe zu ertragen. Vermöcht' ich die irdischen Dinge nicht von dieser Seite mit erhabner Resignation zu betrachten, so würd' ich es wahrlich nicht über mich gewinnen können, die bürgerliche Lalage zu heirathen."

„Heirathen! Hab' ich recht gehört? Eure Gnaden wollten die bürgerliche — —"

„Ha sieh! was ich sage; eine kleine Seele hast Du, die sich nicht zur richtigen Würdigung des ungeheuren Opfers emporschwingen kann, welches ich der Welt zu bringen im Stande bin. Es gab unter den Schmalgauen viel große Männer, aber ohne einen Schein von Ruhmredigkeit kann ich von mir sagen, daß ich der größte des ganzen Stammes bin. Ich habe in dieser Nacht einen schweren Kampf gekämpft, aber ich bin als glorreicher Sieger daraus hervorgegangen. Mich selbst hab' ich bezwungen; ich will mich dem Wohl der Menschheit aufopfern; ich will Lalagen heirathen."

„Aber was wird die gnädige Frau Mama dazu sagen."

„Dafür laß mich sorgen. Die Mutter wird ihres großen Sohnes würdig handeln. Als die gute Gnädige Dir, meinem Chatullier, gestern die fünf und zwanzig Gulden eingehändigt hatte, sagte sie zu mir: Erhabener Cäsar, würdiger Sproß der Edlen von Schmalgau, es ist das Letzte, was ich Dir geben kann; ziehe damit aus, wie Deine ruhmbedeckten Vorfahren, Dein Glück zu erjagen. Benutze dieses Letzte, um Dir eine reiche Frau damit zu gewinnen. Von einer adligen Frau aber sagte sie nichts. Darum glaub' mir, die fünfzig Tausend Gulden werden einen guten Klang in ihren Ohren haben. Und bald, sehr bald muß die fatale Geschichte abgemacht werden; dazu bin ich fest entschlossen. Ist erst Verlobung gewesen, dann wird die gnädige Frau Mama nichts gegen die Hochzeit haben. Laß mich nur machen. Du weißt ja, ich habe sie in meiner Gewalt. Wenn sie ihren Consens nicht geben will, so sag' ich, ich erschieße mich; dann thut sie's gewiß."

„Also deshalb sind wir heute nicht wieder nach Hause, sondern nach der Residenz zu geritten? Deshalb haben Euere Gnaden heute das Mittagsessen vergessen und immer so vor sich hin mit sich selbst gesprochen, daß es mir ein paar mal recht graulich vorkam. Nun wird mir Alles klar.“

„Ja freilich, Hänsel; das ist die ganze Geschichte, die mir im Kragen liegt,“ rief der Hauptmann schmunzelnd. „Ich hab' mir heute die Reden ausstudirt, die ich an das Mädel und den kleinen Rektor halten will. Ja wenn ich ihn nicht kennte, den alten Fuchs! Eh mich des höchstseligen Herrn Herzogs Durchlaucht zu Höchstdero Pagen zu ernennen geruhte, beliebten höchstdieselben mich erst in die Classis Tertia auf der hohen Schule in der Residenz stecken zu lassen, weil höchstdieselben allergnädigst äußerten, ich sei gar entsetzlich dumm und müsse erst etwas lernen. Damals gerieth ich unter das Schulscepter des Rector Simius. Ich sage Dir, der verwetterte Kerl hatte gar keinen Respekt vor meinem Adel und prügelte mir die lateinischen Deklinationen in den Kopf, und wenn ich etwas dagegen haben wollte, sagte er jedesmal, es geschehe auf Allerhöchsten Befehl Seiner hochfürstlichen Durchlaucht. Da mußt' ich freilich schweigen und die Segel einziehen. Daher hab' ich ja auch meine lateinische Suade, Hänsel, womit ich überall imponire. O du blauer grundgütiger Himmel! damals war die Lalage ein Kind von fünf bis sechs Jahren, kam oft in die Schule zum Vater gelaufen. Wenn ich da hätte denken sollen, daß sie noch meine Frau würde!“

„Ew. Gnaden haben sie ja aber noch nicht.“

„Was? nicht haben? Das ist so gut als abgemacht. Das lateinische Männlein wird schön aufhorchen, wenn ich einiges von der Ehre fallen lasse, die ich seinem

Hause anzuthun entschlossen bin. Sein Benehmen gegen mich wird ein ganz anderes sein, als vor funfzehn Jahren, wo ich in Tertia saß. Alle Wetter! wird das ein Gaudium geben, wenn Cäsar Alexander von Schmalgau seinen Wunsch zu erkennen gibt, des Rectors Simius Schwiegersohn zu werden! O ich freue mich wie ein Kind auf den Schmaus, den er mir zu Ehren morgen geben wird!"

„Weiß der Himmel! ich auch. Wenn er nur heut Abend schon wäre!"

„Narr! heut Abend will ich ja die Sache erst mit der schönen Lalage in's Reine bringen. Wir sind uns gestern auf dem Balle schon ziemlich nahe gekommen, aber der Drang der Menschen um uns war zu groß und die Tante saß ihr stets auf dem Dache, so daß wir nicht genug mit einander plaudern konnten. Auch waren immer ein Paar unausstehliche Studenten um Lalage herum, zogen sie zum Tanz auf, belästigten sie mit albernem Geschwätz und hielten das gute Mädchen ab, sich zu mir zu wenden und mir Gehör zu schenken, wie sie gar zu gern gethan hätte, so daß das liebe Kind fast vor Ungeduld starb. Aber so viel konnte sie mir doch mit ihrem Silberstimmchen zuflüstern, daß sie heute abreise. Und dieser Wink war mir genug. Der Geist eines Schmalgau bedarf nicht mehr, um volles Licht über das ganze Verhältniß zu haben. Diesen Morgen steckt' ich mich hinter ihren Kutscher und erfuhr, daß sie heute Nacht hier auf dem Jagdhause bleiben würden. Sieh, Hänsel, deshalb sind wir hierher gekommen. Verliebt bin ich vom Kopfwirbel bis zur Fußzehe, wie nur ein Edelmann verliebt sein kann und darf; diesen Abend erobere ich Lalage's Herz in Sturm; morgen reisen

wir mit zum Vater und eh die Sonne untergeht, wie jetzt, ist die Sache abgethan."

„Schnell geht's, Ew. Gnaden; das seh' ich ein. Aber wie Ew. Gnaden das Geld los geworden sind, das seh' ich nicht ein.

„Ja das hatt' ich auch vergessen, Dir zu sagen. Sieh, Hänsel, der Böse hat mich geblendet. Die beiden Studenten nämlich, von denen ich Dir vorhin schon sagte, gingen auch zum Pharao-Tische; ich war froh, daß sie mir das Feld räumten, und unterhielt mich nun eifrigst mit der schönen Lalage, wobei ich nicht unterließ, ihr zu sagen, wie groß und wunderschön sie geworden sei, seit ich sie nicht wieder gesehen, welches nun sechs Jahre sind, gerade so lange, als ich meinen Abschied nahm. Es war mir gleich ganz warm ums Herz geworden, als ich sie im Saale erblickt hatte und mir alle schönen Erinnerungen an ihr Vermögen und die liebe Jugendzeit in's Gedächtniß gekommen waren. Nur war ich über meine Gefühle gestern Abend noch nicht so klar, wie ich es heute bin. Eben sprach ich denn auch von meiner Schul- und ihrer Kinderzeit, als die lästigen Studenten zu meinem Schrecken zurückkehrten, freudigen Gesichts und die Hände voll Goldstücke, die sie eben im Spiele gewonnen hatten. Hättest Du ihre vergnügten Gesichter gesehen, ich wollte die fünf und zwanzig Gulden noch einmal daran setzen, Du wärest auch zum grünen Tische hingegangen, um Dein Glück zu versuchen. Als ich nun vollends sah, wie Lalage sich von mir abwendete, um mit zuckersüßen Wörtchen den verlaufenen Burschen zu gratuliren, da schoß mir das Blättchen. Ich rannte zum Tische und setzte zehn Gulden auf eine Karte. Aber denke Dir meinen Schrecken, Hänsel, als ich sie verlor. Nun gereute

mich's, daß ich so dumm gewesen war, mich ärgerte der Verlust und ich gedachte meine zehn Gulden wieder zu gewinnen, und dann dem neidischen Glück, welches seine Gaben nur an Unwürdige verschleudert, den Rücken zu kehren. Fest überzeugt, daß ich zum zweitenmal gewinnen müsse, setzte ich noch einmal zehn Gulden, aber es war ein furchtbarer Moment, als der Mann mit dem Geldhaufen vor sich seine Krücke darnach ausstreckte. Unwillkürlich machte ich auch lange Finger nach meinen schönen Silberstücken, aber der abscheuliche Mensch sah mich durch seine Brille so wunderlich an, schlug mich mit der Krücke auf die ausgestreckten Finger und zog das Geld ein. Ich hatte nur noch einen Gulden in der Tasche; denn einen hatten wir auf dem Herritt verzehrt, wie Du wohl weißt, und zwei mußte ich gestern gleich für Kost und Logis im Gasthof bezahlen, sonst hätten sie uns dort gar nicht aufgenommen, einen Gulden kostete das Entrée in den Ballsaal, da hast Du die Rechnung, Hänsel. Die Menschen um den Tisch lachten, und ich ging mit Wuth und Groll im Herzen davon. Gut war's, daß Lalage nichts von der verwetterten Geschichte gemerkt; sie sprach angelegentlich mit den Studenten, obgleich die Frau Tante immer dazwischen fuhr. Auf dem Ball konnt' ich meinen verlornen Muth nicht wieder finden, das merkt' ich bald — ach! auch adlige Herzen haben Stunden, wo sie dem Drange des Schicksals erliegen und ihnen was Menschliches begegnet, aber Gottlob! es sind auch nur Stunden. Ich ging in mein Logis, ich suchte mein Lager und fand meinen großen Geist darauf wieder. Was mir erst nur als ein kleiner Stern geleuchtet, ging mir nun als eine glänzende Sonne auf. Ich fand mehr als meine Größe, ich übertraf mich

selbst, denn ich gewann den Entschluß, Lalage zu heirathen. Diesen Morgen ließ ich's mir bei ihrem Kutscher einen halben Gulden kosten und einen halben Gulden nahm mir der Stallknecht ab, und so ist's gekommen, daß ich keinen Kreuzer mehr habe. Aber dafür wird schon noch was extra in Deiner Tasche sitzen, Johann; greife nur einmal hinein und suche."

„Ich hab' gar nichts, was ich Ew. Gnaden geben könnte," versetzte Johann trocken; „jetzt muß jeder selbst sehen, wie er durchkommt; ich bin ja immer noch schlimmer dran, als Ew. Gnaden, denn ich muß ja auch für die beiden armen Gäule sorgen."

„Hänsel, morgen Abend bin ich ein reicher Mann. Hundert Gulden sollst Du haben, wenn Du mir jetzt fünf gibst. Morgen hat alles Leid ein End. Sieh, der Wirth drinne, der Veltig, borgt nicht gern. Ich weiß. Er ist ein gemeiner Hundsfott."

„Und wenn mir Euere Gnaden die Seele aus dem Leibe schnitten, ich könnte keinen Kreuzer geben. Aus dem Mahlkasten fällt im Leben kein Mehl, wenn man nicht erst Frucht oben aufschüttet." Damit wandte sich der Reitknecht gleichgültig und zog die ermüdeten hungrigen Pferde nach, um sie nach dem Stalle zu bringen, während sein Herr mit unsichern Schritten der Thüre des gastlichen Jagdhauses nahte.

Vor der Stallthür fand Johann den Hausknecht, welcher mit kurzen Worten erklärte, sein Herr, der Wirth Veltig, habe befohlen, die Pferde des Herrn von Schmalgau gar nicht in den Stall zu lassen, weil derselbe doch nicht bezahle, schon große Rechnungen von sonst schuldig sei und sich überdies noch sehr unartig betragen habe.

Johann erwiderte auf die bündige Rede seines

Freundes, des Hausknechtes, kein Wörtchen, sondern kratzte sich hinter den Ohren, zäumte schweigend die Pferde ab und jagte sie in den an das Jagdhaus stoßenden Wald, wo sie gierig über das spärliche Gras herfielen, um ihren Hunger zu stillen. Er selbst wisperte dem lachenden Hausknecht einiges in's Ohr, worauf dieser freundlich nickte und sich Beide in's Haus entfernten.

2.

In Aussicht gestellte Gänseleberpastete.

Des Hauptmanns von Schmalgau heldenmüthiges Streben ging zunächst auf dasjenige Gastzimmer des Jagdhauses, in welchem nur Leute vornehmen Standes abzutreten pflegten. Wie hätte sich auch dieser ahnenreiche in allen ritterlichen Tugenden ausgezeichnete Edelmann entschließen können, sich durch den Eintritt in das allgemeine Gastzimmer, wo der Plebs bei dem neuen trüben Wein saß, etwas zu vergeben? Das Zimmer war leer, aus der auf der Hausflur gegenüber gelegenen Stube erschollen lustige Stimmen durcheinander. Schmalgau warf sich mit aristokratischer Nachlässigkeit in das Sopha und spielte mit der Reitgerte; doch bald erinnerte ihn ein nicht länger zu unterdrückendes Gefühl, daß die Natur hartnäckig auf ihrem Rechte bestehe und der adlige Magen nicht dem Fluge des adligen Geistes zu folgen vermöge. Der Hauptmann entblößte sonach seine rechte Hand von

dem etwas unschimmer gewordenen wildledernen Reiterhandschuh, strich sich Schnauz- und Backenbart wie eine Bürste in die Höhe, und erhob sich, um vor dem Spiegel des Zimmers das Haar zu ordnen und sein Gesicht in martialische Falten zu legen. Sobald er damit glücklich zu Stande gekommen war, fuhr er mit der blosen Hand in die rechte Westentasche und zog einen ungeheuern mit Goldzindel übersponnenen Zahnstocher hervor, an dessen äußerstem Ende eine Troddel hing, im Verhältniß zum Instrumente selbst von ziemlicher Größe, um die augenfällige Gestalt desselben noch augenfälliger zu machen. Die Reitgerte mit der linken Hand schwingend, mit der rechten sich des prunkvollen Zahnstochers bedienend, nicht anders als habe er vor kurzem erst einen zähen Fasan gespeist, schritt der Hauptmann mit gewichtigen Schritten durch das Zimmer, so daß seine großen Sporen einen ungemeinen Lärm anrichteten. Als er sich so in gehörige Positur gesetzt, riß er die Thüre des Zimmers weit auf und rief mit der vollen Kraft seines ausgeschrienen Bierbasses: „Kellner! Daß Euch das Donnerwetter neun und neunzig Klaftern tief in den Erdboden hinein schlüge! Wißt Ihr nicht, daß der Hauptmann von Schmalgau Euerem Hause die Ehre angethan hat, darin einzukehren?“ Als auf dieses Pelotonfeuer noch keine Bewegung des Feindes sichtbar wurde, resolvirte sich der Hauptmann, als ein entschlossener Krieger, grobes Geschütz anfahren zu lassen. Schon bemerkte er mit einigem Vergnügen, daß der Tumult in der Wirthsstube drüben verstummt und man demnach auf die zweite Salve gespannt sei. Er ließ also nicht lange auf das Abbrennen derselben warten. „Ihr Hunde, wenn Ihr nicht gleich kommt, so schlag' ich alle Fenster ein, und werfe Tische und

Stühle auf die Straße hinab. Ihr müßt mir den schuldigen Respect erweisen, oder ich hack' Euch mit meinem Säbel die Köpfe ein. Ich bin eben in meiner kriegerischen Stimmung!" Diese gebrüllte Drohung hatte die Wirkung, daß ein kleiner schüchterner Kellner auf der Hausflur erschien.

„Spute Dich, Bursche, oder ich fuchtele Dich mit der Klinge, daß Dir die Hosen platzen sollen!" rief der Hauptmann und griff zum Zahnstocher, um sich das Zahnfleisch blutig zu kitzeln.

„Was befehlen Euere Gnaden?" fragte das erschrockene Bürschlein, im Zimmer angelangt.

„Nun so laß ich mir's doch gefallen," schmunzelte Schmalgau. „Ihr Bärenhäuter, habt mich ja ordentlich in meinen Hauptmannsfuror gebracht. Ja, was ich befehle? Was ich befehle, hast Du mich gefragt? Nun sieh, ich speiste zwar um vier Uhr erst beim Grafen in Wildenbach einen köstlichen Frischling nebst der delikaten Keule eines Rehbocks, aber der Ritt hat mir wieder einigen Appetit zu Wege gebracht. Was kannst Du mir serviren?"

„Befehlen nur Euere Gnaden. Der Speisevorrath ist jetzt bei der häufigen Einkehr der reisenden Badegäste groß. Darf ich ein Stück gefüllte Kalbsbrust, oder einen gespickten Kalbsschlägel bringen, nebst Schneckensalat?"

„Wie gesagt, ich habe mir heute mit dergleichen den Magen schon überladen. Etwas Feineres, mehr für den Appetit als den Hunger Berechnetes."

„Befehlen Euere Gnaden ein feines Ragout von Kalbsherzen und Lungen, gespicktes und gefülltes Kalbsherz?"

„Bleib mir mit Euerm Kalbe vom Leibe! Ich mag und kann einmal solche gemeine Speisen, wie das

Kalbfleisch ist, nicht vertragen. Etwas Andres sag' ich, Besseres!"

„Ein Paar junge Tauben in einer Specksauce?"

„Klein Geflügel ist nie nach meinem Geschmack."

„Gänseleber mit einer Trüffelsauce? sie war für des Herzogs Durchlaucht bereitet, welcher heute hier zu speisen geruhte, die Gänseleber aber unberührt stehen ließ."

„Für die Durchlaucht bereitet? Ja, Bursche, die muß ich haben. Flink! bring sie her; ich verspüre starken Appetit danach." Der Kellner verschwand. „O es ist ein großer Gedanke," fuhr der Hauptmann begeistert fort, „eine Gänseleber zu verzehren, die für einen Fürsten bestimmt war. Ich schätze mich glücklich, hierher gekommen zu sein; und hab' ich erst die Leber mit der Trüffelsauce im Leibe, betreib' ich meine Ehestandsangelegenheiten bei Lalage mit doppeltem Feuer und angewachsener Energie." Nun schob er den geschmückten Zahnstocher wieder in die Westentasche, zog auch den andern Handschuh aus, setzte einen Tisch vor das Sopha und machte sichs auf demselben, in Erwartung der höchst angenehmen Dinge, die da kommen sollten, so bequem als möglich. Der Tisch, des Hauptmanns Hände, Kinnbacken und Magen waren bereits so eingerichtet, daß sie die schmackhaften Gerichte auf sich und in sich aufnehmen konnten. Statt des furchtsamen Kellners mit der süßen heißersehnten Last erschien aber Herr Veltig, der Wirth, ohne eine solche. Schmalgau's Gesicht wurde noch um einige Linien länger und fuhr in diesem sonderbaren Wachsthum während der Rede des Wirthes fort. Denn barsch und unfreundlich sprach dieser: „Herr von Schmalgau, nachdem ich mir vor drei Monaten bereits die Ehre Ihres Besuchs ernstlich

verbeten hatte, hoffte ich, Sie nie wieder hier zu sehen. Meine Hoffnung hat mich sehr bald betrogen. Sie kennen die nicht unbedeutende Summe, welche Sie mir schuldig sind; ich mache mir eine Ehre daraus, Ihnen dieselbe zu schenken, aber Sie auch zu ersuchen, dies Haus sogleich zu verlassen und von mir keinen Bissen Brot, geschweige eine Gänseleber zu erwarten. Ich habe Sie lange genug umsonst gefüttert und mich dafür schnöde und grob behandeln lassen. Meine Geduld hat ein Ende, Herr von Schmalgau."

„Ich bin herzoglicher Hauptmann außer Dienst," erinnerte der Edelmann mit stolzer Selbstschätzung, in die er sich mühsam gearbeitet hatte; denn seine wahre Seelenstimmung war eine tiefe Wehmuth über die verloren gegangene Leber.

„Nun ja doch, mit Vergnügen, Herr Hauptmann, meinetwegen Herr Major von Schmalgau. Gehen Sie nur; es dämmert bereits und das Jagdhaus hat keine Schlafstätte für Sie."

„Du hast doch ein gutes Herz, Veltig," sprach der Hauptmann jetzt weich und sanft mit verklärtem Antlitz, „denn Du hast mir meine Titel und Würden gegeben. Ich weiß ja, Du zeigtest Dich mir immer als ein guter Bube, als Du des Höchstseligen Herrn Herzogs Durchlaucht Laufbursch warst und ich eine Pagenstelle an Höchstdero Hofe begleitete. Ich habe Dich stets lieb gehabt und den Andern vorgezogen, Dir auch manche Gefälligkeit erwiesen, von der ich wollte, Du hättest sie nicht so bald vergessen."

Der Wirth schlug eine laute Lache auf und erwiderte: „Sie sind sehr spaßhaft, Herr Hauptmann, da Sie heute Tritte, Püffe, Ohrfeigen, Stockschläge und Schimpfworte aller Art mir als Liebesäußerungen

und Gefälligkeiten einschwärzen wollen. Doch ich kann mich nicht allein dieser Zärtlichkeiten von Ihnen rühmen, wo wäre eine bürgerliche Bestie am Hofe gewesen und sollte es der unterste Stallknecht gewesen sein, die Sie nicht mit Ihrer handgreiflichen Neigung beglückt hätten; und war's denn nicht auch eine solche Liebeserweisung gegen einen Soldaten der Compagnie, deren Seconde-Lieutenant Sie waren, welche Ihnen einen so ehrenvollen Abschied verschaffte? Sie hatten die edle Menschenfreundlichkeit gegen Ihre Untergebenen aus dem Hofdienst mit in den Militärdienst hinüber genommen."

„Pest und Hagelschlag!" fuhr der Hauptmann bitterböse auf und rasselte an der Scheide seines Sarras. „Das untersteh' Dich nicht noch einmal zu sagen, verfluchter Kneipier, sonst —"

„Verlassen Sie das Jagdhaus. Das ist's ja eben, was ich wünsche."

„Und ich werde Dir nun zum Aerger dableiben," sagte Schmalgau trotzig. „Du kannst mich nicht hinausgehen heißen; denn dies Haus gehört ja unserm Durchlauchtigsten Herzog, meinem allergnädigsten Gebieter und Herrn."

„Sie haben Recht. Ich werde Sie auch gar nicht zu vertreiben suchen. Sehen Sie zu, wie die übrigen Gäste, welche heut' Abend noch eintreffen werden, speisen und dann zu Bette gehen. Den Duft der Gerichte sollen sie umsonst haben. weiter nichts, eine Schlafstelle auf Stroh in der Hausflur dazu. Weiter nichts. Basta!"

Damit ging der ungefällige hartherzige Wirth, welcher von allen Leuten, die ihn kannten, gerade als das Gegentheil dessen gepriesen wurde, als was er sich eben dem armen Edelmanne gezeigt hatte.

3.

Dramatische Probe mit Zuschauern.

Dem vernichteten Schmalgau hatte ein einziges von des Wirths letzten Worten seinen vorigen Muth wieder gegeben, nämlich das Speisen der noch anlangenden Gäste. Ein kühner Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren; er spann sich denselben wohlgefällig aus, indem er den bellenden Magen mit gewaltiger Willenskraft zur Ruhe verwies, wieder wie vorhin klirrenden Schritts durch das Zimmer ging, mit der Reitgerte in die Luft hieb und, das von seinem Gedanken begeisterte Gesicht zu anmuthigem Lächeln verziehend, den Dessauer Marsch pfiff. Plötzlich eilte er an das in den Hof führende Fenster, und rief mit gewohnter Stentor-Stimme: „Johann! Johann, wo bist Du?"

„Was befehlen Euere Gnaden?" antwortete der treue Knecht, aus dem Stalle eilend.

„Komm' geschwind herauf, Hänsel! Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen." Der Reitknecht stand bald ehrerbietig an der Thüre, den Hut vor den Bauch haltend. Der Hauptmann war zu sehr mit seiner Idee beschäftigt, als daß er hätte bemerken können, wie Johann beide Backen voll hatte und verstohlen kaute.

„Sieh, Hänsel", begann der Hauptmann, „wenn die Komödianten etwas recht gut machen wollen, da lernen sie's erst auswendig und probiren's zu Hause mit der Frau oder der Magd. Nachher geht's prächtig in der Komödie. So will ich's auch machen, Hänsel."

„Behüt's Gott! Euere Gnaden wollen ein Ko-

mödiant werden. Das sind ja lebendige Teufelsbraten, wie die gnädige Frau Mama oft sagte. Ach, ich hab' wohl ein gutes Gedächtniß."

„Einen vernagelten Kopf hast Du. Ich will ja kein Komödiant werden, Hänsel. Die Lalage heirath' ich, dabei bleibt's. Aber ich will erst und zwar jetzt gleich mit Dir probiren, was ich dem schönen Kinde sagen will, damit ich's nachher, wenn sie kommt, hübsch weiß und nicht in der Rede stecken bleibe. Zu Soldaten hab' ich wohl Stundenlang wie ein Cicero gesprochen, und sie zu Muth und Tapferkeit angefeuert, aber zu einem Frauenzimmer sprach ich noch nie so lange und zusammenhängend, als hier nöthig sein wird. Drum frisch also ans Werk nach Soldatenart! Tritt dorthin an den Tisch, Hänsel! Du stellst die schöne Lalage vor, welche eben angekommen ist. Ich eile auf die Holde zu, sie zu begrüßen und ihr eine zärtliche Liebeserklärung zu machen. Merk's, Schlingel, daß Du die Lalage bist."

„Ja wohl, Euere Gnaden, wie Sie befehlen, ich will's merken. Ich bin die schöne Lalage, die Sie heirathen werden."

Schmalgau verfügte sich vor den Spiegel, um seinen Mienen den zu den Worten passenden Ausdruck zu geben.

Unterdessen waren draußen ein paar flinke junge Reiter angelangt, hatten sich von den Pferden geworfen und die Hausflur erreicht, wo sie aus dem honetten Gastzimmer eine ihnen bekannte Stimme erschallen hörten. Sie winkten sich einander zu, traten leise auf und guckten mit den Köpfen durch die von Johann offengelassene Thür in's Zimmer. Der Liebesritter war noch vor dem Spiegel beschäftigt

doch eben eilte er auf den verdutzten Reitknecht zu und fragte:

„Seh' ich so recht schmachtend aus, Hänsel?"

„Sehr schmachtend, versetzte dieser trocken; „man sieht's Euere Gnaden wahrhaftig an, daß Sie den ganzen Tag noch nichts gespeist haben."

„Dummkopf! Doch nein, Du hast Recht, Hänsel. Das gibt mir einen melancholischen Air, als hätte mir der Liebesgram recht mitgespielt, und die Leichtigkeit meines Magens verleiht meinen Bewegungen eine gewisse Aisance und Grazie, einen unwiderstehlichen Liebreiz, den sie bei vollem Magen unmöglich hätten erlangen können. Ich sehe ein, es trägt Alles, sogar unwillkührlich, zu meinem Glücke bei, selbst dieser scheinbare Unfall. Nun nimm Dich zusammen, Hänsel; ich beginne!" Er machte drei geckenhafte Kratzfüße, grinste, bot mit Ziererei dem Damenfiguranten seine Fingerspitzen, nahm des Reitknechts tölpische Hand, drückte einen zärtlichen Kuß darauf und sagte so süß und weich, als er vermochte: „Mein holder Engel, reizende, bewundernswürdige, mit hohen Tugenden ausgestattete Lalage, belieben Sie nur einen Strahl aus den Sonnen Ihrer Aeugelein auf mich armen Schmachtenden zu werfen, damit Sie sehen und sich überzeugen, wie ich in Liebespein vergehe und mich auflöse in süßer Qual. O Lalage, wende Dein schamröthliches Antlitz nicht weg! Grausame, morde mich nicht mit Gleichgültigkeit! Erlaube, daß ich Dir von meiner unbändigen Liebesglut etwas vorstammle! Laß meine unvorbereitete Rede in die Tulpenkelche Deiner Hörorgane dringen und dann widerstehe länger, wenn Du's vermagst! Ja Lalage, ich liebe Dich zum Rasendwerden! — — Aber, Schurke, was hältst Du denn Deinen Hut vor die Physiognomie?" unter-

brach sich der Hauptmann plötzlich selbst, aus dem feinsten in den gröbsten Ton fallend und die Dame seines Herzens andonnernd, welche als breitschultriger Reitknecht wirklich den abgeschabten alten Filz, mit einer Borte, die einst einer goldenen ähnlich gesehen hatte, vor das Gesicht hielt. Johann rief hinter dem Hute, als ein guter Schauspieler, der sich durch keinen Unfall aus seiner Rolle bringen läßt: „Ich schäme mich, Ew. Gnaden; deshalb deck' ich mir die Larve zu.“

Aber dieser Ton klang so wunderlich, daß Schmalgau, von einer Ahnung ergriffen, auf den schamhaftigen Knecht losstürzte und ihm dem Hut wegriß. Die Ahnung hatte nicht gelogen. Johann kaute, und mit dem Hute fiel ein Stück Schinken und ein Schnitt Weißbrot in das Zimmer. „Ha Bösewicht!“ kreischte Schmalgau und faßte wie ein hungriger Hund den Schinken, aber Johann war schnell resolvirt, raffte das Brod auf, riß dem gnädigen Herrn den Schinken wieder aus den Zähnen — denn wirklich hatte er sie schon eingesetzt — und suchte die Thür zu gewinnen. Schmalgau war aus vollem Halse fluchend und schreiend eben so schnell hinter ihm her und sicherlich würden sie Hausflur und Hof also durchstürmt haben, wäre Johann nicht vor den einen der Lauscher geprallt, welche sich nun nicht länger Gewalt anthaten, sondern ihrer bis auf's Aeußerste gesteigerten Lachlust freien Lauf ließen. Während der Hauptmann verdutzt zurückfuhr und in den Bart murmelte: „Potz Granaten und Haubitzen! Die verfluchten Studenten!“ machte sich Johann mit Schinken und Brot aus dem Staube, und die beiden jungen lustigen Herrn, ohne Unterbrechung lachend, nahmen Besitz

vom Zimmer, ja der eine stürzte auf das Sopha und wälzte sich darauf, als müßt' er ersticken.

4.

Contrahirtes Duell.

Der erschrockene Schmalgau gewann Zeit, sich zu sammeln; er schüttelte die Verlegenheit ab, warf sich in die Brust, bürstete Haar und Schnauzbart, rasselte mit dem Säbel und schritt schwer und düster, wie eine unheilschwangere Wetterwolke, an das Sopha heran.

„Meine Herren," begann er martialisch, „Ihr Lachen beleidigt mich. Erklären Sie sich näher darüber!" Die Angeredeten konnten aber vor Lachen noch immer kein Wort reden und mußten deshalb die verlangte Erklärung schuldig bleiben. Dem Hauptmann schwoll der Kamm noch mehr, seine Herzhaftigkeit wuchs und er donnerte: „Ich muß mir auf der Stelle Satisfaction ausbitten, oder sie beide für Hundsfötter erklären." Da sprang der Eine auf, ein hoher, kräftiger, junger Mann, mit einem blühenden Gesichte, einem dunkeln stechenden Auge, kastanienbraunem Lockenhaar, und rief seinem auf dem Sopha lachenden Begleiter zu: „Nein Roser, nun wird's Ernst! Das dürfen wir nicht hingehen lassen." Und sofort wandte er sich mit Anstand und Würde in Rede und Haltung zum Hauptmann: „Mein Herr, wir sind bereit, Ihnen jedwede Satisfaction zu geben, die man mit der

Waffe in der Hand zu geben pflegt. Aber obgleich uns Ihr Kleid verbürgen sollte, daß wir mit einem duellfähigen Manne zu thun haben, so werden Sie uns erlauben, rücksichtlich dessen, was wir so eben mit angesehen und angehört haben, einige bescheidene Zweifel zu äußern, bis Sie sich uns als Cavalier ausgewiesen haben."

„Pompen und Granaten! Ich kein Cavalier, das ist zu arg! Herr, danken Sie Gott, daß ich so großmüthig bin, Ihnen nicht gleich den Kopf zu spalten."

Neues Gelächter der Studenten, wüthendes Toben und Degengerassel des Hauptmanns ruft alles Volk aus dem Hause vor der Thüre des Zimmers zusammen; schallendes Gelächter erfüllt die Hausflur, Jedermann vergnügt sich an dem Schauspiele. Der andere Student, ein kleiner netter Mensch mit blonden Haaren und treuen freundlichen Augen, hatte unterdessen seiner Lachlust ein Genüge gethan, und erzählte der schönen Wirthin an der Thüre die Scene zwischen dem Hauptmann und dem Reitknecht. Diese theilte die possirliche Geschichte ihrem Manne, den Kellnern, den Gästen mit; des unbändigen Lachens wollte kein Ende nehmen. Schmalgau rannte wie toll umher. Als er den Wirth in dem Volkshaufen erblickte, stürmte er auf ihn zu und rief: „Veltig, bezeuge mir gleich hier, wer ich bin."

„Meine Herren," sagte der Wirth mit einer komischen Verbeugung und schelmisch lächelnd, „'s ist der Herr Hauptmann von Schmalgau außer Dienst, ein in unserm Lande allgemein bekannter Cavalier."

„Sind Sie damit zufrieden?"

„Wir sind's. Bestimmen Sie Waffen, Zeit und Ort," sagte der Braunlockige ruhig.

„Waffe? Hier ist mein Degen! Zeit? Jetzt gleich! Ort? Hier ist der Ort!"

„Aber wir haben keine solche Degen. Wir haben gar keine Waffe bei uns. Es fehlen Secundanten."

„Ausflüchte! Feige Ausflüchte!" rief der Hauptmann bramarbasirend und marschirte, sich den Schnauzbart bürstend, durch das Zimmer.

„Aber es gehört doch zum Duell, daß wir auch bewaffnet sind."

„Hilft Alles nichts! Feige Ausflüchte!"

„Sie sind ein unverschämter Wicht."

„Pompen und Haubitzen! Ich mach' Dich zu einer Leiche, Bursche."

„Halt!" rief der Wirth zwischen dem auftobenden Lärm. „Da kann ich Rath schaffen. Ich habe gerade so einen Sarras, habe auch ein paar Rapiere zum Secundiren, hier steht unsers Herzogs Leibjäger, der wird Herrn von Schmalgau gern secundiren, er ist ein guter Fechter."

„Mit Vergnügen!" sagte der Jäger.

„Und ich schlage meine Klinge auch noch passable," fuhr der Wirth fort, deshalb biet' ich meinen Dienst diesen Herren an."

„Nun so wäre ja die Sache abgemacht," sagte der kleine Student.

„Willst Du zuerst losgehen, Burg?"

„So sei's, lieber Roser! Ich denke, ich werde Dir die Mühe ersparen. Doch erst wollen wir ein paar Flaschen guten Rheinfall trinken. Kellner, alten Rüdesheimer und einen schmackhaften Imbiß! Aber schnell, denn der Abend kommt mit Macht und wir haben heute noch mehr vor."

Nach wenig Augenblicken stand das Verlangte auf dem Tische. Des Hauptmanns Blicke tauchten in den

hellperlenden Wein und konnten nicht anders loskommen aus dem köstlichen Bade, als wenn sie auf die pommerschen Gänsebrüste sprangen, von welchen die Studenten artige Bissen abschnitten. Unwillkührlich that er einen Schritt um den andern, bis er am Tische stand.

„Ich glaube selbst, meine Herren, es wird zu dunkel werden," begann er jetzt sanftmüthig, „und da Sie, wie bemerkt, keine Waffen haben, und wir uns nicht auf die Geschicklichkeit der Sekundanten verlassen können, auch kein Arzt bei der Hand ist, der, wenn eine gefährliche Verwundung vorfiele, hülfreiche Hand leistete, so dächte ich —

Eben trat der Wirth mit Säbel und Rapieren herein. Burg ergriff den erstern, entblößte ihn und hielt die blanke scharfgeschliffene Waffe mit den Worten: „Ausflüchte! nichts als feige Ausflüchte!" dem Hauptmann unter die Nase. „Sie haben Waffe, Zeit und Ort bestimmt. Arzt bin ich selbst, und eben nicht der ungeschickteste Wundarzt, und habe mir bei vielen Duellen eine tüchtige Praxis erworben. Wollen Sie's nicht glauben, so sollen Sie mein Doktordiplom sehen. Schenk' ein, Roser! Wir werden gleich fertig sein."

„Wo ist denn mein Johann?" fragte der Hauptmann. „Er soll mir meinen Säbel ein bischen schleifen." Und damit ging er zur Thüre hinaus.

5.

Verliebte Studenten.

Der Wein war getrunken, die Gänsebrust verzehrt, der Abend war da, aber der Hauptmann nicht. Wirth und Kellner suchten ihn im ganzen Hause, er war nicht zu finden. Unter Spott und Hohngelächter ging die ganze Versammlung auseinander, und Roser, Burg und der Wirth blieben allein zurück.

„Wer ist der Schuft?“ fragte Burg.

„Ein blutarmer Tagedieb,“ versetzte der Wirth. „Sein Vater brachte ein großes Vermögen durch, und hinterließ der Wittwe und diesem Sprößling nichts als den freien Sitz auf einem Gauerbe. Aber weiter haben Sie auch nichts an dem Gute zu fordern, als die Wohnung, alles Uebrige gehört den Agnaten. Dieser Bursche wurde vom verstorbenen Herzog zum Pagen angenommen. Der jetzige steckte ihn als Unter-Lieutenant unter die Soldaten. Er betrug sich überall dumm und brutal, traktirte einen Soldaten viehisch und erhielt den Abschied ohne Pension, auf sein submisses Ansuchen später den Hauptmannstitel und die Erlaubniß die Uniform tragen zu dürfen, die er sich aber natürlich selbst kaufen muß. Die Mutter lebt von Unterstützungen reicher adliger Familien des Landes, und dieser Taugenichts läßt sich von ihr ernähren. Nun wie ich von Ihnen höre, geht er auf Freiersfüßen.“

„Ha! ha!“ lachte Burg, „er hat gestern Abend auf dem Badeballe einer Dame schon den Hof auf

eine merkwürdige Weise gemacht. Wahrlich, ein köstlicher Patron!"

„Sie werden heute Abend noch Gäste bekommen, Herr Wirth," sagte Roser.

„Ich weiß schon," versetzte dieser. „Der Herr Konrektor Busch hat's mir gestern schon sagen lassen, er werde bis hierher ein Paar aus dem Bade kommenden Damen, der Tochter und Schwägerin des Rektor Simius, welche er vor acht Tagen in's Bad brachte, entgegen fahren. Auch hat er die Speisen bereits bestellt."

„Da hast Du vielleicht einen gefährlichern Nebenbuhler, als der Hauptmann ist, Burg," sagte Roser.

„Ich fürchte mich vor dem Unbekannten so wenig, wie vor dem Bekannten. Können Sie es wohl möglich machen, Herr Wirth, daß wir mit den angesagten Herrschaften speisen?"

„Ich hoffe, es soll gehen. Der Konrektor ist ein höflicher Mann, und die Damen werden nichts dagegen haben."

„Wir kennen sie schon."

„Desto besser, ich werde das Meinige thun." Der Wirth entfernte sich, und die beiden Freunde waren allein.

„Aber Freund, was gedenken wir nun so eigentlich anzufangen?" sagte der kleine Roser. „Der gelehrte Konrektor ist unsern verliebten Plänen ein neues unerwartetes Hinderniß."

„Was anfangen?" versetzte Burg heftig. „Prosaische Frage einer prosaischen Natur! Was will der Mensch anfangen, wenn er mit wonnezagender Erwartung vor dem Vorhange steht, hinter welchem die Fülle irdischer Seligkeit oder die schale auf Lebens-

glück verzichtende Alltagsgewöhnlichkeit auf ihn lauern, hinter welchem seiner vielleicht die Hebe mit dem Göttertrank wartet, damit er sich Unsterblichkeit aus der Schale trinke, oder die aschgraue Wirklichkeit, die das Anathema der Vergessenheit über ihn ausspricht? Mit kühner Hand soll er den Schleier heben, mit muthigem Auge schauen, was die ewig rollenden Loose ihm bestimmt, und dann handeln. Ist Entsagung mein Loos, so werd' ich mich nicht in gedankenlosem Hinbrüten und unnützen Klagen über mein Schicksal verkümmern. Ich werde männlich ertragen. Winkt mir Gewährung, dann will ich schwelgen in meinem Glücke, wie ein Gott."

„Du bist seit gestern Abend zum Poeten geworden, liebster Burg", lachte der Andere schelmisch. „Ich werde bei unsrer hoffnungsvollen Jugend Subscribenten auf deine Erotica sammeln. Es wird einen artigen Band geben. Aber wie ist mir denn? Hast Du denn nicht schon gestern Abend, und wenn ich nicht irre, in der schauerlichen, allen Poeten und poetischen Unternehmungen günstigen Mitternachtsstunde, an jenem verhängnißvollen Vorhange, der das große äußerst wichtige Geheimniß Deines Lebens verschleiert, mit keckem Finger gezupft? Hast Du nicht ein Zipfelchen aufgehoben und neugierig dahinter geguckt? Hast Du nicht das freundliche, neckische Mädchen, die niedliche lose Lalage, so schön, so verliebt, so zauberisch natürlich, wie die Geliebte des guten Horaz nimmermehr gewesen sein kann, hast Du dies irdische Englein nicht hinter dem dicken Vorhange stehen und Dir winken sehen? Bot sie Dir nicht das Rosenmündlein zum bräutlichen Kuß? Deutete sie nicht auf den Altar, der ihr zur Seite stand? Ha! und Du zagst noch vor dem schrecklichen Vorhange. Nimm ihn heut

Abend nur getrost hinweg, er verbirgt Dir nichts Arges. Ein Tag, wie der heutige war, ändert nichts in der Stellung solcher Sterne."

„Du bist ein Spötter," entgegnete Burg, „aber ein angenehmer. Ich muß Dir recht geben, Lalage ist schon so gut als mein. Ich kam, sah und siegte. Zwar floß das süße Geständniß ihrer Liebe zu mir noch nicht von ihren Lippen, aber hab' ich es nicht in ihren Augen gelesen? Flüsterte sie mir nicht beim Scheiden zu, daß sie diese Nacht hier auf dem Jagdhause bleiben würde? Ist das etwas anders als ein Liebesgeständniß? Drum frisch die Bahn verfolgt, eh' ein Andrer in die Schranken tritt!"

„Dein Eifer ist höchst löblich; denn wenn bei manchen Mädchen Zeit und Stunde gekommen ist, dann nehmen sie, was ihnen eben im Wurf kommt. Und ich bin fest überzeugt, Lalage's Stunde schlug gestern Abend auf dem glänzenden Balle. Ich hab' es ihr angesehn und muß es als Psycholog wissen. Da heißt's nun, wer zuerst kommt, mühlt zuerst. Der lumpige Hauptmann, der hündisch um sie herum wedelte, konnte Dir nicht schaden, aber heute vermöchte es vielleicht ein Andrer. Wie gesagt, Zeit und Stunde! — Weißt Du aber auch, daß die Tante ein allerliebstes Weibchen ist. Vier und zwanzig Jahre und schon Wittwe! Ist's nicht schade um das junge Blut?"

„Still, ich höre einen Wagen rasseln!" Burg eilte an das Fenster. „Ein großer schöner Reisewagen. Er hält, Roser, sie sind's! Lalage, das himmlische Kind, naht. Mein Herz pocht mir, wie ein Hammer!"

Roser stellte sich in die Mitte des Zimmers und deklamirte mit komischem Pathos, während schon Tritte

und Stimmen der dem Zimmer nahenden Frauen hörbar wurden:

„Pone me pigris ubi nulla campis
Arbor aestiva recreatur aura,
Quod latus mundi nebulae malusque
Juppiter urget;

Pone sub curru nimium propinqui
Solis, in terra domibus negata:
Dulce ridentem Lalagen amabo,
Dulce loquentem *).“

6.

Die beiden Damen.

Die Thür wurde von dem dienstfertigen Kellner weit aufgethan, und herein hüpfte ein rosenwangiges munteres Mädchen, von höchst angenehmer Gestalt, ihr nach schritt gemächlich eine etwas gut genährte

*) Und wär' ich an den Pol verschlagen,
Wo nie ein Lenzhauch die Natur
Erwärmt, nur kahle Wipfel ragen,
Ein ew'ger Nebel deckt die Flur;

Wär' ich verbannt, wo Glut der Sonne
Den Obdachlosen brennt, auch dort
Ist Lalage noch meine Wonne,
Ihr Lächeln hold und hold ihr Wort!

Horatius Oden 1, 22. Nach der Uebertragung von E. Günther.

Frau, jung und einnehmend. Der Kellner stürzte mit drei Lichtern in jeder Hand hinterher, das Zimmer wurde hell und die Gesellschaft erkannte sich gegenseitig.

„Ah, Sie auch hier, meine Herren?“ rief die jüngere bewegliche Dame, sich höchlichst erstaunt anstellend. „Das ist ja herrlich, daß Sie auch nach der Residenz reisen und mit uns zu gleicher Zeit auf dem schönen Jagdhause übernachten. Ich habe der Tante schon die Ohren voll gejammert, daß ich diesen Abend Langeweile haben würde; denn der Konrektor spricht ja doch nicht mit mir. Nun ist der Noth abgeholfen. Ich sehe, daß mich der Himmel nicht vergißt. Wir plaudern zusammen vom gestrigen Ball, von den Badegästen, vom Herrn Hauptmann von Schmalgau, von Neuem und Altem. Sie waren ohnedies gestern auf und davon wie lose Vögel, ohne uns einen Gutenachtgruß oder ein Abschiedswörtchen zu sagen. Das war nicht fein von Ihnen, meine Herren. Eine neue Damenbekanntschaft muß man nicht so vernachlässigen. Lassen sie uns armen Frauen doch wenigstens den Glauben, daß wir Ihnen etwas werth sind, ein paar Wochen oder auch nur Tage. Und Sie laufen uns gestern schon wieder davon. Dafür sollen Sie diesen Abend büßen. — Aber, mein Gott!“ unterbrach sie selbst den lustig strömenden Fluß ihrer Rede, „wo ist denn der Konrektor? Tantchen, der Konrektor ist ja nicht da?“

Die Tante hatte sich nach einem etwas verdrießlichen Knix mit ihren Schachteln und Kistchen beschäftigt, welche ihr die mitreisende Magd, pyramidalisch aufgethürmt, nachgetragen; sie befahl ein Glas Wasser und klagte über die Schwüle. Jetzt von Lalage angeredet, fragte sie den eben hereintretenden

und die Damen begrüßenden Wirth, ob der Herr Konrektor noch nicht angelangt sei.

„Derselbe hat mir zwar gestern schon sein baldiges Eintreffen auf dem Jagdhause anmelden lassen," versetzte der Wirth, „aber bis jetzt habe ich noch nichts von ihm gesehen noch gehört, und schon wird's merklich dunkel draußen."

„Mein Gott! Es wird ihm doch nichts zugestoßen sein! Ach, meine ahnende Seele! Der Himmel hängt voll schwarzer unheilvoller Wolken. O meine Angst am ganzen Tage!"

„O denken Sie doch nicht gleich das Aergste, beste Frau!" tröstete der Wirth. „Von der Residenz bis hierher begegnet so leicht nicht jemandem etwas Schlimmes. Er wird ein bischen spät weggefahren sein, hat noch Geschäfte abzumachen gehabt, nun ist ihm die Nacht über hergekommen, und er wird noch ein Stündchen warten, bis der Mond aufgeht. Punkt zehn ist er gewiß hier."

„Der Mond geht auf?" fragte Frau Scheller mit einem von Ueberraschung und Rührung gemischten Tone, und ihre schönen schwimmenden Augen sandten sehnsüchtige Blicke durch das Fenster an den Himmel. „O es muß hohe Wonne gewähren, mit einer gleichgestimmten Seele im Mondlichte durch die dunkeln Laubgänge des Parks hier oben auf der herrlichen Höhe zu schweben," fuhr sie fort, „zumal wenn der silberleuchtende Kahn über ein solch wildempörtes Wolkenmeer schifft und durch die zerrissenen schwarzen Schleier seinen ruhigen Glanz ausgießt, der wie oben durch Wolken, unten durch Laubdächer und Hecken bricht, und dem ihn begrüßenden Auge Thränen süßer Wehmuth entlockt."

„Ja, Verehrteste," fuhr in denselben Ton einstim-

mend Roser fort, der sich indessen auf Burg's Wink herangeschlichen und das heimlichkosende Pärchen verlassen hatte. „Wie vermöchten diese armen Laute und Worte unserer unbehülflichen Sprache nur eine Ahnung jener überirdischen Gefühle zu geben, welche ein zartbesaitetes Herz gleich Aeolsharfentönen durchzittern, wenn es sich umgeben sieht von den süßgeahneten Geheimnissen der schlummernden Natur. Da entblüht und entfaltet sich eine andere wunderbare, zauberisch ausgeschmückte Welt, für die es keine Sprache gibt. Nur Töne vermögen es auszusprechen."

„O Töne! Ja Töne! Aeolsharfentöne! Sie haben es wahrhaft bezeichnet. Sie sind auch ein Gleichgestimmter. - Hätt' ich das ahnen können!"

„Eine Aeolsharfe ist gar nicht weit von hier," erinnerte jetzt der Wirth. „Wenn man den breiten Sandweg durch den Park links hinter dem Jagdhause verfolgt, gelangt man bald auf eine zweite Höhe, dort steht ein kleiner Tempel, welchen der Herzog voriges Jahr erst erbauen ließ. Die Pforte ist nie verschlossen, ein Fenster ist nicht da, und der Thür gegenüber in der Wand ist eine lange Spalte, darin ist die Harfe angebracht. Manchmal geht's recht schön, wenn der Wind darauf musicirt."

„Eine Aeolsharfe in der Nähe!" rief Frau Scheller begeistert, und ihr Auge glänzte noch einmal so hell, ihre Arme waren wie zu einer zärtlichen Umarmung gehoben. Sie wollte weiter reden, und der pfiffige Roser hatte bereits alle Hoffnung geschöpft, daß er's bei der schönen Witwe noch an selbigem Abend zu etwas bringen könne, als draußen ein Wagen vorfuhr und gleich darauf der Kellner die Ankunft des Herrn Konrektor Busch verkündete. Lalage brach sogleich die Unterhaltung mit Burg ab, legte den Finger auf den

Mund, blickte ihn schelmisch an, nickte vertraut und hüpfte zur Thüre hinaus. Roser und Burg setzten sich im Hintergrund an den Tisch, die Augen erwartungsvoll nach dem Eingange des Zimmers gerichtet.

7.

Sentimentalität und Schelmerei.

Gleich darauf schritt ein langer spindeldürrer Mann an Lalage's Seite herein. Auf seinem großen Kopfe zeigte sich schon eine ansehnliche Glatze, seine aus dem gelben, mageren Gesichte hervorquellenden matten Froschaugen durchliefen schnell das Zimmer, und als er die Studenten erspäht, nahmen seine Mienen einen verdrießlichen Ausdruck an.

„Ei, die gute Tante hat schon Todesangst um Sie ausgestanden. Verunglückt, todt hat sie Sie geglaubt," plauderte Lalage im Tone des zärtlichen Vorwurfs, „aber wo bleiben Sie auch nur? Wir meinen nicht anders, als Sie warten schon zwei Stunden auf uns, empfangen uns am Wagen, heben uns hübsch heraus, führen uns zur Suppe und machen unsern Cavaliere servente. Statt dessen müssen wir auf Sie warten und uns langweilen."

„Nun, es hat ja nicht an junger Gesellschaft gefehlt," versetzte der Konrektor mit einer hohlen trockenen Stimme und ließ den ärgerlichen Blick von den Studenten auf die schöne Witwe überspringen.

„Fehlgeschossen!" rief Lalage. „Wir kennen die

Herren dort gar nicht; aber Ihnen zu Schmach, Qual und Schande geh' ich jetzt gleich hin, rede sie an, mache ihre Bekanntschaft; denn ich sehe schon, Sie sind mit übler Laune gekommen."

„Sie werden doch nicht, Lalage? Das wäre ja höchst unschicklich."

„Ich gehe, wenn Sie der Tante nicht gleich beichten, wo Sie geblieben sind. Ich mag's gar nicht hören."

„Ich hatte Abhaltungen," sagte der Konrektor kurz zu Frau Scheller.

„Abhaltungen. Haben Sie vielleicht am Landhause der Frau Kriegsräthin etwas zu lange angehalten. O, wie Sie erschrecken! Ich habe die wunde Stelle getroffen."

„Welche ungerechte Eifersüchtelei!" rief der Schulmann, und strich sich verlegen die spärlichen Haare über die Glatze.

„Nicht ungerechter als die Ihrige," versetzte die Dame piquirt.

„Ich sehe schon," bemerkte Lalage, „ich werde dennoch die Bekanntschaft der beiden jungen Herren dort suchen müssen."

„O über die Weiber!" seufzte der Konrektor und hielt die Muthwillige am Arme zurück. „Hier in diesem Zimmer, wo wir nicht allein sind," fuhr er dann gelassener und mit einem bittenden Blick auf Frau Scheller geheftet fort, „kann ich mich unmöglich expektoriren. Ich werde ein eigenes Zimmer bestellen." Er ging. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so waren die Studenten wieder bei der Hand.

„Und sollte nie meiner Seele das unschätzbare Glück zu Theil werden," süßelte Roser, „mit der gleich geschaffenen, nur noch zarter besaiteten Seele der lie-

benswürdigsten Frau, die sie so schnell gefunden und erkannt, gewiß geleitet vom geheimen Zuge der Sympathie, sich einzutauchen in das Meer höherer Gefühle und Empfindungen, in harmonischen Entzückungen aufwärts zu schweben in des Himmels unermeßne Räume? — Nie? Nie?"

Ein strahlender, wohlwollender Blick aus den Augen der schwärmerischen Witwe traf den jungen Mann, welcher die Hände gefaltet vor ihr stand und sie mit schmachtenden Augen anschaute.

„Auch in der Entsagung liegt ein unendlich süßer Reiz. Sich finden, sich erkennen und scheiden, ist das Loos der Sterblichen. Aber ihr unsterblich Theil trennt sich nicht mehr, wenn verwandte Klänge sich daraus begrüßt und in einander verschmolzen sind. Sie sind mir nun nicht fremd mehr, mein Herr. Nehmen sie die Versicherung, daß ich in den Abendstunden Ihrer gedenken werde." Damit reichte sie ihm die Hand, die er stürmisch ergriff, und mit dem Ausdrucke: „O ich namenlos Glücklicher!" an seine Lippen drückte und ein Tröpfchen Wein darauf fallen ließ, den er in Bereitschaft gehalten, um ein künstliches Thränchen weinen zu können.

„Gehen Sie, Freund," sagte sie, von der Thräne ganz besiegt, „ich höre die Stimme des Konrektors, wir sprechen uns mehr."

Auch Lalage flog von Burg's Seite, der heimlich mit ihr geplaudert hatte. Der Konrektor trat herein, reichte den Damen seine Arme, machte eine steife Verbeugung gegen die beiden Freunde hin und verließ zum Leidwesen derselben das Zimmer mit den Damen.

„Freund, mein Glücksstern ist mir aufgegangen!" rief Burg entzückt. „Lalage ist ein Engel! Sie liebt mich. Und da wir, eh' ich meine Angelegenheiten in

Ordnung gebracht, nicht hoffen dürfen, uns wieder zu sehen, so hat sie mir ein großes Opfer zugesagt, dessen Wichtigkeit ich fühle und hochschätze. Sie hat mir versprochen — denke Dir das unvergleichliche Mädchen! wie fremd ihr alle falsche Ziererei ist, wie sie dem Zuge ihres Herzens, der Stimme der reinsten Natur folgt! Sie hat mir versprochen, mit mir in dieser warmen üppigen Sommermondnacht einen Sparziergang in den Park nach der Aeolsharfe zu machen. Das heißt unter der Bedingung, daß Du dabei bist und ihre Magd, welche ihre Vertraute ist und ihr ganz zu Willen lebt. Du wirst Dich doch nicht zur Begleitung bitten lassen?"

„Bei Leibe nicht! Während Du mit der Herrin Wort und Kuß tauschest, werd' ich ja wohl mit der Dienerin, die auch noch nicht über die vier und zwanzig sein kann, auch etwas anfangen können."

„Du bist ein frivoler Mensch. Erst entzückt er die Tante durch hypersentimentales Geschwätz und nun will er gar der Magd den Hof machen. Du denkst wohl, wir hätten Euere Unterhaltung nicht mit angehört; Lalage hat sich in den Finger gebissen, um nicht laut zu lachen."

„Man muß die Feste feiern, wie sie fallen," versetzte Roser. „Uebrigens gesteh' ich Dir aufrichtig, die Frau gefällt mir ausnehmend wohl, und hätt' ich sie nur erst im Ehestandskarren eingesperrt, ich wollt' ihr die sentimentale Mondscheinsphantasie schon vertreiben."

„Du mußt wissen, daß Frau Scheller ein artiges Vermögen besitzt, wie mir Lalage bereits vertraut hat."

„Nun vollends!" lachte Roser. „Ich bewerbe mich um eine Schulstelle unter dem Rektor Simius und werde Dein Oheim, Freundchen."

„Auf die Onkelei!" lachten sie, stießen an und tranken, blieben noch einige Zeit im heitern Gespräch beisammen sitzen und speisten fröhlich; dann suchten sie den Hausknecht auf und vermochten ihn durch ein gutes Trinkgeld, die Hausthür aufzulassen.

8.

Improvisirter Götterschmaus.

Der Hauptmann von Schmalgau hatte sich in einen abgelegenen Winkel des Hofes verkrochen und hier nichts von der Ankunft der Damen vernommen. Er hatte gute Zeit, sich neue Luftschlösser zu bauen, und enschloß sich, morgenden Tags ohne weiteres den kürzesten Weg zu seinem Ziele zu gehen, nämlich in die Residenz zu reiten, beim Rektor Simius abzusteigen und um die einzige Tochter, von deren Liebe und Zustimmung er überzeugt war wie von seinem Leben, anzuhalten, des erstaunten und geschmeichelten Vaters freudiges Jawort zu erhalten und die Liebliche als Braut in ihrem eigenen Hause zu empfangen. Man sagt, daß ein leerer Magen, sobald seine heftigen Forderungen nicht befriedigt worden sind, die glühendsten und seltsamsten Phantasiebilder erzeuge. Bei dem versteckten Kriegshelden bewährte sich diese psychologische Wahrnehmung; denn er malte sich die Reise, das Erstaunen des Rektors, den Jubel im Hause, wenn der Alte das Nöthige erfahren, die angenehme Ueberraschung Lalage's, das bräutliche Entzücken, mit

welchem die Verschämte an seine Brust sinken würde, das gegenseitige zärtliche Umfassen, das Liebesgekose, die rauschenden Küsse und Schwüre ewiger Liebe und Treue, die glänzenden Gastmähler am Verlobungstage, seinem Stand und Range angemessen, die Freuden des Hochzeittags, das Alles und noch mehr malte er sich mit den brennendsten Farben aus, und schwelgte Hunger und Durst vergessend in einem Strom von Entzücken. Erst als es dunkel um ihn her geworden war, fiel er aus seinem stolzen Luftflug wieder auf die Erde herab. Sein Aufenthalt fing an, ihm unbequem zu werden, und das Verlangen nach Speise und Trank stellte sich wieder und mit erhöhter Heftigkeit ein. Er fühlte sich in der Absicht, seinen Reitknecht aufzusuchen und ihm Brot und Schinken abzuzwingen, behutsam aus dem Winkel hervor, und ging von einem Stall zum andern. Da er aber nicht wagte laut zu werden, aus Furcht, er möchte sich verrathen und von den fatalen Studenten gepeinigt werden, so fand er auch den Johann nicht. Auf diese Weise war er auch der noch offen stehenden Hinterthüre des Hauses nahe gekommen, aus dem Fenster daneben leuchtete helles Licht, und ein süßer nasenkitzelnder Bratenduft, welcher den armen Schmalgau beinah um die Besinnung gebracht hätte, quoll heraus. Es war das Küchenfenster. Ein mächtiger Zug trieb des Hauptmanns Schritte der Thüre zu; er konnte nicht widerstehen. Leise wie ein Fuchs schlich er in's Haus, und da er aus der gleich voran gelegenen Küche Frauenstimmen erschallen hörte, so drückte er sich hinter die Thür und lugte und lauschte mit gespanntem Aug' und Ohr durch die Klinse. Es dauerte lange, eh' die für die Gäste bestimmten Speisen alle zubereitet waren, und dem Hauptmann ging

einmal um's andere die Ohnmacht nahe; aber er kämpfte wie ein Held mit den gegen seine Nase und Magen verschwornen wie Heeresmacht heranziehenden Düften, er hielt aus, stand eine halbe Stunde im heftigsten Feuer und — siegte. Denn die Wirthin schickte die Magd mit Speisen zu den Studenten, während sie selbst die für den Konrektor und die beiden Damen bestimmten Gerichte in das Zimmer derselben trug. Jetzt war der für Schmalgau günstige Zeitpunkt gekommen. Jetzt galt's rasch und kühn zu handeln. Und er handelte. Flugs war er hinter der Thüre hervor, hielt den Athem an sich, machte ellenlange Schritte auf den Zehen in die Küche, schaute mit gierigen Blicken um, gewahrte eine gebratene Kalbskeule, erfaßte sie, und stürmte, sie in den Lüften schwingend, davon, wie Simson mit dem Eselskinnbacken. Aber nicht seine Feinde, die Studenten, wollte er damit erschlagen, wie Simson die Philister; sie hatten Frieden vor ihm. Eine andere Lust als die befriedigten Rachegefühls wollte er sich bereiten, eine größere, herrlichere, den menschlichen Bedürfnissen angemessenere, er wollte — essen. In Hast war er aus der Nähe des Hauses geflohen: nun war er in Sicherheit und athmete auf. Seine nächste Sorge war, sich ein Plätzchen zu suchen, wo er ungestört seine Beute verzehren könne. Der aufgegangene Mond brach eben hinter einem Wolkendamme hervor und zeigte dem umschauenden Helden den großen Reisewagen der Frau Scheller und die kleine offene Chaise des Konrektors. Wie ein Blitzstrahl zuckte ein großer Gedanke durch Schmalgau's Kopf; er wußte ohnedies nicht, wohin er sein Haupt betten sollte; jetzt war mit einemmale zwei großen Verlegenheiten abgeholfen. Er öffnete den Wagen und machte sich's mit seinem Braten im

weiten Bauche desselben auf den weichen Polstern bequem. In Ermangelung eines Messers bediente er sich der Zähne zum Zertheilen des schmackhaften Fleisches. Freilich ging es auf diese Art etwas langsam und die Masse machte ihm viel zu schaffen, desto größer war aber auch der Genuß; und unermüdet war er, das gut zubereitete Kälberne, wie ein Bullenbeißer, zu traktiren. Ueber dieser Arbeit hätte der Hauptmann die ganze Welt vergessen, wäre nicht ein anderes Bedürfniß laut und lauter geworden, ein quälender Durst. Sein altadliger Geist war erfinderisch geworden, er hatte die gute Speise der Genialität desselben zu verdanken, und er versuchte es die einmal thätige Kraft von neuem in Bewegung zu setzen. Und: „wer einmal Hasen gejagt, weiß wo sie laufen!“ rief der Hauptmann vergnügt, schlug ein Schnippchen und fiel, von der neuen Idee enragirt, über die Wagentaschen und die Sitzkasten her. Und gleichsam als wollte ihn ein gerechter Himmel für die lang ertragene Entbehrung auf einmal reichlich entschädigen, fand er wirklich, was seine bangahnende Seele gesucht hatte. Im Kutschenkasten lagerten zwei Flaschen Muskateller, die sich Frau Scheller im Bade gekauft, um zu Hause dann und wann heimlich ein Schlückchen zu nehmen. Wer war froher in dieser stillen Mitternachtsstunde, als der essende und trinkende und auf weichen Kissen seinen Leib pflegende Hauptmann? So wohl war ihm lange nicht geworden, und als der erste Anlauf des fordernden Magens gestillt war, nahm er sich vor, recht langsam und behaglich zu genießen, um die Wonne so weit als möglich auszudehnen.

9.

Nächtlicher Spaziergang.

Der Herr Konrektor und Frau Scheller hatten noch etwas heimlich besprochen, eh der Erstere den Damen eine gute Nacht gewünscht und sich auf sein Zimmer verfügt, welches auf der Hausflur an das Zimmer der Damen gränzte, aber durch keine Thüre mit demselben verbunden war. Dort verhandelte er noch etwas mit dem Kellner. Das Dienstmädchen, mit welchem Lalage bereits einig geworden, bediente die beiden Herrinnen, und ging dann, um, dem Vorgeben nach, sich zum Lager der Hausmagd zu verfügen, eigentlich aber, um in die Stnbe der Studenten zu gehen und denselben die herannahende Zeit des Spaziergangs anzusagen. Lalage stellte sich sehr schläfrig, die Tante schien es auch zu sein, Beide wünschten sich gähnend angenehme Ruhe, Beide vergruben sich, nachdem das Licht gelöscht war, in die einander gegenüber stehenden Betten, Beide ließen bald den ruhigen, gleichförmigen, langgezognen Athemton des Schlafes hören. Lalage lag wie auf Kohlen, Hitze quälte sie, und doch wagte sie nicht sich zu bewegen. Sie drehte langsam den Kopf dem Bette der Tante zu. Der Mond schien zuweilen hell in das Zimmer, sie sah scharf hinüber und erschrak nicht wenig, die offenen Augen der Tante auf sich herstarren zu sehen. Doch bald überredete sie sich, ihre Einbildungskraft mache ihr etwas vor, man könne, bei so spärlichem ungewissen Licht, in solcher Entfernung, die Augen gar nicht erkennen, die Tante schlafe ja so ruhig und schnarche

sogar ein klein wenig. Doch die größte Behutsamkeit war nöthig, und deshalb zauderte Lalage immer länger und konnte nicht den Muth fassen, sich zu erheben und die nächtliche Wanderung anzutreten. Aber die Zeit verstrich, das liebende Herz drängte, mit dem Geliebten vor dem Scheiden noch eine Stunde zu verkosen, und eben wollte sie sich ein Herz nehmen und nach den auf einem Stuhle neben dem Bette liegenden Kleidern greifen, als sich's gegenüber regte. Lalage sah hin und erstaunte nicht wenig, als sie die Tante sich erheben und ganz leise und leicht sich ankleiden sah. Das Herz rumorte ihr in der Brust; denn die Tante schlich auf den Zehen heran und horchte, ob sie auch fest schlafe, und da Lalage sich wie vom tiefsten Schlafe befangen anstellte, so ging Frau Scheller aus der nicht verschlossenen Thüre und lehnte dieselbe hinter sich an. Lalage war ganz Ohr. Und sie vernahm zu ihrer Bestürzung gleich darauf ein leises Pochen daneben an der Thüre des Konrektors, dann wurde diese Thüre leise auf und auch wieder zugemacht.

Nachdem sich Lalage vom ersten Erstaunen über den nächtlichen Besuch der sittsamen Tante beim ebenso tugendhaften Konrektor erholt hatte, war ihr Entschluß fertig.

„Was brauch' ich mich noch mehr vor diesen Heuchlern zu fürchten," dachte sie, „hab ich sie doch im Sacke, und selbst wenn sie meine Liebe zu Burg und meinen Spaziergang entdecken, so dürfen die Sünder kein Wörtchen darüber verlieren."

Vergnügt warf sie ihre Röcke über; vor der Thüre begegnete ihr das Dienstmädchen, und Beide traten möglichst verhüllt aus dem Hause in's Freie. Die Studenten warteten schon an der Ecke.

„Wollen wir in den Aeolstempel, um die Harfe zu belauschen?“ fragte Lalage.

„Ich lauschte lieber auf Ihre Rede, mein Fräulein,“ versetzte Burger.

„Ich glaube, auch ich höre Sie lieber sprechen.“

„Zur Aeolsharfe haben wir Zeit bis wir uns das dringendst Nöthigste gesagt haben. Vielleicht in Jahr und Tag.“

„Potztausend! müssen Sie mir viel zu sagen haben, mein Herr, daß Sie in Jahr und Tag kaum mit dem dringendst Nöthigsten fertig zu werden hoffen. Und welches ist denn davon das Alle dringendste?“

„Daß Sie ein süßer, holder Engel sind, den ich unaussprechlich liebe, dem jeder Gedanke meiner Seele, jeder Pulsschlag meines Herzens gehört.“

„Allerdings ein Bericht von weltgeschichtlicher Wichtigkeit.“

„Fühlen Sie nicht den heftigsten Drang mir Aehnliches zu sagen?“

„Ei nun!“

„Bitte! Bitte!“

„Ich möchte alle Abende meines Lebens so mit Ihnen spazieren gehen, wie heute.“

„Holdes Kind, unser ganzes Leben soll ein freundlicher Spaziergang werden.“

„Meine verstorbene Mutter sagte oft, man dürfe den Männern nicht eher trauen, bis man ihre Vergangenheit kenne. Aus dieser ließe sich dann mit ziemlicher Gewißheit auf ihre Zukunft schließen. Erzählen Sie mir also aus Ihrer Jugend, aber wahr, aufrichtig, wie einem Musensohne von Ehr und Gewissen ziemt.“

„Bei Gott! das will ich. Und Sie vergelten mir mit Ihrer Lebensgeschichte.“ —

So plaudernd verlor sich das Liebespärchen auf geschlungnen Pfaden in das Dickicht des Waldes.

Roser blieb mit dem schlanken Dienstmädchen in ehrerbietiger Entfernung zurück, und ihre Unterhaltung war ebenfalls nicht ohne Interesse.

„Wie heißen Sie denn, mein Kind, wenn ich bitten darf?“

„Lieschen Möhrung.“

„Wollen Sie mir gestatten, Sie bei Ihrem allerliebsten Taufnamen zu nennen? Haben Sie beim Schreiben dieses Namens noch nicht die Bemerkung gemacht, daß das kleine s in der Mitte desselben fast aussieht wie ein kleines b, und daß man leicht versucht wird den Namen Liebchen auszusprechen? Wenn ich mich nun verspräche?“

„Ach, Sie sind ein Vokativus, wie der Herr Rektor sagt. Aber Ihre Entdeckung ist recht artig. Nur wär' es besser, wenn meine Madame Lieschen hieße. Dann wäre Ihr Versprechen an der rechten Stelle.“

„Diese Bemerkung ist mir noch dunkel, mein Kind. Machen Sie sie mir klar.“

„Ich bin noch etwas mehr als die Dienerin der Madame Scheller; ich bin auch ihre Vertraute.“

„Ah, dann sind Sie allerdings ein Frauenzimmer von Einfluß und Wichtigkeit, und Niemand weiß Ihre Stellung besser zu respektiren als ich. Ich empfehle mich Ihrem geneigten Wohlwollen.“

„Madame Scheller hat sich über Sie bei mir richtig geäußert,“ sagte Lieschen geschmeichelt.

„Und darf ich diese Aeußerung nicht erfahren?“

„Nicht ganz, denn sonst würden Sie eitel werden, wenn Sie's nicht schon sind. Aber etwas davon darf

ich schon sagen. Sie wären ein sehr gewandter Mann, vor dem man sich hüten müsse."

„Hüten?"

„Ja, daß man das Herz nicht an ihn verlöre."

„O, ich würde mein eignes dafür hingeben!"

„Ich fürchte Madame ist nah daran diesen Verlust zu erleiden, wenn's nicht bereits geschehen ist."

„An den Herrn Konrektor?"

„Ach, der lange Hasenfuß! Wie leicht wird es Ihnen werden ihn aus dem Sattel zu heben!"

„Hat sie denn weiter keine Liebhaber?"

„Genug! Aber die Herren lassen es zu deutlich merken, daß sie den Reichthum der Madame heirathen wollen."

„Ja so."

„Sie verabschiedet Einen nach dem Andern. Auch der Konrektor wird bald ausgespielt haben und mit einem hübschen Korbe abtreten. Auch er läßt merken, daß ihm der todte Schatz lieber ist als der lebende. Und wer mit Madame nicht schwärmt und phantasirt, findet keine Gnade bei ihr."

„Und das mit Recht. — Wie ist denn die treffliche Frau zu dem todten Schatze gekommen?"

„Ein alter, steinreicher Herr heirathete sie blos aus dem Grunde, weil sie schöne Verse so schön vorlas und auf dem Flügel spielte. Sie macht selber sehr schöne Verse. Das Alles hat den Alten so entzückt, daß er sie zur Erbin seines ganzen Vermögens machte und starb. Wenn sie sich wieder verheirathet, so muß es durchaus ein Mann sein, der ihre Vorzüge zu schätzen weiß. Am liebsten, mein ich, nähme sie einen jungen, der mit ihr Verse machte und läse, musicirte und schwärmte."

„Ich verstehe, mein liebes Lieschen, und fühle

mich Ihnen für diese Mittheilung sehr zu Dank verpflichtet."

Lieschen hing bald an Rosers Arm und plauderte ihm Alles was er wissen wollte. Und eh' sie sich's versahen, hatten sich beide Pärchen im weitläufigen Parke verirrt.

10.

Gelehrt und verkehrt.

Der Herr Konrektor studirte eben noch in einem dicken Werke über die reine Mathesis, welches er auf seinen Reisen mit sich zu führen pflegte, um sich die müßige Zeit damit zu vertreiben. Schon hatte er zu seiner Freude eine schwierige Aufgabe gelöst, und war daher bei gutem Humor, als er das Pochen seiner Freundin an der Thüre vernahm. Da er sich einmal vorgenommen hatte, sie mit ihrem schönen runden Sümmchen zu heirathen, und als ein Mann von Charakter sein Ziel unverrückt in Augen behielt und muthig alle Hindernisse bekämpfend drauf los arbeitete, so brach er unverdrossen mitten in einer gut begonnenen Forschung ab, strich sich die Haare über den Kopf, setzte seine Sommermütze darauf, und ging, um sich in die wunderliche Laune der Madame Scheller zu fügen.

„Nun kommen Sie schnell, werther Freund," flüsterte sie, „damit unsere heimliche Nachtfahrt nicht entdeckt wird! O ist es nicht höchst romantisch, in

der süßen Traulichkeit einer dufterfüllten Sommernacht im Mondscheine nach der Aeolsharfe zu wandern?"

„Es ist höchst romantisch; Sie haben sehr recht, Verehrteste," versetzte der Schulmann, indem sie den Waldweg nach der Höhe einschlugen. „Wissen Sie aber auch, woher das Wort romantisch seinen Ursprung hat? Ich will drauf wetten, das wissen Sie nicht, meine sehr Werthe."

„O sehen Sie, wie der Mond mit Leichentüchern umhängt ist! Er blickt zürnend durch die zerrissenen Trauergewänder herab, wie der Geist eines gefallenen Helden auf das blutige Schlachtfeld. Schaudern Sie nicht?"

„Das Wort romantisch, sag' ich Ihnen, hat ein sonderbares Schicksal gehabt; denn sein Ursprung ist allerdings Roma. Ueber die Ableitung des Wortes Roma selbst aber haben die Gelehrten aller Zeit viel Streitigkeiten gehabt. Die römischen Philosophen und Sprachforscher waren selbst nicht einig darüber." —

„Welch' tiefe Wehmuth überkommt meine weiche Seele, wenn ich diesen grünen Wiederschein der Blätter erblicke, dieses bange sehnsüchtige Flüstern in den Büschen, diese heimliche erwartungsvolle Stimme der Natur, dies Rauschen und Lauschen vernehme, die Ferne in graue Nebelschleier, vom Golde des Mondstrahls durchwoben, gehüllt, das ganze große All von süßen Schauern durchrieselt vor mir liegen sehe, und ich bedenke, daß hinter all' der zauberischen Pracht und Fülle des höchsten Lebens der Tod, die Vernichtung lauert, daß die Welt ein unerfüllbares Grab, die Natur ein ewig Leichengefild ist? O laß mich den Schmerz ausweinen!"

„Aber hören Sie doch, Beste! Vernehmen Sie doch gefälligst, eh' Sie weiter sprechen, die richtige

Derivation des Wortes romantisch, welches Sie stets zu gebrauchen belieben, ohne sich gehörige Rechenschaft davon geben zu können. Man soll aber eben so wenig ein Wort, welches man nicht in aller Hinsicht ganz genau kennt, in seiner Conversation gebrauchen, als eine Speise auf seinen Tisch setzen und verzehren, von deren Ursprung und Zubereitungsart man nicht zuverlässig unterrichtet ist."

„Ich beschwöre Sie jetzt zu schweigen; denn wir sind dem Heiligthume nah, welches durch kein profanes Wort entweiht werden darf. Ha! Hören Sie die Geister der Lüfte ihren balsamischen Hauch ausgießen in die Saiten, mit denen sie scherzen und buhlen und ihnen Zauberklänge entlocken! Jetzt stürmen sie gewaltig heran und es braust wie wilder Schlachtengesang. Ja, das sind Lieder, wie sie Ossians todesmuthige Helden sangen, wenn sie einhersausten auf den milchweißen Rossen über das Blachfeld zum Schlachtkampf und Schwert und Schild schwangen. Wie hebt sich kühn meine Brust! Ich möchte mit hinaus, möchte mit wagen und würfeln in der Mitte der Helden. Doch nun? — Hören Sie! Der begeisternde Sang ist vorüber, die trauernden Geister fahren nicht mehr wild und zornig einher, traurig klagend schmiegen sie sich an die Saiten. Wehe! wehe! Die Helden sind gefallen, der Mond verbirgt erschreckt sein Antlitz, die sanften melancholischen Grabgesänge ertönen; sie werden mir das Herz brechen. Meine Thränen stürzen. Ich kann mich nicht fassen!"

„Aber ich bitte Sie doch inständigst, es zu thun, wenn Sie mich auch durchaus gar nicht hören wollen. Der Mond hat sich allerdings versteckt, der ganze Himmel ist plötzlich wie mit einem großen schwarzen Regentuche überhangen. Das ist nicht anders, als

hätt' es eben jetzt der Wind hergeweht. Ich merkte es gestern Abend schon, daß wir ein tüchtiges Gewitter bekommen würden; die Schwüle war gar zu drückend. Sehen Sie übrigens daraus, daß ich Ihnen die Erfüllung keines Ihrer Wünsche, steht sie anders in meinem Vermögen, abzuschlagen im Stande bin. Ich bin mit Ihnen gegangen, aber nun eilen Sie auch, daß wir wieder nach dem Jagdhause zurückkommen, eh' uns das Gewitter, welches stark im Anzuge ist, hier in diesem unwirthbaren Walde überrascht. Der Weg wird ohnedies wegen der eingetretenen Dunkelheit schwer zu finden sein und große Vorsicht erfordern."

Dem in peinlicher Angst sich befindenden Konrektor wurde keine Antwort. Madame Scheller horchte entzückt den Tönen der verstimmten Aeolsharfe und ihre rege Phantasie bevölkerte Luft und Tempel mit einer Schaar feinstoffiger Geister, die bald hold lächelten, bald grimmige Gesichter schnitten, je nachdem die Saiten stark oder schwach erklangen. Da zuckte plötzlich ein greller Blitzstrahl durch den Tempel, ein heftiger Donnerschlag fiel, und die entzückte Frau fuhr entsetzt aus ihren Träumen auf: „Hilf ewiger Himmel, ein Gewitter! Schnell, schnell nach dem Jagdhause!"

„Hab' ich es Ihnen doch gesagt! Aber Sie haben einmal, wie gewöhnlich, keine Ohren für mich oder verbieten mir zu sprechen. Jetzt gilt's laufen, wenn wir dem Gusse noch entgehen wollen."

Frau Scheller schürzte eilig ihre Kleider und beide traten nun, eine schnellfüßige Atalante und ein heirathslustiger Hippomenes, den Wettlauf nach dem Jagdhause an. Unter Blitzen und Donnerskrachen erreichten sie athemlos wirklich die Thür; aber wer beschreibt ihren Schrecken, als sie dieselbe verschlossen

fanden. Der sorgsame Wirth hatte bei verspürter Annäherung des Gewitters das Bett verlassen und die Runde durch das Haus gemacht, um zuzusehen, ob alle Fenster und Thüren gehörig verwahrt wären, und da er die Hausthür zu seinem Staunen offen gefunden, hatte er sie, dem Hausknechte einen handgreiflichen Verweis auf den folgenden Tag zugedenkend, in Schloß und Riegel gelegt.

Die entgeisterte Frau wollte eben in laute Klagen und der ärgerliche Konrektor in ein verzweifeltes Hämmern an der Thür ausbrechen, als ihnen der Himmel zuvorkam und in einen ungeheuren Regenguß ausbrach. Der verzweifelte Konrektor schaute nach einem Zufluchtsorte um, und hatte kaum den Reisewagen seiner Geliebten erblickt, als er mit zwei Sätzen daran und mit einem dritten darin war. Frau Scheller folgte seinem Beispiele, obgleich sie, mit weniger langen Beinen begabt, als ihr gelehrter Freund, den Wagen nicht so schnell zu erreichen im Stande war. Sie setzte sich eng an seine Seite, und wollte eine neue Unterhaltung beginnen, als in der Nähe Stimmen laut wurden. „Mein Gott! man kommt, ich sterbe vor Angst,“ flüsterte sie dem neben ihr Sitzenden so leise als möglich in's Ohr. „Verhalten Sie sich ruhig.“

11.

Im Reisewagen.

Burg und Lalage, Roser und Lieschen machten den zweiten vergeblichen Anlauf auf die Thür, und da auch ihnen der Regen keine Zeit zu pochen ließ, so war der Wagen auch für sie der nächste und sicherste Zufluchtsort. Wie sie konnten, kletterten sie von beiden Seiten hinein, und indem sie an die bereits darin befindlichen drei Personen anrückten, meinten sie nicht anders, als es seien die von der entgegengesetzten Seite Hereingekommenen. Frau Scheller resolvirte sich in ihrem Schrecken kurz und rutschte, um Platz zu machen und sich nicht zu verrathen, auf den Schooß ihres Nachbars, indem sie ihm zärtlich die Hand drückte. Beide hatten die linke Ecke des hintern Sitzes eingenommen. Auf demselben Sitz hatte dicht an ihnen noch ein weibliches Wesen und an diesem ein Mann Platz gefunden. Gegenüber saßen zwei Männer und ein Weib. Die zuletzt Angekommenen lachten recht herzlich, daß sie mit einem blauen Auge davon gekommen waren, und fingen an, über ihr Unglück zu witzeln.

„Der erste Spaziergang, den ich mit Ihnen gemacht habe, mein Freund," begann Lalage scherzend, „ist abenteuerlich genug. Zu schwach Ihren Bitten zu widerstehen, Ihren Liebesschwüren ach! leider nur ein zu bereitwilliges Ohr leihend, geh' ich die Mondscheinpartie ein, und werde zur gerechten Strafe windelweich geregnet. Wenn dies eine Vorbedeutung für unser künftiges Leben ist, so haben wir nicht viel Gutes davon zu erwarten."

„Lassen Sie es immer eine Vorbedeutung sein, meine Liebe,“ versetzte Burg, „es ist fürwahr keine schlechte. Wir flüchten uns aus den Stürmen des Lebens in ein so schönes Asyl wie dieser Ihr Reisewagen, und warten geborgen wieder das heitere Wetter ab.“

„Wenn Ihr, verliebte Leutchen, solche schwärmerische Redensarten führt,“ sprach Roser dazwischen, „so wird meine heiße Sehnsucht nach der hübschen Tante, die mir seit ihrem zärtlichen Händedruck ohnedies noch nicht wieder aus dem Sinne gekommen ist, immer ärger. Ich kann nicht länger mit dem Geständniß zurückhalten, mein Fräulein, daß ich in allem Ernste sterblich in Frau Scheller verliebt bin. Junge schöne Wittwen haben für mich jederzeit etwas sehr Anziehendes gehabt, und seid ich Ihr Tantchen gesehn und gesprochen habe, ist mir nicht anders zu Sinne, als müßt' ich bald Ihr Onkel werden. Und um gar nichts zu verhehlen, sollen Sie wissen, daß ich mit Burg noch vor Tische auf die Onkelei getrunken habe.“

„Ich kann Ihnen auch nicht die mindeste Hoffnung auf die Tante geben,“ sagte Lalage, „und sonderbar genug hätt' ich Ihnen gestern Abend bei unserm Scheiden fast mit Gewißheit zusichern wollen, Sie wären ihr gar nicht gleichgültig, Sie würden den häßlichen, hölzernen Konrektor ausstechen.“

„Und hat sich in den zwei Stunden, die wir uns nicht sahen, Ihre Meinung so ganz geändert?“

„Allerdings! Es ist mir in diesem kurzen Zeitraume helles Licht über die wahre Neigung der Tante geworden. Früher glaubte ich und durfte das aus ihren Aeußerungen gegen mich, wie aus ihrem ganzen Benehmen voraussetzen, daß ihr der zudringliche Konrektor mehr als gleichgültig sei. Daß sie ihn heira-

then würde, hätt' ich nun und nimmermehr geglaubt; denn wie oft hat sie seine faden Liebesversicherungen bei mir verspottet! Aber man kann sich in den Leuten, die man noch so gut zu kennen meint, irren. Die Tante wird trotz all' ihrer Sticheleien auf die Lächerlichkeit, Albernheit und Abgeschmacktheit des Konrektors ihn dennoch heirathen."

„Ihre Versicherung wird mich zur Verzweiflung bringen. Sobald der Tag die liebenswürdige Witwe aus dem Flaum getrieben hat, rüst' ich mich mit allen mir zu Gebot stehenden Waffen, um den langen gelehrten Hansen aus dem Sattel zu heben und seine Stelle einzunehmen. Ich baue viel auf die letzten gütigen Worte der Frau Scheller: wir sprechen uns mehr, auf den innigen Händedruck, den wahrlich keine Dame umsonst ausgibt, und auf Lieschen's trostreiche Versicherungen. Nennen Sie mir den Umstand, welcher Ihre Ueberzeugung hinsichtlich der Verbindung Ihrer Tante bestimmte, wenn ich glauben soll, daß jene Worte und jener Druck einer weichen zarten Hand für mich gar nichts zu bedeuten hätten."

„Bedenken Sie, daß ich der Schwester meiner seligen Mutter, meiner Freundin, eine Diskretion schuldig bin, die selbst noch höhere Rücksichten, als Sie von meiner wahrhaftigen Versicherung überzeugt zu sehen, mich niemals vermögen können, auch nur mit einem Worte zu verletzen. Ich bedaure Sie; die Tante, obgleich öfter etwas zu poetisch gestimmt, ist eine ganz vortreffliche Frau und wäre Ihrer so wie überhaupt eines recht glücklichen Looses würdig, welches ihr freilich als Frau des Konrektors nicht fallen wird."

„Ich ehre Ihr Schweigen, aber ich kann vor brennender Begierde den Tag nicht erwarten, um mein

Verdammungsurtheil aus dem schönen Munde der Tante selbst zu hören."

„Der Konrektor wird Ihnen freundliche Augen machen."

„Ich werde nur die Augen Ihrer Tante sehen, die mich bezaubert haben."

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück. Könnt' ich Ihr Schicksal günstig gestalten, sein Sie versichert, ich würde es thun; denn ich kann wahrhaftig den Konrektor eben so wenig leiden, wie mein Vater, der ihn den Bucephalus nennt, das heißt, seiner Angabe nach Ochsenkopf. Und wirklich hat der gute Mann Aehnlichkeit mit einem Pferde und einem Ochsen zugleich, wofür er freilich nicht kann."

„Also hat er von Ihrem Herrn Vater keinen Succurs zu hoffen, im Fall es mir gelingen sollte, ihm dennoch den Rang bei der schönen Tante abzulaufen?"

„Ei behüte der Himmel! Der Vater hätt' es gern gesehen, wenn ihn die Tante schon lange mit einem Korbe nach Hause geschickt hätte."

„Unter solchen Auspicien geb' ich mein Spiel noch nicht auf."

„Willst Du Dir nicht erst die Rede einstudiren, welche Du morgen an die schöne Witwe zu halten gedenkst, wie heute der Hauptmann Schmalgau die meiner Lalage zugedachte Liebeserklärung," bemerkte Burg. „O es war himmlisch! diesen Pickelhäring in fratzenhafter Höflichkeit vor seinem unbeholfenen Reitknecht stehen zu sehen."

„Ich bitte Sie, erzählen Sie mir den Spaß ausführlich!" rief Lalage. „Wenn es mir gefällt, so entschließ' ich mich vielleicht, mir das Stückchen morgen noch einmal von ihm selbst vormachen zu lassen.

Der Kerl kommt mir vor, wie der Schneider Fips in der Puppenkomödie."

„Wenn es Ihnen Freude macht, so verweilen wir noch so lange im Wagen, bis ich Ihnen die lustige Fahrt erzählt habe," sagte Burg; „denn Sie können sich leicht denken, wie all' mein Bestreben dahin geht, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen, meine Theuerste."

„Ich weiß gar nicht, mir wird ganz angst und bang zu Muthe," ließ sich jetzt Lieschen vernehmen. „Ich höre doch immer die drei Herrschaften da vorne sprechen, und dahier sitzt doch noch Jemand neben mir und schniebt ganz entsetzlich. Es sind aber doch unsrer nur viere gewesen!"

„Ich muß gestehen," versetzte Burg von der andern Seite, „es ist mir auch schon eng und wunderlich im Wagen vorgekommen. Wie sitzen wir denn eigentlich? Wo bist Du, Roser?" — „Hier!" — „Und Sie, meine theure Lalage?" — „Hier!" — „Aber wer ist denn das mir gegenüber? — Ist das das Dienstmädchen?"

„Nein, ich bin's nicht; ich sitze ja hier daneben," versetzte diese.

„Me hercule! Ich fühle ja da vier Beine."

„Und wer sitzt denn hier neben mir?" rief Roser dazwischen. „Noch ein Mann. Potz tausend! was ist das?" Lalage und Lieschen schrieen laut auf. „Antwort! wer ist noch hier?" rief Roser und faßte seinen Nebenmann bei der Brust. „Antwort! Oder es setzt höllische Hiebe."

„Ach! ich bin ja der arme, unglückselige, gemarterte Konrektor," antwortete die wohlbekannte Stimme. „Nur nicht auch noch schlagen! ich bin ja schon geschlagen genug und verrathen und verkauft obendrein, und sitze hier und habe mich fast zu Tode geärgert."

Alles im Wagen hatte mit Erstaunen und Schrecken die Worte vernommen, als sich zu noch größerer Verwunderung der beiden Studenten und Lalage's die Stimme der Tante erhob und mit einem entsetzensvollen Tone rief: „Barmherziger Himmel! Hat denn der Konrektor einen Doppelgänger? Oder sitzt er hier und spricht dort? Das kann ja nicht mit rechten Dingen zugehn. Sind Sie's denn nicht, Herr Konrektor, auf dessen Schooße ich sitze?"

„Nein, meine Wertheste," versetzte der Schulmann, „ich sitze hier und nicht dort, und hätten Sie auf meinem Schooße gesessen, ich weiß nicht, ob meine Galanterie Sie bei Anhörung der saubern Geschichten ertragen haben würde."

„Aber wer ist denn das hinter mir?" rief Frau Scheller entsetzt. „Ein Mensch oder ein Gespenst!" Und somit sprang sie wie rasend auf und warf sich auf den ihr gegenübersitzenden Burg mit Zetergeschrei, so daß dieser unter der süßen Last fast erstickt wäre. Lalage und Lieschen fuhren fort, mit der Tante um die Wette zu schreien, Roser fluchte, Burg raisonnirte und der Konrektor schimpfte, so daß ein heilloser Lärm im Wagen los war, dazwischen fuhr plötzlich ein heller Blitz, der auf einen Moment den ganzen Raum erleuchtete, der Donner überbrüllte die Gesellschaft, der Regen schlug heftig auf das Dach. Unmittelbar an den Hall des Donners schloß sich Roser's Ruf: „Ich hab' ihn erkannt! Es ist der Hauptmann von Schmalgau!"

„Der Hauptmann von Schmalgau?" riefen die Andern erstaunt.

„Ja ich bin's, Cäsar Alexander von Schmalgau," versetzte dieser pathetisch, da er sein Incognito einmal verrathen sah, und mit einem Muthe, wie er ihn

lange nicht besessen, den ihm aber der kräftige Braten und die zwei Flaschen süßer Wein eingeflößt und den die Verzweiflung, all' seine schönsten und letzten Hoffnungen so plötzlich vernichtet zu sehen, bis zum äußersten Grade gesteigert hatte. Zwar war schon die Entdeckung, daß Lalage den ihm verhaßten Doktor liebe, wie ein verderblicher Sirokko, über die blühenden Saatfelder seiner erst so schön und prangend aufgegangenen Liebeswünsche gefahren, aber indem er mit dem Schicksale grollen wollte, fühlte er die behagliche Wärme und die angenehme Last der reizenden Frau auf seinen Knieen und an seiner Brust; und der Genügsame, der dem Schicksale in dieser Nacht schon so viel zu verdanken hatte, stimmte die Klage in einen Dank um, da ihm, seiner freundlichen Ansicht nach, im Augenblick des Verlustes, oder vielmehr noch einen Augenblick früher ein Aequivalent, eine schöne Entschädigung geboten wurde. Seine Rechnung war schnell gemacht; er wollte die ungetreue Lalage verlassen und die eben so schöne und weit reichere Tante mit seinem Herzen und seiner Hand beglücken. Deshalb kamen ihm auch die Händedrücke der liebenswürdigen Frau sehr gelegen, und er säumte gar nicht, dieselben zu erwiedern und ihr neue zu geben, sobald Lalage etwas von der Tante Widerwillen gegen den Konrektor fallen ließ. So sonderbar ihr auch nun diese Liebesbeweise vorkamen, so war sie doch recht froh darüber, indem sie sich einbildete, der Konrektor glaube von dem Allen kein Wort und versichere sie durch diese stumme Sprache seiner fortdaurenden Ergebenheit. Aus Dankbarkeit steigerte sie ihre Zärtlichkeit gegen den toleranten Mann und duldete hinwiederum Manches von seiner kühn gewordenen Hand, was sie sonst mit Unwillen zurückgewiesen haben würde. Dem für alle Verluste sich

reichlich entschädigt wähnenden Hauptmann fiel es auch nicht von fern ein, daß er mit diesen Liebkosungen nicht gemeint sein könne, und da er mit einem schönen weiblichen Wesen noch nie in einer so reizenden Nähe gelebt, noch nie das süße Glück sanfter Berührungen einer so niedlichen Sammthand empfunden hatte, so war es kein Wunder, daß ihm Höten und Sehen verging, und er sonach von dem übrigen Gespräch im Wagen nicht viel vernahm. Jetzt aber, da er sich von Neuem enttäuscht sah, als er durch den Schrecken und die klaren Worte der Frau Scheller sich überzeugen mußte, daß Alles dem Konrektor gegolten, jetzt da er ohne Stab und Anker auf der unfruchtbaren öden Insel seines Lebens stand, jetzt hatte er große Lust, seine Wuth an den ihn verhaßt gewordenen Menschen auszulassen. „Ich bin der Hauptmann von Schmalgau, der Euch die Zähne einschlagen will, Ihr Halunken!“ rief er wüthend und hieb mit geballter Faust im Wagen umher. Die erschrockene Wittwe erfuhr dabei eine unsanfte Berührung derselben Hand, die wenig Minuten vorher so schön mit ihr gethan hatte. Gern wäre sie in Ohnmacht gefallen, wenn sie nicht befürchtet hätte, noch mehr solcher Liebkosungen zu erfahren, und deshalb fand sie es für gerathner, schreiend und wehklagend mit gleichen Beinen aus der ihr zunächst befindlichen rasch geöffneten Wagenthüre zu springen.

„Drauf geschlagen!“ rief auf einmal der demüthige Konrektor, welchem bei des Hauptmanns Ausbruch der Kamm gewachsen war. „Das infame Lumpenvolk soll unsre Fäuste fühlen!“ und somit hämmerte er ebenfalls drauf los. Lalage und Lieschen schrieen aus Leibeskräften, Burg und Roser wütheten mit Worten und Werken gegen den Konrektor und den

Hauptmann. „Sauve qui peut!“ dachte Lalage und schlüpfte unter den kampfentflammten Armen der Liebhaber durch, der Tante nach, Lieschen entsprang auf der andern Seite dem Wagen, und die beiden feindlichen Corps hatten nun für ihre Operationen freies Feld. Roser gedachte aber draußen bei der in Sturm und Regen irrenden Wittwe Besseres auszurichten, als im Wagen zu prügeln und sich prügeln zu lassen, und entwich deshalb, nur von Burg bemerkt. Der Hauptmann hatte eine von den leeren Weinflaschen hervorgezogen und schlug damit kräftig auf den vermeintlichen Gegner los, traf aber den Konrektor auf die Glatze. Dieser in der Meinung, einer der Studenten habe diesen Coup auf sein entblöstes Haupt ausgeführt, warf sich mit Löwengrimm über den Hauptmann her, zerkratzte ihm das Gesicht, zerzauste ihm den Bart, zerraufte ihm das Haar und entwand ihm die Weinflasche, um sie gegen ihn zu gebrauchen. Burg drückte sich still kichernd der Thüre hinaus ins Freie. Der Hauptmann aber zog die andere leere Flasche hervor, und die beiden Bundesgenossen zerarbeiteten sich, wie ein Paar Gladiatoren, mit furchtbaren Schlägen Köpfe, Gesicht, Brust und Arme, so daß bald Blut von beiden Seiten floß. Sie merkten auch ihren Irrthum nicht eher, als bis der Konrektor unter den mörderischen Streichen der bereits zu Scherben gewordenen Flasche des Hauptmanns zusammenbrach und die Schmerzensworte ausstieß: „O ich unglückseliger Mann! Muß ich durch Weibertücke fallen! Aber mein Blut komme über sie!“

„Was?“ schrie jetzt der Hauptmann wie besessen, „Sie sind der Konrektor und kein Student? Sind wir alle behext? Ich hatte ja doch den langen Burg

unter den Händen? Wie ist das zugegangen, daß es nun der Konrektor ist?"

„O Himmel!" jammerte der Schulmann, seinen Verbündeten jetzt auch erkennend, „ich glaubte ja ebenfalls auf den langen Teufelskerl von Studenten loszuschlagen."

„Alle Wetter! wohin sind denn aber die Dämchen?" fragte der Hauptmann, und resolut, wie er einmal war, gedachte er noch Vortheil von der Dunkelheit und der Unordnung zu ziehen und einen gewaltigen Sturm auf das Herz der Wittwe zu wagen. Gewinnen konnte er noch etwas, verlieren nichts. Er ließ also den zerschlagenen Konrektor in Stich, sprang aus seinem Speise- und Schlafhaus und verfolgte wie ein guter Spürhund die Fährte des geflüchteten Wildes.

12.

Hurlyburly.

Lalage und die Tante, die Letztere in Angst und Verzweiflung, die Erstere sich mit Mühe bezwingend, daß sie nicht laut auflachte, hatten sich an das Haus angedrückt, um sich einigermaßen vor dem strömenden Regen zu schützen. Der Mond war untergegangen, und die Finsterniß bedeutend. Die Schamhaftigkeit der Damen erlaubte ihnen nicht, einen Laut von sich zu geben, aber vergebens sannen sie nach, wie sie, ohne sich dem Wirth und dessen Frau zu verrathen,

in das Haus kommen möchten; denn sie wußten nur zu gut, daß sie im ungünstigen Falle Gegenstand eines bösen Stadtgeklätsches werden würden. Lalage vertraute dem muthigen Burg, und Frau Scheller setzte einige Hoffnung auf den ihr theuer gewordenen Roser. Beide ließen es sich auch gefallen, als die beiden galanten Herren Rettung verheißend ihnen nahten, daß sie von denselben fortgeführt wurden. Burg hatte nämlich am Tage einen offenen Schoppen entdeckt, dorthin wollte er die Geliebte bringen, und dann den Eingang in das Haus, sei es auf welche Seite es wolle, ermöglichen. Er faßte also eine von den Damen, meinend es sei Lalage, führte sie dorthin und benutzte die Gelegenheit, ihr so viel Küsse beizubringen, als seien diese zur Rettung unerläßlich nöthig. Die Dame ließ sich diese feurigen Liebkosungen gefallen und gab sogar manchen Kuß zurück. Roser ergriff ebenfalls die Hand einer Dame und glaubte die schöne Wittwe gefaßt zu haben, aber mit der Lokalität weniger vertraut als Burg, gerieth er in den Hof, konnte kein Obdach finden, und Beide waren bald naß bis auf die Haut. Die Flüche, die er auf der Zunge hatte, unterdrückte er aus Scheu vor der Sentimentalität seiner Dame. Nach langem Suchen kamen sie an die Hinterthür des Hauses, welche mit einem Dache überbaut war. Die Dame drückte sich in die Ecke der Thüre, und Roser begann seufzend: „In wunderbarer Konstellation führen die Parzen unsere Lebensfaden zusammen; werden Sie sich meiner nicht erbarmen und den meinigen an den Ihrigen knüpfen lassen, liebenswürdigste aller Frauen, so wird die grausame Scheere den meinigen zerschneiden. Werden Sie mir zürnen, daß ich Ihnen gestehe, wie mein Herz in lichten Flammen für Sie

brennt? O Sie wissen es ja, Sie kennen meine Glut; denn das Schicksal spielte so wunderbar mit uns, daß Sie selbst Zuhörerin meiner Beichte wurden, die ich hinsichtlich Ihrer der verliebten Lalage ablegte. Was werden Sie mir darauf erwiedern? Wollen Sie mich in den Olymp hinauf heben, oder in den Tartarus hinabstoßen? denn Ihre Liebe ist mir Leben und Seligkeit, Ihre Nichtliebe Tod und Verdammniß. Ha! der Druck Ihrer Hand läßt mich hoffen. Paradiesische Wonnen durchglühen mich, Blüthen sprossen auf, Lust und Frühling fächeln durch meine Seele. O Geliebte, Angebetete, darf ich den ersten Kuß, das heilige Symbol der Vereinigung zweier Herzen, auf Deine Rosenlippen drücken?"

Ein leises Kichern, welches bald zum schelmischen Lachen wurde, war die Antwort.

„Wie, Grausame, Sie können mich verlachen?"

„Sie irren sich, mein Herr, in der Person; ich bin die verliebte Lalage, aber nur in Ihren Freund, nicht auch in Sie verliebt," versetzte die Lachende.

„O ich Dummkopf!" rief Roser in komischer Verzweiflung. „Erst thu' ich mir alle Gewalt an, um das zarte poetische Ohr der vortrefflichen Wittwe nicht zu beleidigen, und nun schwatz ich Unsinn, um ihr Herz im Sturm zu erobern, so wenig sich auch der uns umbrausende Sturm zum Herzerobern schickt, und was hab ich damit erlangt? Daß ich von einem losen muthwilligen Mädchen ausgelacht werde. Aber wo ist Ihre Tante?"

„Gott weiß es. Wo aber ist Burg?"

„Nun das wird ja wohl Gott auch wissen; vielleicht sind sie zusammen."

„Still, ich höre Stimmen! Man kommt über den

Hof. Wenn mich mein Ohr nicht täuscht, so ist das der Hauptmann von Schmalgau."

„Ja, ja er ist's. Aber mit wem spricht er so zärtlich?"

„Stille!"

Der Hauptmann hatte in der Dunkelheit die Flüchtigen verfolgt, und endlich auch eins der Dämchen erwischt. Seine rege Einbildungskraft war über den Fang keinen Augenblick zweifelhaft, vielmehr sagte sie ihm für ganz gewiß, er habe die reiche Frau Scheller am Arme. „Gnädige Frau," brach er heraus, wenn Sie ein feurigliebendes Soldatenherz nicht verschmähen, was ich weder glaube noch befürchte, so sind Sie morgen in der Residenz die Braut des Hauptmanns von Schmalgau, und in drei Wochen Ihre Gnaden, die gnädige Frau Hauptmännin von Schmalgau Hochwohlgeboren, soll mich der Kuckuck holen, wenn's nicht wahr ist! Sind Sie's zufrieden, meine Gnädigste?"

„Ja!" versetzte die Dame.

„O nun bin ich Hahn im Korbe!" jubelte der Hauptmann. „Die Lalage mag mit ihrem nichtsnutzigen Studenten laufen; sie ist ein flatterhaftes Wesen. Ich lobe mir was Solides. Nicht wahr, werthgeschätzte Braut, Sie halten's auch so? Ja, Hauptmann von Schmalgau klingt auch anders, als Student so und so, weiß nicht wie die Buben heißen. — Nun dem Konrektor kann die Prügelsuppe auch nichts schaden. Wissen Sie was, schöne Braut? Es regnet doch gar verteufelt naß, wir müssen wo untertreten. In den Wagen können wir nicht wieder, da liegt der Konrektor und orgelt ein schlechtes Lied. Ich weiß aber ein recht schönes geräumiges Eckchen, dahin will ich Sie führen, und dort wollen wir unter Lieb=

kosungen den Tag abwarten, uns dann in unsern Wagen setzen, und nach der Residenz fahren und sogleich nach unsrer Ankunft in unserm Hause unsre Verlobung bekannt machen lassen. Kommen Sie!“ Er bezweckte, die Dame seiner Wahl nach jenem geräumigen überbauten Winkel zu führen, in welchem er schon eine Zeitlang des Abends zugebracht hatte, und tappte, ihren Arm haltend, durch den stockfinstern Hof, der muthmaßlichen Richtung nach. Doch plötzlich stürzten beide in eine mit übelriechender Feuchtigkeit angefüllte Grube und stießen entsetzliche Schreie aus. Der Hauptmann brüllte aus vollem Halse Flüche, Verwünschungen und Hülfeanrufungen, die Dame wimmerte und stöhnte. Zu gleicher Zeit erscholl von vorn her ein Rasen an der Hausthüre, von des Konrektors hohler, jetzt aber gräßlich klingender Stimme accompagnirt. „Um Gottes und des Heilands Willen!“ rief er, so stark er nur immer vermochte. „Macht auf! Schnell! Oeffnet! Denn ich bin ermordet! Eilt und helft, sonst muß ich umkommen! Mordjo! Mordjo!“ Dabei hämmerte er wie unsinnig mit dem eisernen Hammer an der Thüre.

„Bomben und Granaten! Haubitzen und Kartätschen! Pulver und Blei! Mord und Pest!“ fluchte der Hauptmann an einem weg. „Meine Gnädigste, ich glaube steif und fest, wir stecken im Mistloch!“

„Ach Gott im Himmel und auf der Erden!“ winselte die weibliche Stimme, „hilft uns denn keine mitleidige Seele aus diesem Elende? Ich versinke ja bis an die Kniee und kann in der gräulichen Finsterniß keinen Ausweg finden.“

„Es geht mir nicht besser, meine Gnädige. Holla!

Holla! Veltig! Verdammter dicköhriger Wirth! Will denn Niemand kommen? Ich höre doch den Konrektor vorn an der Thüre auch einigen nicht eben unbedeutenden Lärm machen. Und wo nur mein Johann, der Hund, stecken mag?"

In diesem Augenblicke knarrte eine Stallthür und eine heulende Stimme wurde vernommen: „Hier bin ich ja, Ew. Gnaden gehorsamst aufzuwarten. Was steht zu Dero Befehl? Aber, du grundgütiger Himmel, wo sind Sie denn in dieser rabenschwarzen Nacht? Ich kann ja die Hand nicht vor den Augen erkennen, geschweige Sie, gnädiger Herr. O und was das vom Himmel gießt!"

„Es ist nur gut, daß Du da bist. Trommle den Wirth heraus, damit ich nur erst sehe, wohin wir eigentlich gerathen sind."

Der dienstfertige Reitknecht fühlte sich an das Haus und erhob seine Stimme stark und furchtbar in den Worten: „Herr Veltig! Aufgemacht! Es geht meinem gnädigen Herrn an den Kragen. Zum Teufel! Schnell, Herr Veltig! Während Johann von hinten brüllte und an das Haus schlug, that es der Konrektor von vorn und der Hauptmann in der saubern Sauce, seine Begleiterin schrie und heulte, und Roser und Lalage wollten sich, trotz ihres schlechten Standes, vor Lachen ausschütten.

Durch dieses fürchterliche Vocal- und Instrumental-concert aus dem Schlafe aufgeschreckt, stürzten Wirth und Wirthin, Kellner, Hausknecht, Mägde und Alles, was im Jagdhause lebte, aus den Betten und eilten mit Lichtern, in der größten Eile angezündet, hinab. Die Wirthin öffnete die vordere Thüre und schrie laut vor Entsetzen, als der Konrektor, das Gesicht voll Blut, hereintrat, aussehend als wär' er eben den

Händen mordgieriger Räuber entronnen. Man fing an zu fragen und er erzählte auch bereits, nachdem er in der Gaststube angelangt und zum Tode erschöpft auf das Sopha niedergesunken war, von seinen Unglücksfällen, aber das Hülfegeschrei aus dem Hofe dauerte fort und hatte sich, sobald sich Lichter im Hause gezeigt hatten, verdoppelt. Der Knecht war schon mit der Stalllaterne bei der Hand, und der Wirth, der Kellner und der Kutscher der beiden Damen gingen mit Flinten und Säbeln bewaffnet hinaus. An der Hinterthüre standen Roser und Lalage.

„Wie kommen Sie hierher?" fragte der Wirth erstaunt.

„Alles nachher, mein Bester," versetzte Roser. „Jetzt ist keine Zeit zum Examen, dem wir uns auch gar nicht zu unterwerfen brauchen." Damit faßte er Lalage bei der Hand und führte sie in's Haus, nahm der ihm begegnenden Köchin das Licht ab, befahl das Zimmer der Damen zu heizen, und führte die schöne Rektorstochter dahin, die sich sogleich ans Fenster verfügte, um das fernere Schauspiel im Hofe mit anzusehen und zu belachen.

„Hierher!" rief des Hauptmanns Reitknecht. „Hier thut schnelle Hülfe Noth."

Der Wirth ließ sich von ihm in die Mitte des Hofes an die Düngergrube ziehen, die der von allen Seiten in ihr zusammengeflossene Gewitterregen noch mehr gefüllt hatte, und in welcher der Hauptmann mit seiner Begleiterin watete. Der Hausknecht zog die Dame, Johann seinen Herrn heraus. Der Hauptmann wandte sich mit einem Bückling zur Dame, um ihren Unfall pflichtschuldigermaßen zu condoliren, aber das Wort blieb ihm im Munde, als seine Augen in das vom Licht der Laterne erhellte Gesicht derselben fiel.

Denn nicht Madame Scheller war's, sondern deren Dienstmädchen. Der Hauptmann war wie versteinert. Der Wirth mußte über die possierlichen Figuren lachen. Man wollte eben wieder gehen, als sich der Wirth von der Seite aus dem leeren Wagenschoppen bei seinem Namen gerufen hörte. Die Sache wurde ihm immer unbegreiflicher, doch nahm er dem Knechte die Laterne ab und trat in das Gebäude. Burg kam ihm entgegen und sagte: „Es wird Ihr Schade nicht sein, bester Herr Wirth, wenn Sie über die Vorfälle dieser Nacht, die ich ihnen nachher mittheilen werde, zu schweigen, und diese Dame, welche ich nächstens heirathe, mit schicklicher Discretion zu behandeln wissen würden. Führen Sie uns heimlich und ohne Aufsehen auf ihr Zimmer, dort soll sich Ihnen Alles aufklären."

„Ich denke doch, daß ich es mit Männern von Ehre zu thun habe," versetzte der Wirth, „und deshalb sei Ihr Wunsch erfüllt." Burg wollte seiner Dame nun den Arm reichen und ging einige Schritte in die Ecke zurück, wo sie stand, aber nun ging es ihm wie dem Wirth, er stand und sah und traute seinen Augen nicht und rief endlich im höchsten Erstaunen: „Wie um Alles in der Welt ist denn nur das möglich? Sie sind es ja, Madame Scheller!"

„Ei freilich," erwiederte diese. „Schaffen Sie mir gleich ein Gläschen Hoffmann'sche Tropfen mit Zucker, sonst fall' ich hier zur Stelle in Ohnmacht. Ach meine schwachen Nerven und diese Schrecken, diese Angst, diese Marter! O weh! Die Sinne vergehen mir." Schon drohte sie an die Wand zu sinken und noch zur rechten Zeit fingen sie Burg und der Wirth auf. Während Beide die schwache Frau in das Zimmer, wo Roser und Lalage schon Licht und Wärme

verbreitet hatten, mehr trugen als führten, wusch der Kellner und die Wirthin in der Gaststube die Kopfwunden des winselnden Konrektors mit warmen Essig aus, und die Stallmagd und Johann säuberten an einem abgelegenen Orte den Hauptmann und Lieschen. Der Erstere erhielt ein Paar alte Beinkleider vom Kellner, die Letztere einen Rock von der Köchin, und Beide mußten dann in die ordinäre Gaststube kriechen, welche der Hauptmann Tags vorher so sehr verachtet hatte. Sie wurde ebenfalls geheizt und Beiden ein Paar Bund Stroh hineingetragen, auf welche sie sich auch, wie zu einander gehörig, neben dem Kutscher des Konrektors und dem der Damen, welche sich wieder gelagert hatten, niederstreckten. Auch Johann nahm seine Stelle nun auf der warmen Streu ohnweit seinem Herrn ein. Der Konrektor wurde verbunden ins Bett gebracht, ebenso die ohnmächtige Frau Scheller, um welche sich Roser mühte, bis sie die Augen aufschlug und ihn mit einem Blick derselben, so wie mit der dargebotenen Hand entzückte. Er durfte es im Verlauf der Nacht sogar wagen, ihr einen Kuß auf die Lippen zu drücken, eh' er sie verließ, und mancherlei heimliche aber recht hübsche Dinge mußten sie auch zusammen, während dem Gespräch der Uebrigen im Zimmer, um welches sie sich gar nicht kümmerten, geflüstert haben, denn sie schieden recht vertraut von einander. Von Burg und Lalage erfuhr der Wirth mit Verschweigung einiger Nebenumstände die Auflösung der nächtlichen Räthsel in seinem Hause. Lalage wünschte lachend mit einem herzhaften Kusse ihrem Geliebten angenehme Ruh auf diese Stürme, und er und Roser verfügten sich auch auf ihr Lager.

13.

Abreise.

Mit Anbruch des Tags machte der Hausknecht die Wagen zur Abfahrt fertig und fand in dem großen die zerschlagenen Weinflaschen nebst dem abgenagten Kalbsknochen. Dadurch wurden vollends alle Schleier von dem mitternächtlichen Geheimniß gezogen und das ärgerliche Verschwinden der Kalbskeule erklärt. Johann, von der Entdeckung unterrichtet, fand für gerathen, den Pferden, die er Abends vorher noch eingefangen und durch Bitten und Betteln beim Hausknecht in den Stall gebracht hatte, für sein Geld — denn er hatte wirklich eine kleine Baarschaft bei sich, wie sein Herr richtig geahnt hatte, — ein Weniges an Hafer und Heu, so wie sich selbst ein Stück Brod und einen Schluck Schnaps reichen zu lassen. Hierauf sattelte er die Pferde, reinigte die übelriechenden Kleider seines Herrn, so gut es gehen wollte, und trat dann in die Wirthsstube, um denselben anzukleiden. Der niedergeschlagene und an seinen Wunden Schmerzen leidende Hauptmann ließ es sich gefallen. Johann trieb zur Abreise. Der Hauptmann folgte schweigend. Als sie nun auf den Pferden saßen, lenkte Johann wieder nach dem Bade zu.

„Wohin?“ fragte Schmalgau aus seinem Trübsinn auffahrend.

„Wohin sonst als zur gnädigen Frau Mama?“

„Nichts da!“ zürnte der Hauptmann. „Bei ihr hab' ich nichts mehr zu suchen. Nach der Residenz reiten wir. Und was ich nicht durch Güte erlangen konnte, soll nun durch Gewalt mein werden. Zum alten Rektor will ich, und Lalage soll gezwungen meine

Frau werden. Wie will ich mich an dem dummen Püppchen weiden, wenn sie mir doch zum Altar folgen muß! Und der Rektor leckt gewiß alle Finger danach, in eine so vornehme Verwandtschaft zu kommen. Was sein soll, schickt sich und muß geschehen. Drum vorwärts marsch!“ Und dahin ging die dürre Rosinante und Johann folgte mit betrübtem Gesicht.

Im Jagdhause hatte sich unterdessen Alles erhoben, was gelegen hatte. Der Konrektor verlangte seine Rechnung, bezahlte für sich und die Damen, befahl anzuspannen und ging nicht aus seinem Zimmer. Der Kellner hinterbrachte diesen Befehl nicht allein dem Kutscher, sondern auch den beiden Damen und diese, Unheil vom Konrektor befürchtend, wenn er früher als sie in der Residenz anlange, gaben ihren Liebhabern schnelle Nachricht. Diese erschienen auch sofort, und es wurde beschlossen, des Konrektors Abreise zu verzögern, bis sie fort wären. Eilig kleideten sie sich an. Die Studenten warfen sich auf ihre Pferde und sprengten voraus. Dann bestiegen die beiden Damen ihren Wagen und eh' der verbundne Konrektor aus seiner Klause nach dem Wagen schlich, waren sie schon über eine halbe Stunde fort, und der Kutscher, dem ein reichliches Trinkgeld versprochen wurde, fuhr, was das Zeug hielt. Auf der Hälfte des Wegs an einem Vergnügungsorte der Städter, warteten Burg und Roser bereits. Sie nahmen das schon aufgetragene Frühstück ein, die Herren banden dann ihre Pferde an den Wagen, und setzten sich zu den Damen, mit welchen sie überlegten, wie sie des Konrektors Verläumdungen zu nichte machen und dann, wie sie es anfangen möchten zusammen zu bleiben, bis ihr Loos die gänzliche Vereinigung möglich mache. Lalage wußte für Alles Rath, und hatte einen so herrlichen originellen Einfall,

daß die beiden Freunde ohne weiteres schon des Spaßes wegen, der ihnen daraus erwachsen mußte, beschlossen, diese köstliche Idee auszuführen. Mit Besprechung des Nähern verstrich die Zeit, und eh' sie sich's versahen, waren sie vor der Stadt. Die Freunde nahmen von ihren Damen vergnügt Abschied und ritten einige Zeit, nachdem der Wagen durchs Thor gefahren war, nach, und wünschten sich Glück, mit so angenehmen Hoffnungen in die Mauern dieser Stadt einzuziehen.

14.

Der Herr Rektor und seine neuen Schüler.

„Est modus in rebus; sunt certi denique fines.“ Es ist ein Maß in den Dingen, und es gibt zuletzt bestimmte Grenzen, sagte der Rektor Simius, ein kleiner dicker Mann mit hochrothem Gesicht und schwarzen stechenden Augen, welche verkündeten, daß noch Jünglingsgeist in seinem alternden Körper wohne. Nachdem er jenen berühmten Vers des Horaz gesprochen, klappte er das Buch u, worin er studirt hatte, erhob sich rasch aus seinem Lehnstuhl und schritt, wie es schien, in großer Unruhe im Zimmer auf und ab. „Es ist doch eine recht wunderliche Geschichte,“ sprach er dann wieder zu sich selbst. „Ich denke nichts anders als sie kommen zurück und kündigen mir ihre baldige Hochzeit an, und statt dessen ist der ganze Handel aus einander gegangen. Seltsam! Und der

Konrektor soll geschworen haben, mir die Schwelle nicht wieder zu beschreiten. Was mir da auf einmal für eine Aussicht wird! Was da für Hoffnungen in mir aufgehen! Daran hatt' ich schon lang verzweifelt und nun liegt's mir so nahe. Die Scheller ist doch eine hübsche Frau, und seit sie in meinem Hause ist, hatte mir der Gott Amor schon manchmal gewaltig zugesetzt. Aber meine selige Frau liegt doch erst ein Jahr unter der Erde, und im Trauerjahre konnt' ich doch nicht neue Bewerbungen unternehmen, so oft ich auch gleich anfangs darauf gesonnen, we's am schicklichsten auszuführen, ohne meinem Rufe eine Macula anzuhängen. Und nun kam mir gar der oft verwünschte Konrektor dazwischen und machte Glück bei ihr. Was konnt' ich dagegen haben? Wie konnt' ich's hindern? Jetzt hat sich das Blättchen plötzlich gewendet. Das Trauerjahr ist vorüber, und im Vergleich mit dem dürren, blassen, glatzköpfigen, abgeschmackten Konrektor bin ich doch ein stattlicher Mann, weiß mich zu benehmen, weiß eine Dame zu unterhalten. Ha! ha! hab' meinen Horatius und Ovidius nicht allein der Antiquitäten halber studirt, hab' auch den Geist der verliebten Poeten begriffen und mir angeeignet, und deshalb macht' ich zu allen Zeiten Glück bei dem schönen Geschlecht. Heute noch biet' ich der netten Frau Schwägerin meine Hand an, und wenn ich auch ein paar Jahre mehr habe, als der Konrektor, so pflegen ja Witwen sonst eben nicht die Jahre zu zählen, wenn ihnen nur die äußere Gestalt, der Geist, Stand und Vermögen zusagen. Und daß solches bei mir der Fall ist — nun das sieht ja ein Blinder." Er schob Virgil und Horaz bei Seite, und machte Toilette vor dem Spiegel. Ein heftiges Klopfen an der Thüre schreckte ihn von dieser verdächtigen Beschäftigung. Auf

sein bestürztes: „Herein!“ erschienen zwei dumm aussehende Bauernbursche schüchtern und blöde, grüßten mit einem albernen Kopfnicken und blieben hinter einander an der Thüre stehen.

„Was wollt Ihr?“ rief Simius ärgerlich.

„Er ist ja wohl der Herr hier in der Stadt, bei dem man was lernt?“ fragte der Vordere.

„Na es kommt drauf an, was man lernen will.“

„Ja, das Predigen und das Bücherschreiben und das Doktoriren und daß man einmal kann Amtmann werden.“

„Das kann ich Niemandem lehren.“

„Nun da haben sie uns alle falsch berichtet.“

„Wer hat Euch falsch berichtet?“

„Unser Herr Pfarrer und der Herr Kreisphysicus und der Herr Amtsschreiber. Wir fragten sie, wo sie ihre Sache gelernt hätten, und da sagten sie Alle, in der Stadt beim Rektor hätten sie den Anfang gemacht.“

„Da haben die Männer recht gehabt. Was wollt Ihr denn aber von mir? Wollt Ihr auch Pfarrer, oder Doktoren oder Amtleute werden, und bei mir den Anfang dazu machen?“

Dazu sind wir zu alt. Wir wollen nur so was lernen, was wir in's Haus brauchen. Wir sind zwei Brüder und unser Vater war der Schulz im Dorf, ein reicher und kluger Mann. Den haben wir gar oft sagen hören, wenn er aus dem Amt kam und hatte sich geärgert: ich wollte gleich zweihundert Thaler drum geben, wenn ich was gelernt hätte und verstände die lateinischen Brocken, womit der Amtmann um sich wirft. So sprach er auch, wenn er aus der Kirche kam, und hatte den Herrn Pfarrer nicht Alles verstanden, oder wenn eins krank war und der Kreis=

physicus schrieb ein Recept. Und dann sagt' er zu uns: Jungen, lernt was, aber Ihr seid so dumm wie Stroh. Das Alles haben wir uns hinter die Ohren geschrieben. Nun da er todt ist, wollen wir Beide im Dorfe heirathen, aber nicht eher, bis wir was gelernt haben und nicht mehr so dumm sind, wie Stroh; denn ich soll Schulze und mein Bruder hier Gemeindevormund werden. Wir sind die reichsten Burschen im Dorfe und unsre Bräute die reichsten Jungfern. Da wollen wir denn recht gern jeder zweihundert Thaler dran wenden, ja wenn's auch noch was mehr kostet; aber es muß in vier Wochen abgemacht sein, weil wir da Hochzeit haben."

„Aber was wollt Ihr denn in vier Wochen lernen?"

„Ja, das wissen wir ja nicht. Wenn wir's wüßten, wollten wir's ja nicht erst lernen. Das muß Er doch wohl wissen, Herr Rektor."

„Auf die Schule kann ich Euch nicht thun."

„Wir wollen auch gar nicht unter die bösen Buben. Wir dachten nur, wenn Er so gut sein und uns vier Wochen in Seinem Hause behalten und uns alle Tage so ein Bischen was sagen wollte, da wollten wir uns rechte Mühe geben und wollten's lernen, und wenn die vier Wochen vorüber wären, da wollten wir ihm die vierhundert Thaler geben und noch ein fettes Schwein dazu."

„Nun das ließe sich hören," schmunzelte der Rektor, dem die artige Summe und das Schwein in die Nase stachen — „Ihr dürft aber für Euere vierhundert Thaler nicht zu viel verlangen, und mir hinterher keine Vorwürfe machen, als hab' ich Euch zu wenig gelehrt."

„Er ist ja ein braver Mann, Herr Rektor, und

wird uns lehren, was recht ist. Wir sind auch schon zufrieden und verlangen nicht viel."

„Aber wie steht's denn, werdet Ihr denn auch was begreifen, meine Lehren fassen können?"

„Oho!" platzte jetzt der Lange heraus, der schweigend hinten gestanden hatte. „Wir haben tüchtige Hände und sind die Arbeit gewohnt. Wo ich fasse, da muß es reißen oder brechen. Ich hab' schon gar Manches begriffen, was Andere nicht begreifen konnten. Die Mädchen in unserm Dorfe könnten was davon erzählen, wenn sie nicht besser thäten zu schweigen. Mein Bruder Niklas da begreift auch schon was, und fassen kann er wie ein Pferd."

„Ihr versteht mich nicht. So hab' ich das Begreifen nicht gemeint. Ich wollte damit sagen, ob Euch was beizubringen sein wird? Ob Ihr das fassen könnt, was ich Euch vortrage?

„Mir kann Er Alles beibringen," versetzte der Kleinere, „nur kein Klystier und keine Rhabarbertropfen und kein Baldrianpulver. Denn als ich krank lag, haben sie mich damit so geplagt, daß ich fast eher daran gestorben wäre, als an der Krankheit."

Der Rektor wurde zornroth, arbeitete mit Armen und Beinen auf den Sprecher los, und stieß unartikulirte Töne aus. — In demselben Augenblicke wurde die Thüre weit aufgerissen und der Konrektor Busch schoß schnaubend herein. Sogleich begann sein Mund den Commentar zu seinem Gesichte zu liefern:

„Sie wollen ein Mann von Ehre, ein literatus sein? Ha! Ich will Ihnen sagen, was Sie sind. Ein Verläumder sind Sie, ein Ehrenschänder! Bei Ihrer schlechten Mamsell von Tochter, die sich Nachts mit

Studenten im Walde herum treibt, haben Sie mich herunter gesetzt, haben verächtlich von mir gesprochen. O ich weiß Alles! Ein boshafter, abscheulicher Scholarch sind Sie!"

„Ha, nichtswürdiger Herr Kollege!" entgegnete der Rektor außer sich. „Berauscht sind Sie gewesen auf dem Jagdhause, und haben sich, als Sie sich im Wein dermaßen überladen, daß Sie nicht mehr Herr Ihrer Sinne waren, mit einem lüderlichen Edelmann geprügelt. Argumenta non desunt. Die Beweise fehlen nicht. Ich seh's an Ihrem verbundenen Kopfe, daß mein Töchterlein recht hat, die Sie also zu verläumden sich unterstehen. Erst haben Sie ein Dutzend Weinflaschen ausgeleert, und sich dann damit geprügelt, daß Ihnen die Scherben in der Glatze stecken geblieben sind."

„Das ist der Bosheit Uebermaß!" schäumte der Konrektor. „Keinen Tropfen Wein habe ich gesehen, und muß mir solche Schande nachsagen lassen. Sie sind ein schlechter Mensch, Herr Kollege."

Der Direktor sank von Schrecken und Aerger gelähmt in den Stuhl und zitterte an allen Gliedern.

„Soll ich Ihm jetzt was von meinen Begriffen zeigen, Herr Oberschulmeister?" fragte der größte Bauerbursche treuherzig; und ohne die Antwort abzuwarten, faßte er den Konrektor von hinten mit kräftiger Faust, der Kleine packte von vorn, und so transportirten sie den schimpfenden Schulmann durch die Thür zur Treppe hinab. Die Frauen, von dem Lärm herbeigezogen, sahen mit heimlicher Schadenfreude dem Schauspiele zu; denn sie waren bereits von des Konrektors Eifer, ihrem guten Ruf in der Stadt zu schaden, unterrichtet. Als nun die beiden Bauernbursche wieder die Treppe heraufstiegen, erwar-

teten sie Frau Scheller und Lalage, und die Letztere ließ sich von dem großen, die Erstere von dem kleinen abküssen, ohne nur ein Muckschen zu thun.

Der Rektor empfing seine Beschützer mit wunderlichen Aeußerungen überströmenden Dankgefühls und versprach ihnen für die Gefälligkeit recht viel lateinische Redensarten beizubringen. Diesem Versprechen folgte der Befehl an Frau Scheller, ein Dachstübchen für die beiden Brüder einzurichten, ein Befehl, der mit freudiger Bereitwilligkeit ausgeführt wurde, wie selten einer. Der gute Rektor hätte sich aber doch sehr verwundern sollen, wenn er gesehen hätte, daß zu dieser Einrichtung eine Guitarre, Notenbücher mit den besten Tonstücken und den schönsten und neusten Liedern, die gehaltreichsten neusten Romane, so wie die ersten deutschen Klassiker gehörten. Zum Glück bemerkte der Alte von dem Allen nichts, sondern brütete über einen Racheplan gegen den Konrektor, und schritt sofort zur Ausführung desselben, nämlich zu einem ausführlichen Berichte an das herzogliche Oberconsistorium, worin die vom Konrektor empfangenen Beleidigungen mit lebhaften Farben geschildert wurden.

15.

Brautwerbung.

Simius war kaum mit der Schrift fertig, als sich gewichtiger Sporentritt auf der Treppe vernehmen

ließ und eine harte Hand an der Thür des Zimmers klopfte. Der Hauptmann von Schmalgau schritt gravitätisch herein, salutirte militärisch, räusperte sich und wollte eben seinen langen wohlausstudirten Sermon beginnen, als der Rektor, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, auf ihn losfuhr, so daß der Kriegsheld, durch den sonderbaren Anlauf des Schulhelden außer Fassung gebracht, staunend einen Schritt zurückwich. Nichts desto weniger faßte Simius seinen Mann am Brustaufschlage der Uniform, zerrte ihn wieder vorwärts und rief dem Erschrockenen zu: „Gut daß Sie kommen! Sie sollen mir Zeuge sein! Sie sind ja bei dem Schandspektakel gewesen. Sie haben sich ja mit dem Konrektor geprügelt. Sagen Sie, ist das wahr? Ich beschwöre Sie, haben Sie den Konrektor mit Weinflaschen also zugerichtet?"

„Allerdings ist dem so, mein hochzuverehrender Herr Rektor," versetzte der Hauptmann kleinlaut, „aber beim Mars und der Bellona! ich bin nicht Urheber des Streits gewesen."

„Ist einerlei! thut nichts zur Sache Sie müssen mir Zeuge sein, Herr Hauptmann. Wir wollen den unverschämten Menschen von Amt und Brod bringen."

„Ja Bomben und Granaten! das wollen wir!" rief der Hauptmann erfreut, dem jetzt ein Licht in der Sache aufging. „Ha! ha! Nun weiß ich erst, wo die Zäume hängen. Der Schulfuchs soll mir nicht umsonst die Physiognomie so übel zugerichtet haben!"

Der Rektor hörte ihn nicht mehr an, sondern fügte am Schreibtisch seinem gehorsamsten Berichte noch einen wichtigen Punkt von der Prügelei des Konrektors und dem Eingeständnisse des Hauptmanns bei. Dieser hatte unterdessen Zeit sich zu sammeln,

und da ihm nicht entging, daß er dem erbosten Rektor einen wichtigen Dienst leiste, so verfehlte er nicht, sich von Minute zu Minute breiter zu machen, so daß der Rektor, nachdem er den letzten Tropfen seines Giftes auf das Papier gegossen, verwundert nach dem abgedankten Kriegsmann blickte, welcher aufgeblasen, Haar und Bart bürstend, und die Reitgerte schwingend durch die Stube schritt. Der Rektor verfolgte mit blinzelnden Augen den klirrenden Gang seines Gastes, und eine Wolke des Unmuthes um die andere stieg auf die Stirn des gelehrten Mannes! denn also hatte noch kein Sterblicher gewagt, durch diesen stillen, den Musen und ihren Priestern geheiligten Tempel zu fegen, daß die Bücher wie vor Angst zitterten. Endlich erhob sich der Rektor und fragte mit Kälte:

„Welcher Zufall verschafft mir die Ehre?“ —

„Kein Zufall! Bei Leibe kein Zufall, verehrtester Herr Rektor!“ versetzte der Hauptmann kordial. „Wir wollen auf gut soldatisch keine Umstände machen, wir führen ja beide Schwerter, der Rektor freilich ein hölzernes, hat aber gar nichts zu sagen. Nun sehen Sie, weshalb ich eigentlich gekommen bin! Ja Pulver und Blei! merken Sie's nicht?“

„Ich habe nicht die Ehre!“

„So hören Sie! Ich will ihre Tochter heirathen.“

„Hei — heirathen? Meine Lalage? Danke sehr für die Ehre. Mein Kind darf nur einem Gelehrten ihre Hand reichen. Das war von je mein fester Vorsatz, und nichts wird mich davon abbringen.“

„Wenn's weiter nichts ist, so ist ja diesem Umstande bald abgeholfen; ich werde ein Gelehrter, und bin ihr Schwiegersohn.“

„Wollen Sie mich foppen, Herr von Schmalgau? Weder meine Person noch der Gegenstand dulden ein solches, und ich muß mir Scherz verbitten.“

„Ei zum Henker! wer hat denn scherzen wollen? Es ist mein aufgehäufter Ernst, ich werde ein Gelehrter. Gehört denn etwa so viel dazu? Ich versteh' mich noch auf mein Latein, schreibe einen eleganten deutschen Styl, bin in den Historicis nicht unerfahren, kann von Kunst und Literatur sprechen, weiß die Leistungen der Schauspieler zu beurtheilen. Was wollen Sie mehr? Ist das Alles nicht genug und sogar überflüßig, um ein Gelehrter zu heißen? Wir schicken sechs Louisd'or an die nächste philosophische Facultät, ich bekomme dafür ein Doktordiplom und bin nun in plena forma ein Gelehrter.“

„Ein Narr!“ fuhr der Rektor aufs höchste gereizt heraus. „Aber Sie mögen immerhin ein solcher sein, muthen Sie mir nicht zu, daß ich auch einer bin.“

„Ist das Scherz oder Ernst?“

„Ernst, aufgehäufter Ernst. Thun Sie mir den Gefallen und verlassen Sie mein Haus.“

„Herr Rektor, sind Sie bei Sinnen? Mir, dem Edlen von Schmalgau, dem herzoglichen Hauptmann der Infanterie, dergleichen ins Gesicht zu sagen!“

„Ei was? Ich habe nicht Lust mir die Zeit von Ihnen verderben zu lassen. Wünschen Sie sonst noch was?“

„Bedenken Sie die Ehre, daß Ihre Tochter Frau von Schmalgau wird!“

„Hier ist nichts zu bedenken. Meine Tochter wird nicht Frau von Schmalgau.“

„Aber sie muß es werden. Sie liebt mich über

alle Maßen. Sie kann nicht ohne mich leben. Sie werden doch Ihr einziges Kind nicht unglücklich machen wollen?"

„O wenn das der Fall ist," versetzte der Rektor erstaunt, „so haben Sie allerdings wohl gethan, sich an mich zu wenden Da wollen wir kurzen Prozeß machen." Er schellte.

„Lalage soll kommen!" rief er der eintretenden Magd entgegen, warf sich unmuthig in seinen Stuhl, stieß den Horaz unwillig zurück, kaute ärgerlich an den Nägeln, und erwartete zornroth der Tochter Eintritt. Durch die Magd unterrichtet, wer beim Vater zugegen sei, brachte Lalage die Tante und die beiden Bauerbursche mit, bei welchen sie eben verweilt war, doch blieben die Andern vor der Zimmerthüre stehen, während sie mit verbissenem Lachen hinein trat.

„Zu meiner Verwunderung muß ich von gegenwärtigem Herrn Hauptmann von Schmalgau vernehmen," begann der Rektor piquirt, „daß Du mit demselben einen unziemlichen Liebeshandel getrieben und ohne mein Wissen und Willen Deine Hand zugesagt hast."

Jetzt konnte Lalage nicht länger an sich halten; sie lachte dem Hauptmann ins Gesicht, und wie ein Echo erschallte vor der Thüre ein lautes Gelächter.

„Was ist das?" rief der Rektor aufspringend. „Bin ich unter lauter Narren gerathen?"

„Es möchte nur Einer im Hause sein," versetzte Lalage, „und der thäte wohl, uns von seinem Anblick zu befreien. In der That, Herr von Schmalgau, nach dem, was wir auf dem Jagdhause zusammen erlebt, hätte ich wohl eher des Himmels Einsturz, als Sie in unserm Hause und noch dazu mit solcher Unverschämtheit gepanzert, erwartet."

„Also ist's nicht wahr, was er sagt?“ rief der Rektor mit weit aufgerißnen Augen.

„Keine Sylbe! Was denken Sie von mir, Väterchen! Ich werde mich an solch einen Menschen wegwerfen.“

„Menschen! Wegwerfen! Kartätschen und Haubitzen! Ich bin kein Mensch! An mir ist nichts wegzuwerfen!“ rief der Hauptmann aufgebracht. „Ich will dem Schneppermaul lehren, despectirlich von ihrem künftigen Eheherrn zu reden.“

„Herr, packen Sie sich zum Teufel! Oder ich lasse Sie durch meine Bursche hinauswerfen, und wahrlich, Sie wären heute der Erste nicht.“

„Mich hinauswerfen, alter lateinischer Perückenstock!“ kreischte der Hauptmann und rasselte an seinem Säbel. Aber in demselben Augenblick flog die Thüre auf, die beiden kräftigen Bauern stürmten herein, faßten den Hauptmann so gut wie den Konrektor und brachten ihn in wenig Augenblicken trotz seines gräulichen Lärmens über die Grenzen des Hauses.

16.

Entpuppung.

In der Stadt gingen recht üble Gerüchte von Frau Scheller und Lalage, und die Vorfälle auf dem Jagdhause wurden auf das Schändlichste entstellt von Mund zu Mund getragen. Durch Lieschen wurden die beiden Damen von Allem unterrichtet, aber was

konnten sie thun, um den abscheulichen Reden ein Ende zu machen? Das Beste war, so schnell als möglich unter die Haube zu kommen, und sie boten gemeinschaftlich Alles auf, um dies recht bald zu bewerkstelligen.

Das Schlimmste war, daß der Konrektor und Schmalgau sich vereinigt hatten und ihren bösen Zungen freien Lauf ließen. Der Erstere hatte einem erhaltenen Wink von oben zu Folge seinen Abschied gefordert und erhalten, hatte aber auch bereits einen ehrenvollen Ruf zu einer weit einträglichern und angenehmern Stelle, und der Hauptmann lebte auf des Konrektors Rechnung gütlich in der Residenz, und hatte dafür weiter nichts zu thun, als Frau Scheller und Lalage um Ehre und guten Ruf zu bringen, welche Pflicht er zu seines Brotherrn größter Zufriedenheit treulich erfüllte.

Die Sachen standen in der That bedenklich, als eines Tags der Postbote einen großen Brief mit der Aufschrift brachte:

Sr. Wohlgeboren
Dem Herrn Doctor medicinae
Herrn Karl Burg
Kreisphysicus und Oberarzt beim St. Georgenstift
zu N.
dermalen im Hause des Herrn Rektors Simius
zu S.

Der Rektor hielt eben mit seinen beiden Scholaren lateinische Stunden und war in der besten Laune, daß sie durch seinen klaren geordneten Unterricht bereits die Deklinationen so vortrefflich begriffen hatten. Der Rektor erhob sich, las die Aufschrift des Briefes, schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Hier waltet ein Irrthum ob; in meinem Hause lebt kein Doktor Burg.“

„Doktor Burg?“ sagte der lange Michel gespannt. „Fragen Sie nur die Frau Scheller, Herr Rektor. Die wird den Herrn wohl kennen.“

„So!“ versetzte der Rektor, ging nachdenklich nach dem Zimmer seiner Schwägerin und hielt ihr den Brief vor.

„Endlich!“ rief diese erfreut. „Sei willkommen, glückbringendes Papier! Geben Sie mir den Brief, Herr Schwager, ich werde ihn an seine Adresse besorgen.“

„Aber erklären Sie mir doch zuvörderst dieses Räthsel.“

„Heute Abend sollen Sie Alles erfahren. Gedulden Sie sich nur bis dahin.“

„Mir dämmert ein Licht. Wahrscheinlich ein begünstigter Liebhaber der Frau Schwägerin,“ sagte der Schulmonarch giftig.

„Fehlgeschossen! Mein Herz schlägt nicht für diesen jungen Mann; es fühlt nichts für ihn als die reinste Freundschaft, frei von jeder leidenschaftlichen Beimischung. Ja auch Sie werden ihn diesen Abend umarmen und er ist es werth, der edle Jüngling, daß Sie ihn lieben. Doch ich lege mir mit Gewalt Schweigen auf, damit mein Herz nicht von wonnigen Gefühlen überströme und Ihnen vor der Zeit das süße Geheimniß verrathe, womit sie überrascht werden sollen. Inzwischen das Eine kann und darf ich Sie heilig nnd theuer versichern, daß Doktor Burg nicht mein Geliebter ist. Nun gehen Sie und dringen Sie nicht weiter in mich.“

Der Rektor war gewohnt, einem weiblichen Befehl zu gehorchen, und er ging, so gern er auch über die wunderlichen Geschichten, die ihn so plötzlich umgaben, sogleich im Klaren gewesen wäre. Die Ver-

sicherung der geliebten Schwägerin, daß sie an dem gänzlich unbekannten Doktor keinen als freundschaftlichen Antheil habe, beschwichtigte die heftig in ihm erwachte Unruhe einigermaßen, doch litt es ihn von Stund' an an keiner Stelle, und es trieb ihn aus dem Hause. Auf einem einsamen Spaziergange wurde sein Plan reif. Er wollte heute noch mit seinem Antrage, mit welchem er bis jetzt aus Feigheit gezaudert hatte, bei Frau Scheller herausrücken, damit ihm kein Andrer zuvorkäme. Gegen Mittag ging er nach Hause, speiste mit einer bemerkbaren Aengstlichkeit und verfügte sich sodann in die Schule. Aber schon in der ersten Stunde in Tertia versprach er sich jeden Augenblick und brachte zu verschiedenen Malen verkehrte Dinge vor, so daß die losen Tertianer in einstimmigem Chor laut auflachten; was sollte das bei den weit klügern Primanern in der zweiten Stunde werden? Dazu wuchs seine Unruhe von Augenblick zu Augenblick; und so nahm er sich denn vor, der Sache schnell ein Ende zu machen. Er gab den Primanern die Stunde frei, schlich in seine Stube, befahl der Magd eine Flasche Elfer zu bringen, leerte sie in wenigen Zügen, und verfügte sich mit schwerem Herzen und Kopfe nach dem Zimmer der Schwägerin. Hand und Fuß zitterten, der Athem stockte ihm, als er an der Thüre anlangte. Leise legte er das Ohr an, er vernahm nichts, als ein leises Flüstern und Rauschen wie von Küssen, aber er schrieb diese Laute dem Weine in seinem Kopfe zu, schöpfte sich Muth und drehte die zierliche Hand am Schlosse herum. Die Thüre ging auf — aber hilf ewiger Himmel! was mußte der zum Tod erschrockene Mann erblicken! — Die Schwägerin wand sich glühend aus den Armen eines

jungen, hübschen, elegant gekleideten Mannes, mit welchem sie auf dem Sopha gesessen hatte.

„Aber um's Himmels willen!“ rief die schöne Wittwe, sich zuerst sammelnd, „lesen Sie denn jetzt nicht Horaz in Prima?“

„Nein, wie Sie sehen, Frau Schwägerin, ich lese nicht Horaz in Prima.“

„Aber wie kommen Sie denn hierher auf mein Zimmer? Was wollen Sie denn hier?“

„Ich wollte — ich wollte — — ich weiß eigentlich selbst nicht, was ich wollte.“

„Nun mögen Sie es wissen oder nicht, Sie sind einmal hier und haben uns die Lust der Ueberraschung verdorben. Deshalb mögen Sie denn in Gottes Namen Alles erfahren!“

„Also ist der junge Herr hier doch der Herr Doktor Burg und Sie — —“

„Keinegswegs! Ich habe Sie nicht belogen, Herr Schwager. In diesem Herrn habe ich die Ehre Ihnen den Herrn Doctor der Philosophie Roser, einen Philologen, vorzustellen, welcher auf die erledigte Konrektorstelle und nebenbei auf meine Hand spekulirt. Mein Herz besitzt er schon, und es wird blos auf Sie ankommen, Herr Schwager, ob er auch die Stelle und sogleich meine Hand erhalten soll.“

„Ich bin sehr erfreut,“ stammelte der Rektor höchst verlegen, „einen Mann von Fach persönlich kennen zu lernen. Ihr Name ist mir als der eines guten Kritikers schon aus verschiedenen Blättern bekannt, und vor einem guten Kritikus hab' ich Respekt. Ja, ja, Sie sind mir ein respektabler Mann.“

„Es ist eine große Ehre für mich, von einem rühmlichst anerkannten Gelehrten also ausgezeichnet zu werden, obgleich meine geringen Leistungen noch

keinen Anspruch auf solche Auszeichnung zu machen haben."

„Sie sind ein vortrefflicher Mann. Solch' einen Konrektor können wir brauchen. Aber sagt mir nur, wie das Alles so schnell gekommen ist?"

„Das sollen Sie nachher erfahren, wenn der Doktor Burg ebenfalls hier sein wird," versetzte die Schwägerin.

„Der ist auch im Hause? Aber mein Himmel! Und ich weiß nichts davon?"

Frau Scheller eilte davon und trat gleich darauf an Burgs und Lalages Armen in's Zimmer.

„Der ist der Doktor Burg?" rief der Rektor erstaunt. „Der sieht ja gerade aus wie unser Michel!"

„Und sollten Sie im Doktor Roser keine Aehnlichkeit mit unserm Niklas finden?" fragte Lalage schelmisch.

„Me hercle! es ist wahr!" rief der Rektor und schlug die Hände zusammen. „Ei Ihr Spitzbuben, wie habt Ihr mich angeführt!"

„Bitte, bitte, nicht zürnen!" flehten alle Viere. Und Burg und Lalage sanken zu des Vaters Füßen und baten um seinen Segen. Er wollte noch etwas einwenden, aber die Schwägerin fügte ihre Bitten hinzu, und sie war stets unwiderstehlich für ihn. Er weinte und lachte, segnete laut und verwünschte heimlich Alles, was um ihn war.

Zum Glück für den Rektor hat späterhin Niemand erfahren, weshalb er am selbigen Tage den Primanern den Horaz erließ und die Stunde schenkte, weshalb die Magd eine Flasche Elfer aus dem Keller holen mußte, wovon sie eine Viertelstunde darauf kein Tröpfchen mehr fand, und weshalb eigentlich der Alte so

plötzlich und unerwartet auf der Schwägerin Zimmer erschien.

Roser war nach drei Monaten Konrektor und früher schon des Rektors Liebling; denn der gute Alte war mit der Zeit nicht fortgeschritten und Roser verdeckte die Blösen seines Vorgesetzten immer gut.

Burg trat sein einträgliches Amt an. Beide machten an einem Tage Hochzeit. Herr von Schmalgau wurde aus Ironie dazu geladen. Er verfehlte nicht zu kommen, aß und trank eine Woche lang viel und leerte mit den Brautleuten täglich manche Flasche auf das Stelldichein, bei welchem er eine so wichtige Rolle gespielt hatte.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Ludwig Storch's

Ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Achtzehnter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1856.